Paed. th.
743-2
Campe

<36622301960017

<36622301960017

Bayer. Staatsbibliothek

[illegible] R° 54

R

Sammlung
einiger
Erziehungsschriften
von
J. H. Campe.

Deus nobis haec otia fecit.

Zweiter Theil.

Nebst Aufsätzen von Klopstock, Feder und Brückner.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Einige der nachstehenden Aufsätze sind zwar schon einmal gedruckt worden; aber sie haben bei einer gänzlichen Umarbeitung so beträchtliche Veränderungen erhalten, daß sie für neu angesehen werden können. Die andern erscheinen hier zum erstenmale. Mehr habe ich davon nicht zu sagen.

Vermuthlich hat diese kleine Sammlung von Erziehungsschriften hiermit ihr Ende; weil ich seit einiger Zeit, nach hinlänglich befestigter Gesundheit, mich wieder stark genug gefühlt habe, von dem beobachtenden zum thätigen Leben über zu gehen. Ich habe das Glück, ein kleines Häuflein hofnungsvoller Kinder um mich versammlet zu sehen, denen von nun an meine beste Zeit und meine besten Kräfte einzig gewidmet bleiben. Diese, welche immer ein Häuflein bleiben, und zu keinem Haufen anwachsen sollen, sind, dem Wunsche ihrer Eltern gemäß, dem Schoosse meiner kleinen Familie einverleibet worden, und werden als Glieder derselben, und keinesweges institutmässig, von mir behandelt. Man hat mir also zuviel Ehre erwiesen, indem man in ei-

nigen

nigen Blättern, diese Familienerziehung als ein öffentliches Institut, oder gar als ein sogenanntes Philanthropin angekündigt hat.

Gott, dessen Vorsehung mich in die glückliche Lage gesetzt hat, mir einen meinen geringen Kräften angemessenen Wirkungskreis abstechen zu dürfen, gebe zu demjenigen, was ich in diesen Blättern etwa Wahres und den Bedürfnissen unsers Zeitalters Anpassendes gesagt habe, seinen alles vermögenden Segen, und hemme jede schädliche Wirkung dessen, worin ich geirrt habe. Hamburg den 12ten Sept. 1778.

Beschreibung
einiger neuen
pädagogischen Kinderspiele,
zur
Erlernung fremder Sprachen,
zur
angenehmen Unterhaltung der Kinder,
und
zur Uebung ihrer Seelenkräfte.

Nimirum vtile est —
— tempestiuum pueris concedere ludum.
Horat.

I.

Beschreibung
einiger neuen
pädagogischen Spiele,
zur Erlernung fremder Sprachen, zur angenehmen Unterhaltung der Kinder, und zur Uebung ihrer Seelenkräfte.

Das kindische Alter ward von der Natur zum Spielen und zur unschuldigen Fröhlichkeit bestimmt. Diese ihre Einrichtung ist so allgemein, daß sie sich sogar auch über jede Thierart erstreckt und so augenscheinlich, daß nur ein Blindgebohrner sie verkennen kann. Die jungen, erst eben dem Ey entschlüpften Fische sonnen sich und spielen auf der Oberfläche des Wassers; jauchzend und tanzend hüpfen im fetten Grase das harmlose Lamm, das muthwillige Füllen, das schwerfälligere Kalb und die leichtfertigen Böcklein; die jungen Vögel wetteifern unter sich mit ihren Flügeln und Kehlen, und das spielerische Küchlein klettert auf den Rücken seiner Mutter, pickt sie mit seinem kleinen Schnabel, wie mit einem Sporn, in Hals und Flü-

gel, reitet wohlgemuth einher, fällt herab und flattert wieder hinauf um sein Spiel von neuem anzufangen.

So wolte es die Natur bey Allem, was sie belebte, bey den Menschen, wie bey den Thieren. Der Anfang des menschlichen Lebens solte sinnliche Fröhlichkeit, das Mittel Ernst und Zufriedenheit bey nüzlicher Anstrengung unserer Kräfte, und das Ende ein sanftes und ruhiges Hinsinken des Körpers in ihren mütterlichen Schooß seyn, — ein Hinsinken, welches dem stillen Sommerabend gliche, wenn die unumwolkte Sonne, nach vollendetem Kreislauf des Tages sich allmälig hinab zum westlichen Gebirge neigt, und die Schöpfung zu feiern beginnt. Der überlegende Ernst sollte erst dann sich unserer Seele bemächtigen, wenn die Zeit der Sorgen und der Mühseligkeit gekommen wäre, und diese Zeit sollte erst dann erscheinen, wenn unsere jungen Kräfte zur Ertragung derselben reif geworden wären. So wollte es die Natur!

Wer diese natürlichen Stufen des Lebens, welche wiederum aus einer unbestimmbaren Menge kleinerer Zwischenabsätze bestehen, unverständiger Weise überspringen und von dem

Kinde

Kinde den Ernst und die Bedächtigkeit des Mannes, von dem Jünglinge die Ruhe und die Kälte des hinwelkenden Greises fodern wollte, der würde eine der weisesten und wohlthätigsten Einrichtungen des Schöpfers mit Füssen treten; würde verlangen, daß der Morgen Mittag, der Mittag Abend, oder daß der Frühling Sommer, der Sommer Herbst seyn sollte, und würde also — etwas sehr thörichtes verlangen.

Ob indeß die Erreichung dieser widernatürlichen Absicht in einem gewissen Grade möglich sey? wird wohl keiner fragen, der je ein Treibhaus gesehen hat, in welchem man zur Winterszeit den Frühling, im Frühlinge den Herbst nachzuäffen weiß. Ob's aber rathsam sey, dieses Verfahren bey der Erziehung nachzuahmen? das möge sich selbst beantworten jeder, der da bemerkt hat, was aus getriebenen Bäumen, wenn sie ihre erzwungene Frucht geliefert haben, ordentlicher Weise zu werden pflegt.

Kinder sollen also im eigentlichsten Verstande Kinder und keine Greise seyn. Sie sollen hüpfen und springen, sollen lachen und fröhlich seyn, sollen spielen und unschuldige Possen treiben; und der Erzieher? — soll sie

nicht, durch Unterdrückung ihrer unschuldigen Lustigkeit, von dem untersten Absatze des Lebens gewaltsam auf einen der höheren schleudern wollen; soll vielmehr ihre Spiele zu vervielfältigen und zu ordnen, ihr Vergnügen dabey zu befördern und nur die übertriebenen und schädlichen Aeusserungen ihrer Lebhaftigkeit zu mäßigen und zu dämpfen suchen; soll selbst mit Kind seyn, soll an ihren Vergnügungen und Spielen einen sichtbaren Antheil nehmen, um sich in die Liebe und in das Vertrauen seiner Zöglinge erst ganz hineinzukindern, wenn ich so sagen darf, und unter dem Charakter eines erfahrnen Spielkameradens sie zu lehren und zu lenken, wohin er will.

Der Einwurf, daß dieß der Weg sey, kindische zu jeder ernsthaften und anhaltenden Anstrengung unfähige Menschen aus ihnen zu ziehen, ist gegründet, sobald diese Methode über ihre natürlichen Gränzen ausgedehnt wird (wie dieses bey mancher heutigen Erziehung wirklich der Fall seyn mag); aber er hat gar nichts auf sich, sobald der Erzieher nur verständig genug ist, um die natürlichen Abstuffungen des kindischen und jugendlichen Alters genau zu bemerken, und den Ton seines jedesmaligen

gan=

ganzen Verfahrens in völlig gleichlaufenden Graden allmälig höher zu stimmen. Er muß mit seinem Zöglinge zugleich zu wachsen und auf der Stuffenleiter des Lebens nur immer um eine Sprosse höher, als dieser, zu stehen scheinen. Dem Säuglinge erscheine er als Kind, dem Kinde als Jüngling, dem Jünglinge als Mann: so wird er allmälig ihn mit sich fort ziehen, und das spielerische Kind wird durch unendlich kleine, dem Zuschauer ganz unbemerkbare Fortgänge zum gesezten und thätigen Manne reifen, wie die erste dürftige Frühlingsknospe zur reifen Herbstfrucht.

Man sage nicht, daß es ein schweres und mühvolles Geschäft sey, sich wieder zum Kinde zu machen, wenn man eine Zeitlang schon gewohnt gewesen ist, ein Mann zu seyn! Wer weiß das nicht, und wer fühlt es nicht beym ersten Versuche, den er darüber anstellt? Es ist nicht blos schwer, es ist sogar etwas Unnatürliches für einen erwachsenen Menschen, sich den Kindern gleich zu stellen, und aus seiner eigenthümlichen Art zu empfinden, zu denken, zu reden und zu handeln herauszugehen, um sich in den engen Empfindungs- und Handlungskreis der Kinder einzuzäunen, dem man

so lange schon entwachsen war, — etwas eben so Unnatürliches und Beschwerliches für den Geist, als das Anziehen ehemaliger, längst zu kleingewordner Kinderkleider für unsern Leib seyn würde. Noch einmal, wer weiß das nicht? Und wer weiß nicht, daß das grade eine der Hauptursachen sey, warum es so wenig gute Erzieher giebt, so wenig geben kann; weil die Zahl der Edlen, welche in unverrückter Hinsicht auf ein Ziel jenseits der Sterblichkeit, ihr eigenes irdisches Wohl dem Wohl ihrer Nebenmenschen aufzuopfern bereit sind, in jedem Stande immer klein gewesen ist, und so auch immer bleiben wird. Aber das muß ja für diejenigen, welche innern Beruf zu diesem ehrwürdigen Geschäft bey sich verspüren, und welche jenen wenigen Edlen beigesellt zu werden trachten, ein Sporn mehr seyn, diesen mühsamen, aber zu einem erhabenen Ziele führenden Weg, mit freudiger Entschlossenheit zu betreten. Nihil tam alte natura constituit, quo virtus non possit eniti. —

Aber wer wir auch sind, so sind und bleiben wir doch immer Menschen, doch immer Wesen von beschränkten Kräften, welche keiner endlosen Anstrengung fähig sind. Wir ermüden,

den, die Munterkeit des Geistes — diese dem Erzieher so unentbehrliche Eigenschaft — verläst uns in gewissen Stunden, wir mögen wollen, oder nicht; und gleich dem müden Schwimmer, der bey gänzlich erschöpften Kräften, sich auf der Oberfläche des Wassers nicht länger erhalten kann, sinkt alsdann unser Geist aus der ihm unnatürlichen kindischen Sphäre in die tieferen Gegenden des seinen Jahren angemessenen Empfindungs und Wirkungskreises des männlichen Alters unwillkührlich hinab, wohin die leichteren Seelen seiner jungen Gespielen ihm nicht folgen können. Hätte der Schwimmer (um in meinem Gleichnisse fortzufahren) in solchen Momenten der Ermattung ein Korkhemde in Bereitschaft, so würde er nicht versinken; und hätte der Erzieher für ähnliche Stunden der Erschlaffung sich mit ähnlichen Hülfsmitteln im Voraus versorgt: so würde auch er sich alsdann, seiner Entkräftung ungeachtet, auf der Oberfläche des menschlichen Lebens — ich meine in der Nachahmung des kindischen Alters — leicht erhalten können. Und welches sind diese Hülfsmittel? Ich bin im Begrif hier einige derselben anzuzeigen.

Ich meine nämlich, daß es dem Erzieher in solchen Stunden, in welchen die Menschlichkeit ihre Rechte behauptet, gar sehr zu statten kommen müste, wenn er sich einen Vorrath angenehmer und nüzlicher, ganz nach kindischer Denkungsart eingerichteter Spiele angeschaft hätte, die er alsdann jeder andern Unterhaltung, zu der er sich eben jezt unfähig fühlte, zum nützlichen Vergnügen der Kinder und zu seiner eigenen Erholung unterschieben könnte. Solche Spiele nämlich, wenn man die Ausübung derselben sich einmal erst geläufig gemacht hätte, würden den ermüdeten Lehrer in den Stand setzen, ohne irgend eine erhebliche Anstrengung seines eigenen Geistes, fortzufahren, die Rolle eines verständigen Kindes zu spielen und seinen Zöglingen tausend nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten spielend beyzubringen.

Ich habe eine Zeitlang darüber nachgedacht, und es ist mir gelungen, eine ziemliche Anzahl solcher pädagogischen Kinderspiele zu erfinden, von denen ich zu hoffen wage, daß sie zu dem gesagten Endzwecke brauchbar seyn werden. *)

Denn

*) Was ich damals, da ich dieses schrieb, blos hofte, kann ich jezt aus Erfahrung versichern.

Denn

Denn wenn ich mich nicht sehr täusche, so darf ich sagen, daß diese Spiele nicht nur eine angenehme Unterhaltung für die Kinder, sondern auch ein eben so leichtes, als taugliches Mittel seyn werden, sowohl ihre Seelenkräfte überhaupt zu üben, als auch besonders ihnen auf eine unmerkliche und ergötzende Weise eine vorläufige Fertigkeit in dem Gebrauche fremder Sprachen beyzubringen. Ich habe bey der folgenden Beschreibung derselben blos auf die lateinische Sprache Rücksicht genommen; aber man wird von selbst bemerken, daß jede andere Mundart eben so gut dabey zum Grunde gelegt, und dadurch geübt werden kann. Jezt also zur Sache!

* * *

Das erste mag das Blindemannsspiel seyn. Man verbindet dem Kinde die Augen; ist dieß geschehen, so nimmt man einen seiner Finger und läst es mit der äussersten Spitze desselben einen beliebigen Gegenstand berühren, der sich vor-

Denn da ich seit einiger Zeit mich mit dem Erziehungswesen wieder praktisch beschäftige; so habe ich Gelegenheit gehabt, mit meinen pädagogischen Spielen zum öftern Versuche anzustellen, welche meiner Erwartung durchaus entsprochen haben.

vorher schon, ehe ihm die Augen verbunden wurden, in dem Zimmer befand. Damit es aber nicht etwa aus dem Orte, an welchem sich das berührte Ding befindet, schliessen möge, was es für eins sey: so dreht man es vorher zweymal herum, damit es nicht wisse, nach welcher Himmelsgegend es hingeführt werde. Bey der Berührung, welche mit der Spitze des Fingers nur an einer Stelle des vorgehaltenen Gegenstandes geschieht, die nicht grösser seyn muß, als eben nöthig ist, um mit dem Finger des Kindes ein klein wenig darauf hin und her zu fahren, frägt der Lehrer: quid tangis? (Was berührst du?) und das Kind hat nun die Erlaubniß, zehnmal zu rathen. Es versteht sich, daß es die Dinge, die es angibt, lateinisch nennt, und daß der Lehrer ihm zu Hülfe kömmt, so oft es ein Wort nicht weiß. Um ihm aber sowohl das Errathen, als auch das Angeben des lateinischen Namens zu erleichtern, bezeichnet der Lehrer, vor Anfang des Spiels, alle diejenigen Gegenstände, mit welchen gespielt werden soll, und ruft, so wie er jeden zeigt, den Namen desselben mit lauter Stimme aus. Hat dann das Kind achtmal vergebens gerathen, so nennt der Lehrer ihm den Anfangsbuchstaben des zu errathenden Worts,

und

und darauf darf es noch zweymal rathen. Ist es so glücklich den wirklichen Gegenstand zu treffen: so empfängt es eine Belohnung, es sey nun eine Rosine, oder ein Stück vom Apfel, vom Kuchen, oder was man sonst etwa für eine andere beliebige Kleinigkeit zur Prämie ausgesezt hat; — wo nicht, so hat jeder der übrigen Schüler die Erlaubniß, bevor ihm die Augenbinde wieder abgenommen wird, etwas Possirliches (versteht sich ganz unschädliches und auf keine Weise schmerzhaftes) mit ihm vorzunehmen. Der eine legt ihm beyde Hände auf den Kopf; der andere steckt ihm ein Stückchen Papier in den Mund; der dritte sezt ihm die Füsse kreuzweis über einander; der vierte befiehlt ihm, den Kopf zurück, oder auf die eine Achsel zu legen, oder vorn herunter hängen zu lassen u. s. w. Und in dieser Stellung muß der Büssende so lange bleiben, bis der zweite oder der dritte Schüler glücklicher gerathen, und sich dadurch das Recht erworben hat den oder die Verurtheilten von ihrer Kasteiung zu befreien.

Daß dieses Spiel den Kindern angenehm sey, brauche ich nicht erst zu versichern.

Der

Der Nutzen aber, den sie davon haben können, besteht erstlich darin, daß der Sinn des Gefühls dadurch bey ihnen verfeinert und ihre Seele zur angestrengten Aufmerksamkeit und zum Urtheilen aus sinnlichen Gefühlen, als aus Vordersätzen, gewöhnt wird. Der zweyte und spürbarste Vortheil aber, den sie davon haben, ist die dadurch leicht zu erlangende Wortkenntniß in derjenigen Sprache, welche man sie eben lehren will. Man kann hierbey zugleich auch ihre Sachkenntniß erweitern, indem man vor Anfang des Spiels viele theils zu einerley, theils zu verschiedenen Gattungen gehörige Dinge (z. E. eine Menge verschiedener Baumblätter, Früchte, Getraidearten, Kräuter u. s. w.) ins Lehrzimmer bringt, und, nach vörhergegangener Vorzeigung und Benennung derselben, immer eins von ihnen zum Gegenstande des Errathens macht.

Ich weiß aus der Erfahrung, daß die Kinder durch dieses Spiel zwölf biß zwanzig ihnen vorher unbekannte Namen der Dinge sich in einigen Minuten und zwar mit Lust zu eigen machen, auf deren Einprägung durch das gewöhnliche Vokabellernen sie ganze Stunden mit grossem Widerwillen verschwenden müssen. Genug von diesem.

* * *

Bey der Methode, die zu erlernenden fremden Sprachen — todte und lebendige — anfangs als Muttersprachen zu behandeln und also ohne Buch, blos im täglichen Umgange, durch Plaudern zu lehren, liegt die gröste Schwierigkeit in dem Anfange, nämlich darin, die Kinder ohne Widerwillen nur erst so weit zu bringen, daß sie von demjenigen, was in einer solchen Sprache zu ihnen geredet wird, ein wenig verstehen und selbst etwas Gebrochenes und Fehlerhaftes darauf antworten können. Es kömmt nämlich darauf an, ihnen erst einen kleinen Vorrath von Wörtern ins Gedächtniß zu bringen, ohne daß man sie dieselben auswendig lernen läst, und sie zur Aussprache derselben zu bewegen, ohne daß dieses trockne Geschäft ihnen Widerwillen und Ekel verursache. Hat man nur erst diese Schwierigkeit überwunden, so wird ihr nachheriger Fortgang in der Sprachkenntniß immer leichter und immer sichtbarer.

Ich empfehle hierzu denen, welche ihre Zöglinge nach dieser Methode unterrichten wollen, ein Spiel, welches seiner Einförmigkeit ungeachtet, den Kindern Vergnügen machen und zur

zur Erreichung des besagten Endzwecks tauglich seyn wird. Ich nenne es das Echospiel.

Die ganze einfältige Einrichtung desselben besteht darin, daß der Lehrer von seinen Schülern umgeben, an dem Orte, wo gespielt werden soll, es sey im Zimmer, oder im Garten, oder auf dem Felde, mit dem Stocke in der Hand umhergeht, jeden der gegenwärtigen Gegenstände berührt, dabey halb singend sagt, wie der berührte Gegenstand heist, und zwar so, daß der Name des Gegenstandes jedesmal zulezt gehört wird, und daß alsdann die sämmtlichen Schüler, gleich dem Echo, diesen Namen mit lauter Stimme wiederholen. Ich sage, mit lauter Stimme, und das nicht ohne Ursache. Denn erstlich wird ihnen dadurch, daß sie schreien dürfen, das an sich unbedeutende Spiel selbst angenehmer, und zweytens prägt sich ein Wort unserm Gedächtnisse um soviel eher und tiefer ein, je stärker es von uns selbst, oder von andern in unserer Gegenwart ausgesprochen wird. Es ist daher für einen Sprachlehrer eine wünschenswerthe Eigenschaft eine helltönende Stimme und gute Lunge zu haben.

Gesezt also die Scene des Spiels wäre ein Zimmer, worin, unter andern Sachen, sich folgende

gende Dinge befänden: ein Sopha, ein Stuhl, ein Tisch, ein Schrank, ein Spiegel, u. s. w. so sagte der Lehrer beym Herumgehen und beym Berühren dieser Dinge in einem halbsingenden, taktmäßigen Tone und die Schüler wiederholten mit einem Munde, wie folget:

L. Hic - est - grabatus.
Sch. Grabatus!
L. Haec - est - sella.
Sch. Sella!
L. Haec - est - mensa.
Sch. Mensa!
L. Hoc - est - scrinium.
Sch. Scrinium!
L. Hoc - est - speculum.
Sch. Speculum! u. s. w.

So einförmig und abgeschmackt dieses Spiel einem Erwachsenen vorkommen muß, so unterhaltend ist es für die Kinder. Die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit welcher sich ihnen dabey die zu erlernenden Wörter einprägen, ist bewundernswürdig. Ich pflege es daher dem vorbeschriebenen Blindemannsspiele voran zu schicken, um durch dasselbe die Kinder erst mit den Benennungen derjenigen Dinge bekannt zu machen, unter denen sie nachher eins berühren und errathen sollen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß dieses Spiel jedesmal nur einige Minuten lang gespielt werden darf, um desto öfter wiederholt zu werden.

* * *

Es folge jezt das Seelenspiel. Die Ursache, warum ich ihm diesen Namen beygelegt habe, wird aus folgender Beschreibung der Einrichtung desselben erhellen.

Es beruhet nämlich dieses Spiel auf folgenden zwölf Wörtern:

1) video ich sehe,
2) audio ich höre,
3) gusto ich schmecke,
4) olfacio ich rieche,
5) tango, oder sentio ich fühle,
6) gaudeo ich freue mich,
7) doleo ich betrübe mich (oder dolet mihi, es thut mir weh,)
8) volo ich will,
9) nolo ich will nicht,
10) memini ich erinnere mich,
11) imaginor ich bilde mir ein,
12) indico ich urtheile.

Man sieht, ohne meine Erinnerung, daß durch diese zwölf Wörter die vorzüglichsten Veränderungen und Wirkungsarten der menschlichen Seele ausgedrückt werden.

Anfangs, ehe die Kinder sich diese Wörter gemerkt haben, schreibt der Lehrer, wenn damit gespielt werden soll, sie der Reihe nach an die Tafel. Alsdann erklärt er seinen Schülern, daß es bey diesem Spiele darauf ankomme, zu jedem dieser Wörter etwas hinzuzusetzen, welches sich dazu schickt, es sey übrigens, was es wolle, wahr oder erdichtet. Nun hebt der erste Schüler an, das erste Wort auszusprechen: video! Der Lehrer wiederholt fragweise: quid vides? (Was siehest du?) und nun sezt jener zur Antwort etwas hinzu, welches sich zu dem Worte paßt: z. E. video pluteum; (ich sehe ein Pult); der Lehrer erwiedert: recte vides (du siehest recht.) Dann fährt derselbe Schüler fort:

Sch. Audio!
L. Quid audis? (was hörst du?)
Sch. Audio concentum musicum (ich höre Musik).
L. Recte audis.
Sch. Gusto!

L. Quid gustas?

Sch. Gusto uvam passam (eine Rosine.)

L. Recte gustas.

Sch. Olfacio!

L. Quid olfacis?

Sch. Olfacio rosam.

L. Recte olfacis.

Sch. Tango!

L. Quid tangis?

Sch. Tango acclinatorium sellae (die Lehne des Stuhls.)

L. Recte tangis.

Sch. Gaudeo!

L. De qua re gaudes?

Sch. Gaudeo, me a te amari, (daß ich von dir geliebt werde.)

L. Gaudeo, te, eo gaudere, (ich freue mich, daß du dich darüber freuest.)

Sch. Doleo.

L. Quid doles?

Sch. Doleo vicem senis, qui hodie cecidit in platea (ich bedaure den alten Mann, der heute auf der Strasse fiel.)

L. Et ego doleo, (auch mir thut es leid.)

Sch. Volo!

L. Quid vis?

Sch. Volo esse frugi (ich will artig seyn.)

L. Placet propositum (dein Vorsatz gefällt mir.)

Sch. Nolo!

L. Quid non vis?

Sch. Nolo bibere vinum, (ich will keinen Wein trinken.)

L. Nempe nocet valetudini puerorum (er schadet auch der Gesundheit der Knaben.)

Sch. Imaginor!

L. Quid imaginaris?

Sch. Imaginor, nos esse in luna, (ich bilde mir ein, daß wir im Monde wären.)

L. Rem prorsus singularem imaginatus es, (du hast dir etwas sehr sonderbares eingebildet.)

Sch. Memini!

L. Cujus meministi?

Sch. Memini amici mei nuper mortui, (ich erinnere mich meines neulich verstorbenen Freundes.)

L. Pie recordaris.

Sch. Judico!

L. Quid judicas?

Sch. Judico, quod utile sit, multa discere (ich urtheile, daß es nützlich sey, Vieles zu lernen.)

L. Recte judicas.

Ich habe diese Beyspiele nicht selbst gewählt, sondern meinen Schülern nachgeschrieben.

Wer nun auf die jetzt beschriebene Weise zu allen zwölf Wörtern etwas Schickliches hinzusetzen konnte, der bekömmt das, was zur Belohnung ausgestellt war; wer dieses nicht konnte, erhält jedesmal, so oft er nichts zu sagen wuste, scherzweise einen Klaps in die Hand mit einem zusammengedrehten Tuche, und derjenige, welcher ihm aushalf, empfängt die Belohnung. Man kann auch zur Abwechselung ein Pfandspiel daraus machen, so daß derjenige, welcher bey einem Worte nichts zu sagen weiß, jedesmal ein Pfand geben muß, welches nachher durch irgend eine dem Kinde nützliche Handlung wieder eingelöset wird.

Auch können durch Hülfe dieses Spiels den Kindern auf eine unmerkliche Weise die Paradigmen der Conjugazionen beigebracht werden. Statt nemlich, daß das Kind in dem jetzt gegebenen Beispiele in der ersten Person redet, und der Lehrer in der zweiten antwortet, kann es jedesmal mit dem Worte Anima mea (meine Seele) anfangen, so daß es alsdann in der dritten Person redet; z. E. Anima mea videt, audit, gustat u. s. w. Ein andermal läst man das Kind in der mehrern Zahl reden — nos videmus, nos audimus u. s. w. und der Lehrer antwortet alsdann in der zweiten Person der Vielheit: quid videtis? quid auditis? u. s. w. Endlich läst man sie an die

Stelle

Stelle des Wir — unsere Seelen setzen, dadamit sie nun auch in der Person der Vielheit reden lernen: animae nostrae vident, audiunt etc. Eben so kann man sie auch durch alle Zeiten (tempora) gehen lassen, z. E. Videbam heri, — quid heri videbas? — Vidi nudius tertius, — quid vidisti nudius tertius? etc.

Jetzt noch ein Wort von dem vielfachen Nutzen dieses Spiels. Daß die Sprache dabey geübt werde, leuchtet von selbst ein. Aber zwei andere Vortheile, welche zugleich mit erreicht werden, sind mir noch wichtiger.

Erstlich wird die Seele der Kinder dadurch in den Fall gesetzt, daß sie diejenigen geistigen Verrichtungen, von denen im Spiel die Rede ist, nicht bloß denken, sondern auch wirklich vornehmen muß. Indem z. E. das Kind sagt: ich erinnere mich dieser oder jener vergangenen Sache: so muß es sich wirklich derselben erinnern; wenn es spricht, ich bilde mir dieses, oder jenes ein: so thut es wirklich, was es sagt; ich urtheile, daß dieses so oder so sey: so urtheilt es wirklich. Mithin werden alle diese Seelenkräfte wirklich dabey geübt.

Der zweite, gleichfals erhebliche Vortheil, den dasselbe gewährt, besteht darin, daß

die Kinder mit den vorzüglichsten Verrichtungen ihrer Seele spielend bekannt werden, so daß dieses Spiel sehr bequem die Stelle des ersten Unterrichts in der Seelenlehre vertreten kann; und zwar um so viel bequemer, da sie hier nicht bloß hören, was in einer menschlichen Seele vorgeht, sondern auch noch überdem in den Fall gesetzt werden, ihre Seele jede dieser Verrichtungen wirklich selbst vornehmen zu lassen. Wie leicht muß es ihnen nachher werden, die Worte, sinnliche Empfindung, Empfindniß, Empfindungskraft, Wille, Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft, u. s. w. verstehen zu lernen, so bald man sie bey der Erklärung derselben auf dasjenige zurückführt, was sie bey diesem Spiele so wohl gesagt, als auch gethan haben?

Man wird vermuthlich schon angemerkt haben, daß ich zwei vorzügliche Seelenkräfte, den Witz und den Scharfsinn, oder das Vergleichungs- und Unterscheidungsvermögen, in diesem Spiele ausgelassen habe. Die Ursache ist, weil ich für diese ein besonderes Spiel erfunden habe, welches ich meinen Lesern jetzt gleichfals beschreiben will.

* * *

Ich nenne es das Spiel des Witzes und des Scharfsinns. Schon aus dieser Benennung

nung desselben erhellet, worauf es dabei angesehen sey, nemlich auf eine Uebung der angezeigten beiden Seelenkräfte — des Witzes und des Scharfsinns. Das Wesen des Ersteren besteht bekanntermaßen in der Fertigkeit die Aehnlichkeiten der Dinge, und die Natur des Letzteren in der Fertigkeit, die Verschiedenheiten der Dinge wahrzunehmen. Man übt also den Witz der Kinder, wenn man ihnen Anlaß gibt zu bemerken, worin gewisse in mancher Betrachtung verschiedene Dinge mit einander übereinkommen, und den Scharfsinn derselben, wenn man sie auf die Verschiedenheit anderer in mancher Betrachtung ähnlicher Sachen aufmerksam werden läst. Beides glaube ich durch das Spiel zu bewerkstelligen, dessen simple Einrichtung ich jetzt beschreiben will.

Der Lehrer beschreibt eine gewisse Anzahl kleiner Kartenstückchen mit den lateinischen Benennungen von allerley Gegenständen, z. E. Sol, orbis terrarum, homo, malum, prunum u. s. w. Diese Zettelchen werden in einen Topf oder Hut gethan und umgeschüttelt. Die mitspielenden Kinder setzen sich der Reihe nach. Alsdann geht der Lehrer mit dem verdeckten Hute oder Glückstopfe die Reihe entlang und jedes Kind nimmt zwei der beschrie-

benen Zettelchen für sich heraus. Auf einer an der Wand hangenden Tafel stehen die Namen der sämtlichen Spieler geschrieben, unter welchen senkrechte Linien herablaufen, an denen bezeichnet wird, so oft das Kind entweder etwas gewonnen oder verloren hat. Ein Querstrich auf der rechten Seite dieser Linie bedeutet Gewinn, auf der linken Verlust.

Nachdem jeder die ihm zu Theil gewordenen zwei Zettelchen angesehen, und über die darauf befindlichen beiden Wörter eine Minute lang nachgedacht hat (denn so lange wird eine Pause gemacht, in welcher niemand reden darf;) so fängt der Lehrer bey dem obersten an und frägt: quid contemplaris? (Was betrachtest du?) Dann nennt der Schüler die beyden Gegenstände, deren Namen er auf seinen Zetteln findet; z. E. Contemplor ſolem et orbem terrarum (ich betrachte die Sonne und die Erde.)

L. In quo conveniunt ſol et orbis terrarum? (Worin kommen die Sonne und die Erde überein?)

Sch. In eo, quod uterque rotundus eſt. (Darin, daß beide rund sind.)

L. Quis veſtrum aliam qnamdam ſimilitudinem inter eos animadvertit? (Wer von euch

euch bemerkt noch eine andere Aehnlichkeit zwischen ihnen?)

Einer der übrigen Schüler. Uterque a Deo creatus est. (Beide sind von Gott geschaffen.)

L. Qua re discrepant sol et orbis terrarum? (Worin sind Sonne und Erde verschieden?)

Sch. Sol propria fulget luce, orbis vero terrarum aliena illustratur. (Die Sonne glänzt vom eigenen Lichte, die Erde aber wird durch fremdes Licht erleuchtet.)

L. Quis vestrum aliam inter eos discrepantiam animadvertit? (Wer von euch bemerkt noch eine andere Verschiedenheit zwischen ihnen?)

Einer der Uebrigen. Sol major est terra; Sol subsistit, terra continuo agitur circulo etc. (Die Sonne ist grösser, als die Erde; die Sonne steht still, die Erde wird in einem beständigen Zirkel herumgetrieben.)

Für jede solcher treffenden Antworten bekömmt der Schüler, der sie gab, einen Strich auf der rechten Seite seiner Linie; für jede schuldig gebliebene oder verkehrte Antwort aber einen Strich auf der linken Seite derselben. Am Ende werden die Striche auf jeder Seite einer

jeden

jeden Linie summirt, und die verlierenden von den gewinnenden abgezogen. Wessen Summe der übrigbleibenden gewinnenden Striche alsdann die gröste ist, der erhält die ausgesetzte Belonung, (einen Apfel, ein Stückchen Kuchen, ein Paar Rosinen oder was man sonst etwa zur Belonung machen will) und kann davon abgeben wem und so viel er will. Wer hingegen lauter verlierende Striche und gar keinen gewinnenden erhalten hat, der wird mit verbundenen Augen in die Mitte gestellt, die ganze Gesellschaft schliest einen Kreis um ihn, tanzt um ihn herum und singt:

Ecce, ecce puerum
In clara luce caecum!
Ecce, ecce puerum,
Per jocum atque risum,
A nobis vellicandum!

Bey dem letzten Worte zupft ihn einer, dem der Lehrer den Wink dazu gibt, am Ohre, der Kreis steht still, und der Lehrer frägt: quis te vulsit? (Wer hat dich gezupft?) Trift er den rechten, so wird ihm die Augenbinde abgenommen; wo nicht, so fängt der Tanz, der Gesang und das Zupfen wieder von vorn an, bis er endlich so glücklich ist, denjenigen, der ihn zupfte, zu errathen.

Damit es aber bey diesem und jedem andern ähnlichen Spiele, besonders wenn der Haufen etwas groß ist, ohne alle Beleidigung und Verdrieslichkeit abgehe: so wird jedesmal, so oft gespielt werden soll, durch Mehrheit der Stimmen, ein Spielrichter erwählt, der dahin sehen muß, daß sich jeder in den Schranken des unbeleidigenden Scherzes halte. Dieser erkennt, mit Zuziehung seines geheimen Raths, (welches der Lehrer ist) demjenigen, der diese Schranken überschreitet, eine verhältnißmässige Strafe zu, welche jeder, sich gefallen zu lassen, vorher versprochen hat. Diese Einrichtung kann zugleich auch dazu genutzt werden, die Begriffe der Kinder von der Obrigkeit, von den Gesetzen, von der strafenden Gerechtigkeit u. s. w. zu berichtigen und anschauend zu machen.

Wenn die durch dieses Spiel zu übenden Seelenfähigkeiten der Kinder schon in einem gewissen Grade entwickelt und ihre Kenntnisse verhältnißmässig erweitert worden sind; so wird man dieses Spiel dadurch noch sinnreicher und zugleich nützlicher machen können, daß man es nicht mehr dem Zufalle überläst, was für Gegenstände die Kinder mit einander vergleichen sollen, um Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten zu bemerken; sondern ihnen vielmehr die zu vergleichenden Gegenstände, die man vorher

mit

mit Ueberlegung gewählt hat, selbst an die Hand giebt. Da kann man sie dann auf die feinsten Aehnlichkeiten ganz verschiedener Dinge und auf die feinsten Unterschiede zwischen völlig ähnlich scheinenden Sachen aufmerksam machen, und dadurch sowohl ihre Vergleichungs- und Unterscheidungskraft üben, als auch den Vorrath ihrer Sachkentniß, theils in natürlichen, theils in wissenschaftlichen Dingen ausnehmend erweitern.

In diesem Fall also schreibe man auf jedes Kartenblatt zwey mit Absicht gewählte Wörter solcher Dinge, deren Aehnlichkeit und Verschiedenheit von den Kindern bemerkt werden soll, und lasse dann jedes jedesmal nur ein Blatt ziehen. Um mich allen meinen Lesern ganz verständlich zu machen, will ich einige solcher von mir verfertigten Kartenblätter zum Beyspiel abschreiben:

1. Adultus et Infans, (ein erwachsener Mensch und ein Kind.)
2. Castor et faber lignarius, (der Biber und der Zimmermann.)
3. Equus et Asinus, (das Pferd und der Esel.)
4. Rex et subditus, (der König und der Unterthan.)

5. Le-

5. Lepus et caniculus, (der Hase und das Kaninchen.)
6. Sol et luna, (die Sonne und der Mond.)
7. Nautilus et nauta, (der Nautilus und der Schiffer.)
8. Elephas et balena, (der Elephant und der Walfisch.)
9. Mendacium et falsiloquium, (die Lüge und die Unwahrheit.)
10. Avaritia et parsimonia, (der Geiz und die Sparsamkeit.)
11. Nix et glacies, (der Schnee und das Eis.)
12. Fluuius et mare, (der Fluß und das Meer.)
13. Aqua et aër, (das Wasser und die Luft.)
14. Taurus et vacca, (der Ochs und die Kuh.)
15. Aurum et orichalcum, (Gold und Messing.)
16. Argentum et stannum, (Silber und Zinn.) u. s. w.

* *
*

Jetzt zu einem neuen Spiele, welches ich das Urtheilspiel nenne, weil es vornemlich darauf abzielt, die Beurtheilungskraft der Kinder

zu

zu üben. Es kann aber dasselbe auf mehr als eine Art gespielt werden. Mit der Beschreibung der simpelsten will ich den Anfang machen.

Diese besteht darin, daß der Lehrer ein Subject nennt, und der Schüler ein demselben zukommendes Prädikat angeben muß. Die Kinder sitzen oder stehen wieder, wie bey dem vorigen Spiele, in ihrer Ordnung. Der Lehrer wendet sich an den Ersten und frägt:

L. Nix est? (Der Schnee ist?)
1 Sch. Alba. (weiß.)
L. Aqua est? (Das Wasser ist?)
2 Sch. Fluida. (flüssig.)
L. Coelum est? (Der Himmel ist?)
3 Sch. Sudum (heiter.)
L. Cerasum est? (Die Kirsche ist?)
4 Sch. Boni saporis? (von gutem Geschmacke.) u. s. w.

Ein andermal wird umgekehrt gefragt. Der Lehrer nemlich gibt Prädikate an, und die Schüler müssen Subjekte nennen, denen diese Prädikate zukommen; z. E.

L. Viride est? (Grün ist?)
Sch. Pratum, (die Wiese.)
L. Pellucidum est? (Durchsichtig ist?)
Sch. Vitrum, (das Glas.)

L. Ratione praeditus est? (Mit Vernunft begabt ist?)

Sch. Homo, (der Mensch.) u. s. w.

Für jede passende Antwort wird wiederum auf der rechten Seite der unter dem Namen des Schülers befindlichen Linie, und für jede ausbleibende oder unschickliche Antwort auf der linken Seite derselben ein Strich gezogen.

Man sieht, daß dieses Spiel, in Ansehung der dadurch zu übenden Sprache, den doppelten Nutzen habe, daß den Kindern, auf eine unmerkliche Weise, so wohl eine Menge ihnen noch unbekannter Wörter, als auch die richtige Verbindung der Nennwörter und Beiwörter, in Ansehung des Geschlechts, spielend beigebracht werden kann. Auch in den Veränderungen der Beiwörter, nach den Graden des Comparativs und des Superlativs, können sie durch dieses Spiel vorläufig geübt werden; und zwar auf folgende Weise:

L. Leo fortior est? (Der Löwe ist stärker?)

Sch. Quam ouis, oder oue, (als das Schaaf.)

L. Equus maior est —? (Das Pferd ist grösser?)

Sch. Asino, (als der Esel.)

L. Struthio camelus est omnium auium — ? (Der Strauß ist unter allen Vögeln?)

Sch. Maxima, (der Gröste.)

L. Socrates fuit omnium sui aeui hominum — ? (Sokrates war unter allen seinen Zeitgenossen?)

Sch. Sapientissimus, (der Weiseste.)

Eine andere, etwas veränderte Art, dieses Urtheilspiel zu treiben, ist folgende: der Lehrer thut eine gewisse Anzahl kleiner Kartenstückchen, deren jedes mit einem Subjekte, d. i. mit einem Nennworte, beschrieben ist, in einen Topf, und eine gleiche Anzahl anderer Zettelchen, welche mit Prädikaten, d. i. mit Beiwörtern, beschrieben sind, in einen andern Topf. Alsdann läst er jeden Schüler aus jedem Topfe eins dieser Zettelchen ziehen; giebt ihnen eine Minute Zeit darüber nachzudenken, und dann muß jeder aus den beyden Wörtern, die ihm zu Theil geworden sind, ein verneinendes oder bejahendes Urtheil zusammensetzen.

Ein andermal läst man sie blos aus demjenigen Topfe, welcher die Nennwörter enthält, zwei Zettelchen nehmen, und jeder muß die ihm zugefallenen Wörter auf irgend eine Weise so in Verbindung bringen, daß in dem Satze, der

der daraus entsteht, ein verständlicher und richtiger Sinn liege; z. E. der Schüler hat zwei Zettelchen gezogen, auf deren einem das Wort Morbus (die Krankheit) auf dem andern Cibus (die Speise) steht, und verbindet nun beide Wörter etwa folgender Gestalt: Morbo laborantibus multa ciborum genera fastidium mouent, (den Kranken sind viele Speisarten zuwider.) u. s. w. Auch kann man, wenn die Kinder auf diese Weise in der Verbindung zweier Begriffe eine Zeitlang geübt worden sind, noch einen dritten Topf mit Zettelchen hinzufügen, auf welchen Zeitwörter geschrieben stehen. Dann steht z. E. auf dem einen Zettelchen, welches der Schüler zieht, das Wort Bellum (Krieg), auf dem zweiten Panis (Brod), auf dem dritten carere (mangeln); und daraus setzt er den Satz zusammen: tempore belli multi homines carent pane (zur Zeit des Krieges leiden viele Menschen Mangel am Brod) u. s. w. Auch kann man solche drei mit Absicht gewählte Wörter zusammen schreiben, und dann jeden Schüler nur ein Zettelchen ziehen lassen. Daß aber der Lehrer in jedem Falle erst mit einigen Beyspielen solcher Zusammensetzungen vorgehen müsse, versteht sich von selbst.

Am Ende des Spiels werden abermals die gewinnenden und verlierenden Striche, welche

jeder erhalten hat, gezählt, und diese von jenen abgezogen. Wer die mehrsten von der erstern Gattung übrig behält, der bekömmt den ausgesetzten Preis; wer hingegen lauter verlierende Striche erworben hat, dem widerfährt die oben beschriebene scherzhafte Züchtigung, oder etwas Aehnliches. Finden sich aber zwei Schüler entweder in dem ersten oder in dem letzten Fall: so wird durchs Loos entschieden, wer von ihnen die Belonung erhalten, oder die Strafe leiden soll.

* * *

Es folgt nunmehr das Jahrmarktspiel; und hier ist die Beschreibung desselben.

Die Kinder setzen sich mit dem Lehrer an den Tisch, und jeder von ihnen empfängt eine gleiche Anzahl eßbarer Sachen — Obst, Nüsse, Rosinen, Erdbeeren u. s. w. — um welche gespielt werden soll, oder statt deren, eine gleiche Anzahl Rechenpfenninge, für welche man nach geendigtem Spiele, wie für wirkliches Geld, von dem Lehrer etwas Angenehmes kaufen kann. So oft nun jemand, während des Spiels, einen Fehler begeht, zahlt er an denjenigen, der ihm aushilft, oder seinen Fehler verbessert, ein Stückchen des erhaltenen Naschwerks, oder einen

nen Rechenpfenning. So lange das Spiel dauert, darf niemand von dem erhaltenen oder gewonnenen Naschwerk essen; was aber jeder am Ende desselben hat, das behält er und genießt davon nach Gefallen. Hierdurch wird dieses Spiel zugleich zu einer Uebung der Enthaltsamkeit gemacht.

Es wird dazu bald ein kleiner Korb, bald ein kleiner Eimer gebraucht. So lange mit dem Ersten gespielt wird, werden nur solche Dinge genannt, welche sich füglich in einem Korbe tragen lassen; nemlich allerley Eßwaaren, Wäsche, Kleidungsstücke, kleines Hausgeräth — mit einem Worte, lauter trockne und nicht gar zu feine Sachen. Sobald aber mit dem Eimer gespielt wird, ist von solchen Dingen die Rede, welche entweder flüssig sind, oder auch, ihrer Feinheit wegen, ein festes Behältniß erfodern. Wer nun etwas in den Korb legen läst, welches in den Eimer gehörte, oder umgekehrt, wer etwas, welches in den Korb gehörte, in den Eimer thut, der begeht einen Fehler, für den er denjenigen bezahlen muß, der ihn verbessert. Eben dieses geschieht auch, wenn jemand gar nichts zu nennen weis, welches in den Korb oder in den Eimer gethan werden soll.

Es wird also zuerst mit dem Korbe gespielt. Der Lehrer, als der erste Verkäufer, hat den-

selben in der Hand, und spricht zu seinem nächsten Nachbar, als dem ersten Käufer:

L. Eme, emtor, eme! (kauf, Käufer, kauf!)
Sch. Quid mihi vendis, bone? (Guter Mann, was verkaufst du mir?)
L. Vendo tibi sportulam. (Ich verkaufe dir ein Körbchen.)
Sch. Quo repletam? (Womit ist er angefüllt.
L. Malis. (Mit Aepfeln.)

Nun giebt der Verkäufer dem Käufer das Körbchen, und dieser wendet sich damit an seinen Nachbar, der jetzt den Käufer macht, redet ihn eben so an, wie er selbst angeredet ward, und nennt am Ende auch etwas, welches in den Korb hineingethan werden soll. Wer aber irgend eine Waare nennt, welche schon da gewesen ist, begeht einen Fehler, für den er büssen muß. Und damit man gewiß wisse, welche Sachen schon vorgekommen sind: so führt der Spielrichter ein Protokoll darüber.

So geht nun der Korb rund um den Tisch herum, so daß jeder erst den Käufer, dann den Verkäufer macht. Die angezeigten Formeln werden jedesmal wiederholt und bleiben immer die Nemlichen.

Ein

Ein andermal wird, statt des Korbes, ein kleiner Eimer gebraucht. Und dann werden, wie gesagt, blos solche Sachen genannt, welche ein festes Gefäß erfodern; z. E.

L. Eme, emtor, eme!
Sch. Quid mihi vendis, bone?
L. Vendo tibi situlam, (einen Eimer.)
Sch. Quo repletam?
L. Cereuisia, (mit Bier.)

In beiden Fällen wird die im Korbe oder im Eimer dargebotene Sache im Ablativ genannt. Um nun dieses Spiel zugleich zu einer Uebung aller Abänderungen der Wörter durch alle Casus zu machen, kann man, wenn die Kinder mit den obigen Formeln erst hinlänglich bekannt sind, eine kleine Veränderung damit vornehmen, wodurch der Verkäufer in den Fall gesetzt wird, die zu verkaufende Sache im Akkusativ zu nennen, indem man nämlich, statt der Frage: quo repletam? den Käufer fragen läst: quid infundam? (Was soll ich hineinthun?)

Nach und nach setzt man eine neue Frage hinzu, wodurch der Verkäufer veranlaßt wird, auch ein Wort im Genetiv, und nachher im Dativ zu nennen; z. E.

L. Eme, emtor, eme!
Sch. Quid mihi vendis, bone?

L. Vendo tibi ſportulam.

Sch. Quo repletam?

L. Prunis.

Sch. Cuius in vſum? (zu weſſen Gebrauch?)

L. Matris. (der Mutter)

Oder zur Uebung des Dativs, ſtatt der letzten Frage und der letzten Antwort:

Sch. Cui donandam? (wem ſoll ich das Körbchen ſchenken?)

L. Matri.

Zur Uebung des Vokativs dient die Anrede, emtor! in der erſten, und bone! in der zweiten Formel; und damit die ganze Deklination durch dieſes Spiel erſchöpft werde, ſo läßt man ſowol die Sachen, als auch die Perſonen, denen ſie geſchenkt werden ſollen, bald in der Einheit, bald in der Vielheit angeben.

Man ſieht übrigens wohl, daß die jetzt beſchriebenen Veränderungen und Erweiterungen dieſes Spiels nicht für die erſten Anfänger gehören; ſondern daß die Kinder, welche man dieſelben vornehmen läßt, ſchon eine kleine Fertigkeit im Reden durch die vorhergehenden Spiele müſſen erworben haben.

* *
*

Das Gedächtnißſpiel hingegen, zu deſſen Beſchreibung ich mich jetzt wende, kann ſogleich von

von allen Kindern gespielt werden, sie mögen Anfänger seyn, oder nicht. Auch ist dieses Spiel sehr vieler Abwechselungen fähig, wovon ich nur einige beschreiben will, weil es leicht ist, sich verschiedene der Uebrigen selbst hinzuzudenken.

Unser Gedächtniß hat es mit Wörtern und mit Sachen zu thun; es muß also in Ansehung beider geübt werden, am meisten aber in Ansehung der leztern. Denn zu geschweigen, daß die Sachkenntniß jeder Art, sowohl zur Entwickelung unserer Verstandesfähigkeiten, als auch zum Gebrauch im menschlichen Leben, überhaupt weit nützlicher, als die bloße Wortkenntniß, ist: so ist es auch schon um deswillen rathsam, das Gedächtniß der Kinder mehr durch jene, als durch diese zu üben, weil derjenige, welcher sich einen gewissen Realunterricht einprägt, nicht umhin kann, auch verschiedene Wörter, worin dieser Unterricht eingekleidet war, zugleich mit zu behalten, welches im umgekehrten Falle nicht immer eben so geschieht, weil man füglich Wörter auswendig lernen kann, ohne etwas Bestimmtes dabey zu denken.

Ohngeachtet ich daher hier auch ein Beispiel geben werde, wie man bey dem jezt zu beschreibenden Spiele das Gedächtniß der Kinder auch durch blosses Wortbehalten üben

 kann:

kann: so wünsche ich doch, daß man diese Art der Uebung seltner anstellen, oder daß man sie vielmehr so einrichten möge, daß Wort- und Sachkenntniß immer mit einander verbunden werden.

Meiner Absicht nach, soll dieses Spiel zu einer angenehmen Wiederholung dessen dienen, was die Kinder in einer oder mehreren Lehrstunden, sowohl in Ansehung der Sprache, als auch des Sachunterrichts, Neues hinzugelernt haben. Das blosse Examiniren fällt ihnen zur Last; hat auch, wenn man nicht etwa den Ehrgeiz mit ins Spiel bringt, (welches ich, nach meinen Grundsätzen, nicht genug widerrathen kann) keinen sonderlichen Reiz für sie, der sie zur grössern Anstrengung ihrer Aufmerksamkeit während einer Lection bewegen könnte. Wenn sie aber wissen, daß sie mit demjenigen, was sie jedesmal lernen, am Ende der Stunde oder des Tages spielen und spielend etwas Angenehmes damit gewinnen können: so ist das eine andere Sache; und so bedarf es keiner anderweitigen Triebfedern, um ihre Aufmerksamkeit so sehr und so lange gespannt zu erhalten, als wir nur immer wünschen können.

Gesetzt also, es wäre in einer Lehrstunde von allerley Insekten geredet worden, welche der

der Lehrer, entweder aus der wirklichen Natur, oder in Abbildungen vorgezeigt hätte: so ist nicht zu erwarten, daß die Kinder die lateinischen Benennungen derselben gleich das erstemal ihrem Gedächtnisse auf immer werden eingeprägt haben. Es ist also, um diese Absicht zu erreichen, eine Wiederholung nöthig. Und diese rathe ich auf folgende Weise spielend anzustellen.

Jeder Schüler empfängt wiederum vor Anfang des Spiels eine kleine bestimmte Anzahl eßbarer Sachen, oder eine bestimmte kleine Anzahl von Zahlpfennigen, wofür er nachher dergleichen von dem Lehrer kaufen kann. Dann zeichnet dieser auf der Tafel ein Viereck ab, mit sechs, acht, neun oder mehr Fächern, nach Beschaffenheit des Alters und der Fähigkeiten der Kinder, und in jedes Fach schreibt er eins der zu behaltenden Wörter, welche in der vergangenen Lehrstunde vorgekommen sind; z. E.

1 Apis die Biene	2 Fucus die Hummel	3 Veſpa die Weſpe
4 Muſca die Fliege	5 Culex die Mücke	6 Tinea die Mottte
7 Gryllus die Grille	8 Lampyris das Johannes- Würmchen	9 Scarabaeus der Käfer.

Jeder ſieht dieſe Fächer eine Zeitlang ſchweigend an, bis der Lehrer ſie ihrem Geſichte entzieht, indem er die Tafel umkehrt. Dann wird der erſte Schüler aufgefodert zu ſagen, welches Wort in jedem Fache geſchrieben ſtehe. Fehlt ihm eins, oder verwechſelt er die Fächer der Figur: ſo hat auf das Zeichen, welches der Lehrer gibt, jeder der übrigen Schüler die Erlaubniß, ihm auszuhelfen, oder ſeinen Fehler zu verbeſſern. Wer dieſes am erſten thut, der erhält, wie bey dem vorigen Spiele, von dem Fehlenden, ein Stückchen der empfangenen Eßwaaren oder einen Zahlpfennig. Wer dieſes aber eher thut, als der Lehrer das Zeichen dazu gegeben hat, muß ſelbſt eins der-

gleichen zur Strafe an den Lehrer bezahlen. Weis aber keiner das rechte Wort in dem rechten Fache anzugeben: so thuts der Lehrer, indem er die Tafel umdreht und auf die Stelle zeigt, wo es geschrieben steht. Und dann läßt dieser sich von jedem Schüler ein Stück des vorher ausgetheilten Naschwerks zurückgeben.

Um aber, wie ich oben rieth, das Gedächtniß der Kinder nicht durch blosses Wortbehalten allein zu üben, wird man wohl thun, wenn man die Fächer der Figur, statt der einzelnen Namen der Dinge mit kurzen, den Kindern verständlichen Sätzen oder Urtheilen beschreibt, z. E. statt des blossen Apis im ersten Fache: apis facit mel, die Biene macht Honig; statt des fucus im zweyten: fucus depascit mel, die Hummel verzehrt den Honig; statt des Vespa im dritten; vespa infestat nos interdum aculeo, die Wespe plagt uns zuweilen mit ihrem Stachel; u. s. w.

Warum ich die Wörter, oder die Sätze nicht der Reihe nach an die Tafel schreibe, sondern jedem derselben ein besonderes Fach gebe, wird demjenigen, der da weis, wie sehr das Ortgedächtniß dem Sachgedächtnisse zu Hülfe zu kommen pflegt, von selbst einleuchten. Auch das darf ich nicht erst erinnern, daß dieses

ses Spiel nicht bloß beim Sprachunterrichte, sondern auch bei jeder andern Unterweisung, besonders in der Erdbeschreibung und Geschichte, zu einer leichtern und bessern Einprägung der dabey zu behaltenden Namen und Jahrszahlen, von gutem Nutzen seyn könne.

Am Abend eines jeden Tages stelle ich mit meinen Schülern eine ähnliche Art von Gedächtnißübung an, deren Erwartung den ganzen Tag über ein beständiger Sporn für ihre Wißbegierde bey jeder Art des Unterrichts ist.

Nach völlig geendigtem Tagewerke nemlich, lasse ich meine Kleinen sich noch einmal um mich her versammeln, und rufe, indem ich bey dem jüngsten anfange, Einen nach dem Andern auf, mir zu sagen, was er an dem verflossenen Tage Neues gesehen oder gehört hat. Nennt der Kleinste, den ich aufrief, etwa vier neue Dinge, die er den Tag über kennen lernte, so muß der auf ihm folgende ältere Schüler wenigstens fünf andere, und der auf diesen folgende wenigstens sechs angeben, u. s. w. Wer nun ausser der ihm zukommenden Zahl noch etwas, und zwar unter Allen das Meiste zu nennen weis, wodurch seine Erkenntniß den verflossenen Tag über erweitert worden ist, der hat die Erlaubniß, sich für den folgenden Tag irgend ein unschuldiges der Zeit und den Um-

ständen angemessenes Vergnügen auszubitten, z. E. da oder dorthin spaziren zu gehen, diese oder jene Werkstatt zu besehen, dieses oder jenes Spiel zu treiben, u. s. w. welches ihm dann gewährt wird. Wer bey einer solchen Bitte blos auf sich selbst sehen und nicht auch auf seine Freunde Rücksicht nehmen wollte, der würde für selbstsüchtig gehalten und ein andermal, wenn ein anderer zu wählen hätte, durch Grosmuth bestraft werden, indem man sich für ihn allein etwas ausbäte.

Wie sehr dieses Abendvergnügen die Aufmerksamkeit der Kinder den ganzen Tag über schärfen müsse, und wie ämsig sie jedes neue Wort, welches sie hören, jede neue Sache, die ihnen bekannt gemacht wird, in ihrer Schreibtafel anmerken, um sie nicht wieder zu vergessen, läßt sich denken. —

* * *

Noch habe ich verschiedene andere bekannte Kinderspiele durch kleine Abänderungen in pädagogische zu verwandeln gesucht. Ich will nur eins davon zur Probe beschreiben.

Vermuthlich werden einige meiner Leser aus ihrer eigenen Kindheit sich eines alten Spiels erinnern, welches die Reise nach Jeru-

rusalem genannt wird. Dieses habe ich auf folgende Weise für die Jugend nützlich zu machen gesucht, ohne ihm etwas von dem Angenehmen zu benehmen, welches die Kinder darin zu finden pflegen.

Jeder Schüler wählt für sich irgend eine zur Menschheit gehörige Fähigkeit, und nimt den Namen davon an. Der Eine z. E. heißt der Sinn des Gesichts, der Andere des Gehörs u. s. w. Der Dritte der Verstand, der Vierte das Gedächtniß, der Fünfte der Wille u. s. w. Sind etwa nur vier oder fünf Kinder da, so stellt jeder zwey dergleichen allegorische Personen vor.

Der Lehrer ist der Reisende. Dieser beschreibt nun seine Reise nach Jerusalem und erzählt Alles was er unterwegens gesehen, gehört, gedacht, gewollt hat u. s. w. und so oft er etwas dergleichen nennt, wozu er eine oder die andere seiner Seelenkräfte brauchte, springt dasjenige Kind, welches den Namen dieser Kraft angenommen hat, von seinem Sitze auf, dreht sich geschwind herum, und sezt sich wieder nieder; so oft er aber den Namen Jerusalem ausspricht, springt die ganze Gesellschaft auf, und thut das Nemliche.

Wenn nun jemand eine vorkommende Veranlassung zum Aufstehen überhört, und sitzen bleibt,

bleibt, da er aufstehen müste; oder umgekehrt, wenn er aufsteht, ohne dergleichen Veranlassung dazu zu haben: so giebt er jedesmal ein Pfand, zu dessen Einlösung am Ende des Spiels der Lehrer jedesmal etwas aufzugeben weiß, welches auf eine oder die andere nützliche Uebung abzweckt.

Dieses Spiel kann, unter den Händen eines geschickten Kinderfreundes, ausser dem Vergnügen, welches die Kinder dabey empfinden, einen doppelten Nutzen haben. Erstlich kann es gleichfalls, so wie die vorhergehenden Spiele alle, zu einem Mittel dienen, die Sprachfertigkeit der Kinder zu befördern, indem der Lehrer bey der Beschreibung seiner Reise sich derjenigen Sprache bedient, welche sie lernen wollen. Hat er es mit blossen Anfängern zu thun, so begnügt er sich damit, nur erst eins und das andere Wort aus der fremden Sprache einzumischen, und die Bedeutung, falls sie nicht etwa schon aus dem Zusammenhange erhellet, hinzuzufügen. Nach und nach, so wie das Kind in der Sprachkenntniß wächst, treten solcher Wörter und Redensarten immer Mehrere ein; biß man sich endlich im Stan-

Stande sieht alles in der fremden Sprache auszudrücken.

Der zweyte Nutzen, den dieß Spiel haben kann, ist dieser, daß der Lehrer dabey Gelegenheit hat, den Kindern manche angenehme Vorerkenntniß sowohl aus der Naturhistorie, als auch aus der Geographie und der Geschichte mitzutheilen, indem er dergleichen unter diejenigen Dinge mischt, die er auf seiner Reise gesehen oder gehört zu haben erzählt. Beyspiele hiervon zu geben, finde ich unnöthig.

Indem ich hier schliesse (denn ich besorge, die Geduld derjenigen Leser, welche keine Kinderfreunde im hohen Grade sind und selbst keine Kinder zu erziehen haben, schon zu sehr ermüdet zu haben) muß ich noch die Erklärung hinzufügen, daß derjenige, der diese mitgetheilten Kinderspiele dazu misbrauchen wollte, allen ernsthaften Unterricht aus seinem Schulzimmer zu verbannen, und seine Zöglinge, besonders wenn sie der ersten kindischen Epoche schon entwachsen sind, mit lauter solchen und ähnlichen

Spielen vom Morgen bis an den Abend zu unterhalten, meiner Absicht bey dieser Bekanntmachung derselben schlecht entsprechen würde. Sie sollen für die Seelen der Kinder nicht die gewöhnlichen Gerichte (denn diese müssen aus Hausmannskost bestehen) sondern nur Nachtisch, nach schon vollendeter Sättigung, oder auch mit Mäßigkeit anzuwendende Beförderungsmittel der geistigen Verdauung seyn, wenn ich so sagen darf. Wollte man diese ihre Bestimmung verkennen und sie (um bey meiner Allegorie zu bleiben) zur immer wiederkehrenden täglichen Speise machen: so würde der Einwurf, dessen ich zu Anfange erwähnte, nur gar zu gegründet seyn; man würde, statt brauchbarer zur Arbeit gewöhnter Männer, welche in ernsthaften und beschwerlichen Geschäften ausdauern können, spielerische Knaben mit Bärten bilden, an denen unser Zeitalter eben keinen Mangel hat. Auch würde das ewige Spielen den Kindern eben so gewiß, als eine ununterbrochene Anstrengung gar bald zuwider werden.

Denn Shakespear hat Recht:

If all the year were playing holy-
days,
To ſport wou'd de as tedious, as to
work.

2.

Ueber den Gebrauch der äsopischen Fabeln bey der Erziehung.

Ueber den Gebrauch
der äsopischen Fabeln
bey der Erziehung.

Seitdem Rousseau im zweyten Buche seines Aemils eine gewisse Art von Fabeln, und namentlich die vom Lafontaine, für ein untaugliches Werkzeug zur sittlichen Bildung der Kinderseelen erklärte; haben sich, wie es zu gehen pflegt, der verurtheilenden Stimmen, welche diesen uralten Zweig der schönen Wissenschaften, (in sofern sie zur Erziehung angewandt werden) abgeschnitten wissen wollen, mehrere hören lassen. Der erste Erfinder der Fabeln, sagt man, dichtete nicht für Kinder, sondern für Erwachsene, zu einer Zeit und unter Umständen, da es rathsamer war, die Wahrheit mit einem Schleier zu verhüllen, als sie in ihrer natürlichen Blösse öffentlich erscheinen zu lassen. Also verkennt man die eigentliche Bestimmung dieser Gedichtsart, wenn man sie aus den Gesellschaften der Erwachsenen, für welche

sie erfunden ward, in die Kinderstuben verweiset, wohin sie eigentlich nicht gehört.

Man hat Recht; Aesop, oder wer der erste Erfinder dieser Gattung eigentlich mag gewesen seyn, dachte nicht an Kinder, da er seine Fabeln ersann; Phädrus vermuthlich auch nicht, da er sie in lateinische Verse brachte. Aber folgt daraus, daß von da an biß ans Ende der Welt kein anderer Fabeldichter recht eigentlich für Kinder gedichtet habe, oder noch künftig für sie dichten werde? Die ersten Poeten überhaupt sangen ohnstreitig alle nicht für Kinder; aber hat um deswillen auch keiner ihrer Nachfolger dafür gesungen? Und sollen die Kinder gar keine Poesie hören, weil Homers Heldengedichte und Pindars Oden nicht für sie geschrieben sind?

Man hat noch einmal Recht; so wie die mehrsten Fabeln — vom Aesop, bis auf den Lafontaine, und von diesem biß zu unserm wackern Lichtwehr und zu den neusten Fabelndichtern — abgefast sind, kann man sie, ohne mannigfaltigen Nachtheil, den Kindern nicht in die Hände geben. Aber ist es um deswillen etwas in sich selbst Unmögliches, sie in eine solche Sprache einzukleiden, sie auf eine solche Moral zu stützen, mit einem Worte, ihnen eine solche Einrichtung zu geben, daß sie

sowohl

sowohl dem Grade der Fähigkeiten, als auch den sittlichen Bedürfnissen des kindischen Alters, durchgängig angemessen wären? Und wenn nun hie und da sich wirklich schon eine so eingerichtete Fabel fände, und wenn nach dem Muster derselben künftig mehrere dergleichen gedichtet würden: sollten wir den Gebrauch derselben dem ohngeachtet widerrathen; blos deswegen widerrathen, weil es doch immer Fabeln, und keine Erzählungen wären? Ich glaube einen guten Grund zu haben, das Gegentheil zu empfehlen — den ich nachher vorlegen will.

Alles, was Rousseau an den Fabeln des Lafontaine, in sofern sie zum Gebrauch der Kinder bestimmt seyn sollen, mit Recht auszusetzen findet, läuft auf folgende drey Punkte hinaus: 1) sie sind gröstentheils, sowohl dem Ausdrucke, als auch dem Inhalte nach, für junge Kinder zu unverständlich; 2) die Sittenlehre, welche dadurch mitgetheilt werden soll, ist theils für den kindischen Verstand zu versteckt, theils nichts weniger, als dem sittlichen Bedürfniß dieses schwachen Alters a gemessen: und endlich 3) sie sind nicht selten so eingerichtet, daß Grade der schlechthandelnde Theil der thierischen Akteurs am meisten interreßirt, am meisten den Beyfall des Kin-

des auf sich zieht, und daß also, ganz wider unsere Absicht, Laster und Bosheit dadurch in ihren Augen eine wirklich liebenswürdige Gestalt gewinnen. Die Art, wie Rousseau diese angezeigten Fehler an einer der schönsten Fabel des Lafontaine entwickelt, ist vortreflich.

Aber ich frage noch einmal: gehören diese Fehler dann zum Wesen einer Fabel? Läßt sich keine denken — noch mehr, haben wir nicht schon wirklich einige, wiewohl freylich nur sehr wenige, welche in der That frey davon sind? Und wenn sich dergleichen gar wohl denken lassen, wenn wir wirklich schon einige wenige derselben haben; soll unser Verwerfungsurtheil demohngeachtet noch immer allgemein bleiben?

„Aber, sagt Rousseau, die verhüllte Wahrheit gehört nur für die Erwachsenen; den Kindern muß sie nackt gezeigt werden. Sobald man sie mit einem Schleyer bedeckt, so geben sie sich nicht mehr die Mühe, ihn aufzuheben.„

Es verhält sich mit diesem Urtheile, wie mit allen andern uneigentlich und bildlich ausgedrückten Sätzen, welche wahr oder falsch zu seyn pflegen, je nachdem sie, durch Uebersetzung in eigentliche Ausdrücke, so oder anders genauer bestimmt werden. In einem gewissen

Verstande nämlich ist dieser Ausspruch wahr, in einem andern Verstande hingegen ist es grade das Gegentheil desselben. Ich will mich erklären.

Wenn unter dem Verschleiern der Wahrheit ein absichtsvolles Verstecken derselben hinter gesuchten Allegorien, mystischen Bildern und änigmatischen Ausdrücken verstanden wird; so gehört sie in einer solchen Hülle freilich nicht für Kinder und selbst unter den Erwachsenen nicht für diejenigen, welche Kinder am Verstande sind. Wird aber unter dem besagten Verschleiern eine blosse Versinnligung der abgezogenen, ein blosses Zurückführen der allgemeinen Wahrheit auf einzelne bestimmte Fälle, und unter der Wahrheit selbst eine dem kindischen Verstande, wie den kindischen Bedürfnissen, gleich angemessene Lebensregel verstanden: so ist, wie gesagt, grade das Gegentheil des Rousseauischen Satzes wahr; so gehört die so verschleierte Wahrheit recht eigentlich für die Kinder, und die ihr entgegengesezte nackte — abgezogene und allgemeine Wahrheit recht eigentlich für die Erwachsenen, und selbst unter diesen nur für diejenigen, welche erwachsen, nicht bloß am Leibe, sondern auch am Geiste sind.

Daß

Daß nun aber — freylich nicht alle — aber doch verschiedene der schon daseyenden Fabeln zu der leztern Gattung verschleierter Wahrheiten gehören; und daß nichts uns hindern kann, diejenigen, welche wir künftig recht eigentlich für Kinder dichten wollen, nach eben diesem Leisten zu machen; ist am Tage. Und warum sollten wir also auch von solchen keinen Gebrauch machen?

Vorausgesezt nun, daß nach und nach eine Sammlung von Fabeln entstehe, welche so sind, wie sie seyn sollen (und verschiedene von denen, welche schon da sind, bedürfen, um so zu seyn, nur einiger Abänderungen) so wage ich zu behaupten, daß ein wohlüberlegter Gebrauch derselben zur sittlichen Bildung der Kinder von grossem Nutzen seyn könne. Und hier sind die Gründe dieser Behauptung.

Erstlich ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß Kinder und kinderähnliche Alte — was sage ich? — daß wir alle, wir mögen seyn, wer wir wollen, nur der eine mehr, der andere weniger, uns mehr an solchen Ideen zu belustigen pflegen, welche den Reiz des Sonderbaren mit sich führen, als an andern, welche sich uns, wenn ich so sagen darf, mit einem Alltagsgesichte darbieten. Wer sieht nicht aufmerksamer und lieber einen Riesen oder Zwerg,

als einen Menschen von gewöhnlicher Grösse, an; und wer vergnügt sich, wenigstens eine Zeitlang, nicht mehr an dem Geschwätze eines Papagais oder eines Stars, als an dem ähnlichen Geplauder eines menschlichen Schwätzers? Warum? weil unsere Seele, vermöge ihrer immer regen, immer vorwärts strebenden Fortschreitungskraft, mehr das Neue, als das Alte, mehr das Ungewöhnliche, als das Gewöhnliche, mehr das Sonderbare, als das Alltägliche, liebt und ihrer Natur nach lieben muß. Man kann also schon von vornher (a priori) überzeugt seyn, daß die Kinder lieber ein Thiergespräch, als ein Gespräch zwischen Menschen anhören werden, weil die Idee von jenem etwas Sonderbares an sich hat, die Idee von diesem hingegen nicht.

Und bestätiget dieses nicht auch die Erfahrung? Man mache den Versuch, mit welchem Kinde man will; man lese ihm eine, seinem Begriffskreise völlig angemessene, Fabel und nachher eine ähnliche Erzählung von Menschen vor: und sehe zu, bey welcher es am aufmerksamsten seyn werde? Ist der Erfolg etwa zweifelhaft geblieben: so frage man nur das Kind, was es nun noch weiter hören wolle, noch eine Fabel, oder noch eine Erzählung? und man wird finden, daß es sich für die erste erklären wird.

Etwas versteckter, als der jetzt angezeigte Grund dieser Erscheinung, liegen noch zwey andere Gründe, die ich gleichfals aufdecken will. Der erste ist der, daß die Vorstellung von den meisten Thieren, welche nicht zu den häuslichen gehören, schon an sich selbst der Seele des Kindes neuer ist, und also auch angenehmer seyn muß, als die Vorstellung von einem Menschen. Füchse, Wölfe, Bären, Löwen u. s. w. sieht es selten, hat es vielleicht noch nie anders, als in Abbildungen, gesehen; Menschen hingegen kommen ihm tagtäglich vor: was Wunder, daß es lieber etwas von jenen, als von diesen hören mag? — Hierzu kömmt nun zweitens auch noch dieses, daß die Idee von einem Thiere, es sey welches es wolle, von allen Seiten her mehr Bestimmtes, als die Idee von einem Menschen, hat, wenn man von beiden bloß erzählen hört, und sie nicht beide vor Augen sieht. Ein Fuchs ist, gewöhnlicher Weise, wie der andere; ein Wolf, ein Bär, ein Löwe, wie alle Wölfe, alle Bären, alle Löwen. So oft also das Kind einen derselben denken will, kann es gar nicht zweifelhaft seyn, wie es sich denselben denken solle, auch wenn es sie nur aus Abbildungen kennt. Aber hört es etwas von einem Menschen erzählen: wie viel Unbestimmtes bleibt da nicht in seiner Vorstellung zurück? War der, von dem erzählt wird, klein oder groß? Flei-

schicht

schicht oder mager? Schön oder häßlich? Hatte er blondes oder braunes, schwarzes oder rothes Haar? Hatte er eine Stumpfnase, oder eine Habichtsnase, oder keine von beiden? Wie war er gekleidet? u. s. w. Lauter Fragen, welche bey einer Erzählung, wenn die Beantwortung derselben nicht etwa grade zur Sache gehört, unbeantwortet bleiben. Nun ist es aber eine bekannte Sache, daß unsere Seele einer Vorstellung von Etwas um so viel lieber nachhängt, je genauer dieselbe von allen Seiten her bestimmt, je individueller sie ist. Also auch um deswillen müssen Erzählungen von Thieren den Kindern mehr Vergnügen, als Erzählungen von unbekannten Menschen, machen.

Und wenn das also, sowohl aus psychologischen Gründen, als auch durch die Erfahrung entschieden ist: solten wir einen, für die Kinderseele so angenehmen, Weg nicht mit ihr einschlagen, um sie auf demselben zu allerhand nützlichen Lehren zu führen? Und warum nicht? — Aber ich habe noch einen wichtigern Grund, der den Nutzen der Fabeln bey der Erziehung, wie mich dünkt, ausser allen Zweifel setzt.

Ich habe irgendwo zufolge des Grundsatzes: daß man den Kindern biß zu einem gewissen Alter die Menschheit nur von ihrer guten Seite zeigen und die schlechtere, so viel möglich, vor

ihnen

ihnen verborgen zu halten suchen müsse *), den Gedancken geäussert, daß es rathsam sey, auch in

*) Man hat mir verschiedentlich gegen diesen Grundsatz eingeworfen, daß eine genaue Beobachtung desselben unmöglich sey, weil wir unsere Kinder nicht so sehr in unserer Gewalt haben, daß wir ihnen die Menschheit nur von ihrer guten Seite zeigen und die schlechtere ihnen verbergen könnten. Ich kann hierauf keine andere Antwort geben, als diejenige, welche Rousseau auf eine ähnliche Einwendung wider sein Erziehungssystem giebt.
„Wo wollen wir aber dieses Kind hinsetzen, damit wir es als ein Uhrwerk erziehen? Wollen wir es in der Mondkugel, in einem wüsten Eilande halten? Wollen wir es von allen Menschen entfernen? Wird es niemals andere Kinder seines Alters sehen? Wird es nicht seine Eltern, seine Nachbarn, seine Wärterin, seinen Lakey, seinen Hofmeister selbst sehen, der bey dem allen kein Engel seyn wird?„

„Dieser Einwurf ist stark und gründlich. Habe ich euch aber gesagt, daß eine natürliche Erziehung ein leichtes Unternehmen sey? O Menschen, ist es meine Schuld, wenn ihr alles dasjenige schwer gemacht habt, was gut ist? Ich sehe diese Schwierigkeiten ein; ich gebe sie zu; vielleicht sind sie unübersteiglich. Es ist aber stets gewiß, daß man ihnen biß auf einen gewissen Punkt vorbeuget, wenn man sich angelegen seyn lässet, ihnen vorzubeugen. Ich zeige das Ziel,

in den Erzählungen, Gesprächen und allen übrigen für Kinder geschriebenen Unterhaltungen ihnen bloß gute, nachahmungswürdige Beyspiele vorzustellen, um sie, so lange ihnen eine genauere Kenntniß der Menschen, wie sie nun einmal sind, noch entbehrlich ist, in einer glücklichen und für die Bildung ihrer Herzen zuträglichen Unwissenheit über die menschlichen Untugenden und Laster zu erhalten; ein Gedancke, der mir immer wichtiger wird, je länger ich die gewissen Vortheile eines solchen Verfahrens und den unausbleiblichen Schaden des Gegentheils in Erwägung ziehe. Nun ist aber auch auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß es ungemein nützlich sey, den Kindern nicht allein die guten Folgen der Tugend, sondern auch die schädlichen Folgen jedes Lasters in einzelnen Beyspielen vorzuhalten, um recht lebhafte immerwährende Eindrücke des Abscheu's dagegen in ihren noch wächsernen Herzen zurückzulassen. Zwey ganz entgegengesetzte Absichten, welche beyde gut sind, und welche gleichwohl, nicht mit

Ziel, welches man sich vorsetzen muß, ich sage nicht, daß man es erreichen könne: ich sage aber, demjenigen wird es am besten gelungen seyn, der ihm am nächsten kommen wird.„

mit einander bestehen zu können, scheinen. Wer giebt uns ein Vereinigungsmittel an, diese beyden entgegenstrebende Zwecke — die Bemühung, den Kindern alles, was Mensch heist, von einer liebenswürdigen Seite zu zeigen, und die anderweitige Bemühung, ihnen lebhafte Empfindungen des Abscheus gegen Alles, was Laster ist, einzuflössen, in übereinstimmende Verbindung zu bringen?

Dieses Mittel ist gefunden; und meine Leser merken schon, welches ich meine — die Fabeln! An Beyspielen von Thieren, und nicht von Menschen, lasse man die Kinder das moralische Böse mit seinen verderblichen Folgen sehen; unter thierischen, nicht unter menschlichen Namen, male man ihnen alle die häßlichen Charakterzüge vor, die man ihnen, als verabscheuungswürdige, schildern, und vor deren Annahme man sie warnen will. Dieß wird den doppelten Nutzen haben, daß erstlich ihr sittliches Gefühl durch lebhafte Empfindungen des Abscheus gegen jedes Laster geübt wird, ohne daß sie dabey die menschliche Natur in einem nachtheiligen Lichte erblicken; und daß sie zweytens unvermerkt dadurch gewöhnt werden, das Laster jeder Art für etwas Thierisches und also Erniedrigendes und Schändliches für sie, als Menschen, zu halten. Zwey sehr erhebliche Vortheile!

Um meine Meynung noch etwas klärer zu machen, will ich sie durch ein Beyspiel erläutern.

Jungen unverderbten Kindern kund zu thun, daß es Andere ihres Gleichen gäbe, welche ungehorsam und unehrerbietig gegen ihre Eltern sind, sich für klüger, als sie, halten, und deswegen den Rath oder die Befehle derselben in den Wind schlagen, würde meinem obigen Grundsatze grade zuwider, und für die zu bildende Gemüthsart der Kinder zuverlässig von sehr schädlichen Folgen seyn. Und gleichwohl wird jeder wünschen, daß seine Kinder so früh, als möglich, einen herzlichen Abscheu gegen ein so pflichtwidriges und unnatürliches Betragen gegen die Eltern gewinnen möge. Bloße Vorschriften aber, bloße Lehren und nackte Versicherungen, daß Mangel an Folgsamkeit und ehrerbietiger Liebe gegen die Eltern die Kinder unglücklich mache, werden's allein nicht thun. Sie müssen auch abschreckende Beyspiele vor sich sehen. Wie kann man ihnen nun aber solche Beyspiele vorhalten, ohne sie zugleich die moralischen Schamtheile der ausgearteten Menschheit sehen zu lassen, die man doch zu ihrem Besten ihnen, biß zu einem gewissen Alter, nicht sorgfältig genug verbergen kann? Mir ist nun, wie ge-

 sagt,

sagt, kein anderes Mittel, ihnen dieses Laster mit seinen Folgen auf eine unschädliche Weise zu zeigen, bewust, als der Gebrauch der Fabeln. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich z. B. folgende in dieser Hinsicht für zweckmäßig halte.

Die Geis und das Geiselein.

Kind, sprach die alte Mutter Geis,
Ach! liebes Kind, geh nicht aufs Eis!
Du könntest Hals und Beine brechen.

Geiselein.

Wie könnt ihr doch so albern sprechen!
Bin alt genug; werd' schon behutsam seyn;
Man ist itzt klüger, als vor Zeiten.

Geis.

Nun, nun, ich will nicht mit dir streiten!
So geh dann, liebes Geiselein.
Es ging, und fiel, und — brach ein Bein.

Ich habe selbst manche kleine Erzählung für Kinder gemacht; indem ich sie aber an den oberwähnten Grundsatz halte: so muß ich verschiedene derselben in Rücksicht auf das erste kindische Alter, für unbrauchbar erklären, weil sie Geschichten enthalten, welche keine vortheilhafte Meinung von der Menschheit einflössen. Hätte ich die darin beschriebene lasterhafte Karaktere an Thieren und nicht an Kindern geschil-

schildert: so würden diese Erzählungen, wie mich dünkt, nicht nur unschädlich, sondern auch lehrreich für das erste kindische Alter seyn. Um den Leser noch mehr in den Stand zu setzen, meine Meynung zu beurtheilen, will ich eine dieser jetzt von mir verworfenen Erzählungen hersetzen, und zugleich einen Versuch anstellen, sie dadurch, daß ich dieselbe Geschichte in das Gewand der Fabel hülle, unschädlich zu machen.

Der bestrafte Lügner*).

„In einem Dorfe, nicht weit von Berlin, hat sich neulich eine klägliche Geschichte ereignet mit einem Knaben von acht Jahren. Er war eines Predigers Sohn, aber ein bösartiger Junge. Vornämlich hatte er sich das Lügen angewöhnt, welches ein sehr grosses Laster ist. Oft log er, bloß um sich über andere Leute lustig zu machen. So machte er zuweilen des Abends ein jämmerliches Geschrey auf der Straße, als wenn Feuer im Dorfe wäre; und wenn die Leute dann herbey liefen, so hatte er sich versteckt, und lachte heimlich, daß er sie so angeführt hätte. Das wurde aber doch bald bekannt, und die Folge davon war, daß kein Mensch im ganzen Dorfe ihm ferner glaubte, auch wenn er wirklich die Wahrheit sagte. Da er nun neulich zur Abendzeit ganz allein auf

*) Pädag. Unterhandl. 1stes Stück. S. 59.

der Strasse war und vermuthlich auf neue Schelmereien dachte, sah er plötzlich einen tollen Hund auf sich zu kommen. Unfähig sich zu vertheidigen, oder zu entfliehen, hob er ein lautes Geschrey an, um die Nachbaren zur Hülfe herbey zu rufen. Rettet! rettet! schrie er; ein toller Hund! ein toller Hund! — Aber da war keiner, der es einmal der Mühe werth hielt, zum Fenster hinaus zu sehen; denn die Nachbaren alle dachten, daß er sie wieder anführen wollte. Da fiel der wüthende Hund über den unglücklichen Knaben her, faßte ihn bey der Gurgel, und — todt war er! Da liegt er nun in seinem Blute und lehrt durch seinen Tod, was er in seinem Leben selbst nicht gelernt hatte, — daß man durch Lügen sich selbst gemeiniglich mehr, als andern Menschen, schade.„

Jetzt also dieselbe Erzählung als Fabel:

„Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt. Wenn er mit andern grossen Ochsen auf der Weide war, so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben. Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte grade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen. Wenn denn das die alten Ochsen hörten: so kamen sie geschwind herzugelaufen, um den Wolf abzuhalten, daß er keinem von ihren Jungen etwas zu Leide thäte. Aber dann

dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen vernommen hatten, keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe. Sie merkten indeß bald, daß er's gewesen sey, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte. Eines Abends, da der junge Lügner sich von den übrigen Ochsen auch etwas entfernt hatte und vermuthlich auf neue Schelmereyen dachte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen. Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien. Mu! Mu! Mu! brüllte er, welches so viel heissen sollte, als: rettet! rettet! Ein Wolf! ein Wolf! Aber da war keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten alle, daß er sie wieder zum Besten haben wollte. Da fiel der hungrige Wolf über ihn her, faßte ihn bey der Gurgel und — fraß ihn auf! Ach! seufzte er da bey sich selbst, indem er starb, wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man andere hintergehen will!„

Ich sagte vorher, daß ich Erzählungen von der Art, wie die jetzt beschriebene, in Rücksicht auf das erste kindische Alter für unbrauchbar erklärte. Hierunter verstehe ich hier die ersten sieben biß acht Jahre der Kindheit, in welchen

es sorgfältigen Erziehern, bey vorausgesetzter Uebereinstimmung aller Hausgenossen und Hausfreunde, möglich ist, dem Kinde, wo nicht alle, doch wenigstens viele von den unter Menschen im Schwange gehenden Lastern, zu verbergen, und wo man wenigstens nicht selbst geflissentlich sie damit bekannt machen sollte. Nachher wird dieses Verbergen, auch bey der grösten Wachsamkeit, unmöglich, ohngeachtet sehr zu wünschen wäre, daß es biß zum zwölften Jahre des Kindes fortgesetzt werden könnte. Ist also dem Kinde in diesem Alter auf eine oder die andere Weise das Daseyn dieses oder jenes Lasters bekannt geworden, oder hat es dasselbe gar schon selbst angenommen: dann ist es Zeit ihm die schädlichen Folgen desselben auch an menschlichen Beyspielen zu zeigen. Doch wünschte ich, besonders im erstern Fall, daß man die Erzählungen, wo möglich, so einrichtete, daß das geschilderte thörigte oder lasterhafte Kind, durch die erduldeten unangenehmen Folgen seiner Thorheit, oder seines Lasters, jedesmal am Ende der Geschichte zur Besserung gebracht würde, theils um die Eindrücke der Verachtung gegen dasselbe in den Gemüthern der lesenden oder zuhörenden Kinder wieder auszulöschen, und sie dadurch, so zu sagen, mit der Menschheit wieder auszusöhnen, theils um ihnen, wenn sie sich etwa selbst in dem Falle des gestraften Kindes befinden sollten, Hoffnung, Muth und Vorsaz zur eigenen Besserung einzuflössen. Ueber

3.

Ueber den Ehrtrieb;

ob derselbe durch die Erziehung erweckt und gestärkt werden müsse, oder nicht?

Honor, si ex virtute non oritur, pravus est; sin ex virtute, hoc praestat virtus, vt is negligatur; aliter vera non erit virtus, si quid honoris faciat gratia. Sequi enim debet honor, non expeti.

Lud. Vivis Valent. introd. ad ver. sapientiam.

Ueber den Ehrtrieb; ob derselbe durch die Erziehung erweckt und gestärkt werden müsse, oder nicht?

Da ich seit einiger Zeit Verschiedenes zur Beantwortung dieser Frage gehöriges in einigen periodischen Schriften zur Beurtheilung vorgelegt und meinen Wunsch dabey erreicht habe, daß Männer von Einsicht meine Gedanken prüfen, und berichtigen mögten: so bin ich dadurch zum öftern veranlast worden, diese Materie aus mehreren Gesichtspunkten anzusehen und mein anfängliches Urtheil darüber jedesmal von neuem in Erwägung zu ziehen; Es ist aber nach allen diesen wiederholten Prüfungen in Ansehung der Hauptsache noch immer dasselbe geblieben, nur daß mir dabey Verschiedenes an die Hand gegeben wurde, welches theils zur näheren Bestimmung, theils zur Befestigung desselben gegen Einwendungen dienen kann. Dieß muste dann natürlicher Weise mich immer mehr in der Ueberzeugung bestärken, daß Wahrheit darinn enthal-

halten sey. Denn wenn ein im Nachdenken nicht ganz ungeübter Verstand über eine und eben dieselbe Materie, ohne Anhänglichkeit an vorgefaste Meynungen und im Bewustseyn der reinsten Wahrheitsliebe Jahre lang nachgedacht hat, und durch die scharfsinnigsten Einwürfe freundschaftlicher Gegner in seinem anfänglichen Urtheile darüber nicht hat wankend gemacht werden können: so ist es ihm nicht zu verdenken, wenn man dasjenige, was er anfangs blos als wahrscheinliche Vermuthung äusserte, nun endlich in feste Ueberzeugung für ihn verwandelt sieht.

Es ist aber natürlich, daß man dasjenige, wovon man selbst überzeugt ist, besonders wenn es eine so unmittelbare Beziehung auf die menschliche Glückseligkeit hat, auch von Andern erkannt und gebilliget zu sehen wünscht. Ich kann daher nicht umhin, Alles, was ich bis hieher über diesen Gegenstand, gedacht und geschrieben habe, mit den Einwürfen eines eben so scharfsinnigen, als freundschaftlichen Gegners in ein Ganzes zu ordnen, um sachverständige Beurtheiler in den Stand zu setzen, die praktischen Folgerungen in Erwägung zu ziehen, welche mir daraus zu fliessen scheinen, und die ich am Ende stückweise aus einander setzen werde.

Den Anfang dieser, für die sittliche Erziehungskunst mir so überaus wichtig scheinenden Untersuchung, machte ich durch einen, dem dritten Stücke der pädagogischen Unterhandlungen einverleibten kurzen Aufsatz, den diejenigen, welche das Ganze prüfen wollen, sich schon entschliessen müssen, hier, wiewohl in etwas veränderter Gestalt von neuem abgedruckt, noch einmal ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen.

1.

Ob es rathsam sey, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bey der Erziehung zu machen?

„Ist das auch fragenswerth?„ wird man sagen. — Aber oft verdient etwas grade deswegen von neuem untersucht zu werden, weil seit Jahrhunderten niemanden einfiel, es der Frage werth zu achten.

Die Ehrbegierde ist von jeher unter die edleren Triebfedern des menschlichen Herzens gerechnet worden: — und die Ursache? — Weil sie, fern von niedrigem Eigennutze, (so nennt man das Bestreben nach sinnlichen Gütern, im Gegensatz der Bemühung nach solchen Vortheilen, welche mehr idealisch zu seyn scheinen) nur nach Beifall trachtet, den sie durch lobenswürdige, gemeinnützige Thaten zu erwer-

ben sucht. Man hat Recht: in dieser Hinsicht ist Ehrbegierde wirklich eine edle Leidenschaft; es ist durch sie der menschlichen Gesellschaft ungemein viel Gutes wiederfahren.

Aber nicht auch viel Schlimmes? Haben gegen einen Cicero, der aus Ehrgeitz Rom vom Untergange errettete, nicht vielleicht — was weis ichs, wie viel? kleine und grosse Alexander, aus eben diesem Bewegungsgrunde Städte verbrannt, Länder verwüstet, Menschenblut, wie Wasser, strömen lassen? Zu eurer Wage, ihr Politiker und Moralisten, um Vortheil und Schaden gegen einander abzuwägen!

Aber es ist eine mißliche Sache um dieses Abwägen. Wer mag die schwankenden auf- und niederschnellenden Schaalen zum Stillstand bringen, um mit zuverlässiger Genauigkeit zu wissen, auf welcher Seite und wie stark das Uebergewicht sey? Ein weites Feld für die wortreiche Deklamazion, aber eine dürre, ungebahnte Sandwüste der stillen und ämsigen Untersuchung!

Auch habt ihr eine andere Ausrede, die sich hören läst. Es ist ein Unterschied, sagt ihr, unter vernünftiger und unvernünftiger, unter wahrer und falscher Ehrbegierde. Alles Gute ist durch jene, alles Böse durch diese geschehen. Beide haben zwar einen und eben

den-

denselben Zweck — Beifall zu erwerben — aber in der Wahl der Mittel sind sie einander ganz entgegengesetzt. Die wahre Ehrliebe bedient sich keiner andern, als rechtmässiger Mittel, um rechtmässige Absichten zu erreichen; die falsche hingegen aller und jeder, die ihr entweder am ersten in den Wurf kommen, oder die ihr zur Erreichung ihres Endzwecks die leichtesten und sichersten zu seyn scheinen. Nur jene werde empfohlen, werde mit Sorgfalt gepflegt und genährt in jungen Kinderseelen; diese hingegen unterdrückt, ausgerottet!

Wohl! Aber man halte mir eine Frage zu Gute: wenn Ehrliebe (ich meine die wahre) ein wirksames Prinzipium unserer Handlungen werden soll, so muß sie doch — mehr oder weniger — zur Leidenschaft werden; nicht? Nun bitte ich Alle, welche sich auf die Natur der menschlichen Seele überhaupt und auf die Natur ihrer Leidenschaften insonderheit verstehen, mir das Mittel anzuzeigen, wodurch die Ehrliebe, wenn sie einmal im leidenschaftlichen Schwunge ist, und nun an die Grenzen kömmt, wo Recht und Unrecht sich von einander scheiden, plötzlich angehalten werden könne, damit sie — blind, wie sie alsdann zu seyn pflegt — diese Grenzen nicht etwa überschreiten möge?

— Eure Antwort ist bei der Hand. Es müssen, sagt ihr, in solchem Fall noch mächtigere Prinzipien unserer Handlungen — Religion, Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Patriotismus — dem Ehrgeitz einen Zügel anlegen, und ihn zurückhalten. —

Leicht gesagt; aber auch gethan? — Doch sey's: so müssen, in diesem Fall, Religion, Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Patriotismus vermuthlich doch wohl stärker seyn, als die Ehrliebe? Sind sie es nicht, wie könte sie von ihnen zurückgehalten werden? Sind sie es aber: was bedürfen wir der Ehrliebe? Was bedürfen einer schwächern Triebfeder, wenn wir stärkere haben?

Also Eins, oder das Andere — die Ehrbegierde ist entweder gefährlich, oder überflüssig. Man wähle.

Aber wir wollen nun einmal den guten oder schlimmen Einfluß, den das Bestreben nach Ehre auf das Wohl der Gesellschaft haben kann, bei Seite setzen, um die Wirkungen zu beobachten, die es auf das individuelle Wohl des Ehrgeitzigen selbst hat. Und hier muß man entweder mir alle Fähigkeit absprechen, irgend eine wahre Beobachtung über das menschliche Leben anzustellen, oder etwas, welches ich tausendmal beobachtet, und immer ohne Ausnahme wahr gefunden habe, für wirkliche Erfahrung gelten lassen;

dieses

dieses nemlich: daß der Mensch in eben dem Maasse sich selbst elend mache, in welchem er der Ehre nachjagt. Erhole dich, lieber Leser, von deiner Befremdung; dann greife in deinen eigenen Busen, und strafe mich der Lügen, wenn du kannst! Ihr aber, alle ihr hochberühmte Männer auf Thronen, unter Zelten, oder in Dachstuben, die ihr auf dem Polsterkissen der Ehre, welches ihr euch durch sauren Schweiß erworben habt, nach der Meinung des angaffenden Pöbels, so sanft, so lieblich schlummert, ihr A. B. C. D. — X. Y. Z. — und wie ihr alle heisset; o last einmal Wahrheit aus eurem Munde reden, und bekennet zur Warnung für alle, die euch nachklimmen, daß ihr auf Nesseln lieget, auf scharfen brennenden Nesseln, die euch, so Tag als Nacht, keinen Augenblick Ruhe gönnen! Bekennet's, oder thut Verzicht auf das Lob der Aufrichtigkeit! —

Die Ehre, sagt ein Schriftsteller, *) der sie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, ist nicht allemal in unsrer Macht, besonders wenn wir sie nur auf tugendhafte Art suchen wollen „

(Und

*) S. Basedows praktische Philos. 1 Theil S. 242.

(Und unsere Glückseligkeit sollte mit einem heftigen Verlangen nach derselben bestehen können? Mit einem zur Leidenschaft gewordenen Verlangen nach etwas, welches nicht in unserer Macht steht?) „Wer einen starken Trieb zur Ehre hat, genießt der erlangten Ehre niemals in Ruhe und Zufriedenheit, sondern ängstiget sich gar bald, eine noch grössere zu erzwingen.„ (Und einen solchen Trieb sollten wir vorsetzlich zu erwecken und zu stärken suchen?) „Folglich raubt uns eine herrschende Ehrbegierde die Mittel, unsre Neigung zur Sicherheit, zur Bequemlichkeit und zu den Ergötzungen zu erfüllen. Sie muß für unsere Tugend und Vollkommenheitsliebe gefährlich seyn.„ (Und dennoch sollen wir sie in den Seelen unserer Kinder recht geflissentlich zu erregen suchen?) „Sie wird eine Ursache vieler Feindschaften und Ungerechtigkeiten; ja oft wirkt sie Armuth und Schande.„

Dieß Alles wäre wahr; und dennoch sollte es gut seyn, eine so gefährliche Leidenschaft zur Triebfeder bey der Erziehung zu machen? Dieß alles gäbe man zu, und dennoch sträubte man sich das unmittelbare Resultat desselben einzuräumen? Ich stehe betroffen.

Aber, wird man vielleicht sagen, die Ehrliebe soll auch nur ein wenig angefacht, nicht

zur

zur Flamme angeblasen werden; sie soll nur reger Trieb, nicht heftige Leidenschaft seyn.

Ich höre; sie soll, soll— und wird sie es auch? Ist der Pfeil, den wir einmal abgeschossen haben, noch so in unserer Gewalt, daß wir ihm zurufen können: biß dahin sollst du gehen, und nicht weiter! Ist aus einem kleinen unbedeutenden Funken nie eine verzehrende Feuersbrunst entstanden? Kann, wenn wir selbst anzufachen aufgehört haben, nicht noch von aussen, ohne unser Zuthun, ein unvorhergesehener und ungerufener Windstoß kommen, der unser kraftloses Soll! wie eine Pflaumfeder, dahinführt?

Aber was hilfts, die junge Ehrbegierde in der Schule schmachten zu lassen, so lange sie ausser derselben, in der ganzen Welt, Nahrung vollauf findet? So lange in allen andern grössern und kleinern Gesellschaften fast alles nach diesem einzigen Punkte hinzielt und ganze Staatskörper sich auf dieser Angel drehen?

Ich antworte: schlimm genug! Aber grade darum sollten wir uns am wenigsten bemühen, diese Begierde schon in der Jugend anzufachen, weil sie doch leider! von selbst früh genug entbrennen wird. Grade darum sollten wir lediglich die vorgenannten höhern Principien unserer guten Handlungen — Got-

tesfurcht, Gewissenhaftigkeit, Menschenliebe u. s. w. — der Jugend tief einzuprägen suchen, um sie im Voraus gegen den künftigen Weltunterricht zu verwahren und sie stark genug zu machen, über die Antriebe des Ehrgeitzes, welcher über kurz oder lang doch einmal in ihrem Herzen erwachen wird, die Herrschaft zu behalten.

Aber man kann doch gleichwohl durch diesen Trieb so viel bey der Jugend ausrichten, und ohne ihn gemeiniglich so wenig! Man kann sie dadurch so frühzeitig zur Artigkeit und zum gesitteten Wesen führen! Man kann ihre Lernbegierde so sehr dadurch anfeuern!

Das müssen wir einzeln besehen.

— Man kann viel durch den Ehrtrieb bey der Jugend ausrichten; eingestanden, sehr viel! Aber setzt, welche andere Leidenschaft ihr wollt, an die Stelle dieses Triebes, und ihr werdet eben so viel dadurch ausrichten können. Macht die Kinder neidisch, und ihr könnt sie durch Neid; wollüstig und ihr könnt sie durch Wollust; weibisch furchtsam, und ihr könnt sie durch eitle Schreckenbilder eben so wirksam, als durch Ehrgeitz, lenken. Leidenschaften wirken; wer hat daran gezweifelt?

— und ohne ihn so wenig. Gottlob, daß ich einer leeren Behauptung etwas Kräftigeres, als

als eine ähnliche Behauptung entgegen setzen kann! Ich bin, indem ich dieses schreibe, mit Kindern umgeben, in denen ich bis jetzt keine andere Triebfedern, als Religion und Liebe zu mir und Andern habe wirksam werden lassen; und ich will den erwarten, der mir zufriedenere, folgsamere, und lernbegierigere Kinder ihres Alters zeigen kann!

— Man kann sie so frühzeitig dadurch zur Artigkeit und zum gesitteten Wesen führen. Zur Verstellung, zur Scheintugend, will man sagen! Allenfalls auch zu einer unnatürlichen, altklugen Beobachtung ihrer selbst; zur Zurückhaltung ihrer natürlichen Lebhaftigkeit: aber zur wirklichen Liebe des Guten? Zur Beobachtung ihrer Pflichten im Verborgenen, wenn sie von keinem menschlichen Auge sich bemerkt, von keinem Ohre sich behorcht glauben? Man versuche es.

— Man kann endlich ihre Lernbegierde so sehr dadurch anfeuern! Das heist, man kann ihren Verstand auf Kosten ihres Herzens erweitern; man kann ihr Gedächtniß auf Kosten ihrer gegenwärtigen und künftigen Zufriedenheit anfüllen. Ein schöner Wechsel! Wohlmeinende, aber irrende Lehrer, wißt ihr sonst keine Mittel, euren Kindern das Lernen zu erleichtern und angenehm zu machen: o wie

viel besser wäre es, ihr liesset sie unwissend und zugleich einfältig am Herzen, als daß ihr ihnen die Köpfe mit mancherley, zum Theil sehr entbehrlichen Schulkenntnissen und ihr Herz mit Hochmuth ausfüllt, wodurch alle wahre und dauerhafte Selbstzufriedenheit auf immer daraus verdrengt wird! —

Ich will alles Uebrige, was ich über diesen Gegenstand vorjetzt noch zu sagen habe, so kurz ich kann, zusammen fassen. Hier ist der Inbegrif meiner Meynung, die ich allen Weisen, die mehr Scharfsinn, mehr Muße und Geistesruhe, zu einer tiefern und umständlichern Auseinandersetzung dieser wichtigen Materie, als ich, haben, zur Prüfung und Berichtigung empfehle.

Es verhält sich mit der Ehre, wie mit dem Gelde, oder mit dem Reichthume; beyde sollten Mittel zu Zwecken, nicht selbst Zweck seyn. So wie also das Bestreben nach Gelde nur in sofern vernünftig und rechtmäßig ist, als man gute, edle Zwecke im Sinne hat, welche man dadurch erreichen will: so ist es auch das Bestreben nach Ehre. Eine Bemühung nach Gelde, blos um des Geldes willen, ist Geldgeiz; und Bemühung nach Ehre, blos um der Ehre willen, ist Ehrgeiz. Es würde also nicht unvernünftiger seyn, der Jugend eine

Begierde nach Gelde, als eine Begierde nach Ehre einzuflössen.*) Aber so wie ich ein Kind vor der Verschwendung warnen muß, weil es sich unglücklich dadurch machen würde: so muß ich es, aus gleicher Ursache, auch vor der Schande warnen. Und so wie ich es — aber immer unter Hinweisung auf die wahre Ursache — lehren und üben muß, das Seinige zwar zu Rathe zu halten, aber auch den unverschuldeten Verlust desselben mit Gelassenheit zu ertragen: so muß ich es auch lehren und üben — aber wiederum unter beständiger Hinweisung auf die wahre Ursache — seiner Ehre, oder der guten Meynung, welche Andere von ihm gefaßt haben, zu schonen, sie nicht durch schlechte Handlungen zu verscherzen; aber auch den unverschuldeten Verlust derselben gleichfalls mit Gleichmuth zu ertragen.

Alle Veranstaltungen also, wodurch das Kind, oder der Jüngling dergestalt zur Ehre gereizt wird, daß sie ihm nicht mehr als Mittel, sondern als Zweck erscheint; alles Lob der Leute, welches ihm als wirkliche unmittelbare Belohnung entweder von fern vorgehalten oder wirklich ertheilt, und dessen Vor-

*) Das Beywort, wahre Ehre, macht die Sache nicht anders; denn sonst müste es auch recht seyn, eine Begierde nach wahrem Gelde zu erregen.

haltung oder Ertheilung nicht vielmehr so eingekleidet wird, daß seine Aufmerksamkeit dabey sich auf etwas Besseres, durch diesen Beyfall erst zu Erwerbendes, oder schon Erworbenes gerichtet wird: ist — wenn meine Gründe die Probe halten — zweckwidrig und im hohen Grade schädlich.

* * *

Bald nach der Bekanntmachung dieses kleinen Aufsatzes, wurde ich, wie ich gehoft hatte, theils öffentlich, theils in Privatgesprächen und Briefen, mit mancherley Einwürfen von allerley Gewicht beehrt. Was mir davon gründlich zu seyn und nicht auf blossen Mißverständnissen zu beruhen schien, fand ich in dem Briefe wieder, welchen mein Freund, der verdienstvolle Professor Feder in Göttingen, über diese Materie an mich ergehen ließ, und welcher dem dritten Stücke des dießjährigen Museums einverleibet worden ist. Weil dieser Brief vornemlich mit zu diesem Ganzen gehört, so bediene ich mich der erhaltenen Erlaubniß ihn, als einen wesentlichen Theil der gegenwärtigen Erörterung, hier mit abdrucken zu lassen. Durch meine Antwort darauf glaube ich alle die übrigen oberwähnten Einwürfe zugleich hinlänglich mit beantwortet zu haben.

* * *

2.

Ob es rathsam sey, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bey der Erziehung zu machen?

An

Hrn. Rath Campe

von

J. G. H. Feder.

Sie sind es zufrieden, H. F. daß ich über Ihre Behandlung dieser Frage in dem dritten St. der pädagogischen Unterhandlungen meine Gedancken öffentlich vortrage; da ich Ihnen zu erkennen gegeben habe, daß sie nicht völlig mit den Ihrigen übereinstimmen. Mit dem Verf. der Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion sich öffentlich in Untersuchungen einzulassen, hat keine Gefahr, wenn man keine andere Absicht hat, als Wahres und Falsches, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches durch möglichst genaue Bestimmungen von einander zu unterscheiden.

Sie gestehen ein, daß man nicht Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande entstehen lassen dürfe, daß man vor der leztern warnen, und Liebe zur erstern einflössen müsse, aber

im-

immer unter der Vorstellung, daß sie, die Ehre, bloß ein Mittel sey zu höhern Absichten, nemlich geschickter uns zu machen zur Erfüllung unserer Pflichten. *)

Aber sie wollen nicht

1) daß die Ehre als Zweck, oder um ihrer selbst willen geschätzt und begehrt werde.

2) Daß sie zur moralischen Triebfeder der Handlungen bey der Erziehung gemacht werde, weil sie in dieser Absicht entweder gefährlich oder unnütz seyn würde. Sie behaupten

3) daß der Mensch in eben dem Maasse sich selbst elend mache, in welchem er nach Ehre trachte;

4) daß es nicht unvernünftiger seyn würde, der Jugend eine Begierde nach Reichthum, als eine Begierde nach Ehre einzuflössen, und endlich

5) daß alles Lob, welches dem Kinde oder Jünglinge als wirkliche unmittelbare Belohnung, nicht bloß als ein Zeichen einer auf ihn wartenden höhern Belohnung ertheilt werde, zweckwidrig und im hohen Grade schädlich sey.

Ge=

*) Auch vornemlich unter der Vorstellung, daß sie ein Mittel sey, uns vieler Menschen Freundschaft und Liebe zuzuziehen.
d. Herausg.

Gegen diese letztern Sätze nun, oder die Gründe, aus denen Sie sie abgeleitet haben, glaube ich einiges zum Vortheil der Wahrheit erinnern zu können.

Zuförderst aber muß ich meine Begriffe von den physischen Gründen des natürlichen Triebs zur Ehre anzeigen. Die Frage, ob der Mensch aus natürlichem Antriebe nach Beyfall und Achtung anderer strebt, und worauf dieser Antrieb sich gründet, ist wesentlich bey der Untersuchung, was der Erzieher in Ansehung dieses Triebes zu thun habe. Sie haben ausdrücklich wenigstens nicht auf diese natürliche Erweckung zur Ehrbegierde, sondern nur auf diejenige, die sie durch Fehler der öffentlichen Denkart erhält, Rücksicht genommen. (S. 275. f.)

Daß aber doch der Mensch von Natur, d. h. durch seine wesentlichen Triebe und Kraft der allgemeinsten Verhältnisse, in denen er in Gesellschaft anderer Menschen sich befindet, Beyfall und Achtung anderer suche; dieß geben Sie mir gewiß zu. Und nun, warum dieß? Freylich um des Grundes willen, den Sie allein billigen und gehörig gepflegt wissen wollen, um des Nutzens willen, den er bey seinen letzten vernünftigen Absichten davon hat. Aber auch um des Mißtrauens willen, welches er in sein

eigenes Urtheil von seinem Werthe und der Richtigkeit seiner Grundsätze und Handlungen setzt; endlich wegen der Sympathie, die es ihm nicht ganz gleichgültig seyn lässet, ob seine Handlungen andern Misfallen oder Wohlgefallen verursachen.

Was insbesondere noch den ersten, insgemein stärksten Grund der Ehrliebe anbelangt, so findet ein wichtiger Unterschied dabey gleich in den ersten Richtungen statt. Nemlich der, daß einige mittelst der Achtung Liebe, andere hingegen Furcht und Unterwürfigkeit zu erhalten suchen. Dieser Unterschied muß in der Naturgeschichte des Triebs zur Ehre ja nicht ausser Acht gelassen werden. Und er ist eben sowol aus andern natürlichen Verschiedenheiten der Karaktere begreiflich, als durch Beobachtungen gewiß.

Ich folgere nunmehr gleich hieraus für die Absicht unserer Untersuchungen

1) daß der Erzieher in jedwedem Falle vor allen Dingen sorgfältig zu untersuchen habe, von was für einer Art die Ehrbegierde seines Jünglings sey; aus was für Gründen, und unter welcher Proportion derselben sie herrühre, und was für eine Richtung sie zu nehmen trachte.

2) Daß

2) Daß zwar in jedwedem Fall die natürliche Anlage zur Ehrbegierde Pflege und Besserung nöthig habe; aber gar oft nicht aus dem fürchterlichen Gesichtspunkte angesehen werden könne, den die Beyspiele einiger Ruhm- und Herrschsüchtigen veranlassen können.

Was hindert mich aufrichtig zu seyn? Lesen Sie also hier auch mein Bekenntniß, daß, alle bisherige Perioden meines Lebens zusammengenommen, ich, so viel ich mich selbst kenne, Ursache habe zu glauben, daß Ehrliebe, aber die von der mildern Art, nicht die herrschsüchtige, eine der wirksamsten Triebfedern meiner Handlungen gewesen sey; offenbar bis zum unterscheidenden Bewustseyn, aber doch nach aller Wahrscheinlichkeit vermöge der mir bekannten Geschichte meiner Neigungen, versteckt.

Wollen Sie etwa aus dieser meiner ersten Verschanzung mich mit dem einzigen Worte vertreiben, daß ich Ehrliebe nenne, was nicht so heissen müsse? So will ich zufrieden seyn; aber ich zweifle, wer bey der Stimmensammlung gewinnen würde.

Nun zu ihren Sätzen und Gründen:

1) Die Ehre soll nicht als Zweck begehrt werden. Ich verstehe Sie; und so wie sie

es meynen, bin ich mit Ihnen einig. Aber sollte ich doch nicht noch Grund zur Frage haben: Ob das Vergnügen an der Ehre oder der Achtung und damit verknüpften Liebe anderer, nicht bey einer gewissen proportionirlichen Stärke des Triebes ein Theil des um sein selbst willen Begehrlichen (per se bonum, τελος) seyn dürfe?

2) Als moralische Triebfeder sey die Ehrbegierde entweder unnütz oder gefährlich. Ihr Grund ist, weil wenn dieselbe ein wirksames Principium unserer Handlungen werden soll, sie, mehr oder weniger, zur Leidenschaft, werden müsse. (S. 272.) Aber, lieber Freund, habe ich nicht Grund Ihnen hier zu antworten, daß Ihr Beweis zu viel beweise, und also wie er da steht, nichts gelten könne! Religion, Rechtschaffenheit, Patriotismus — diese Triebfedern schlagen Sie vor statt der Ehrbegierde. Ich werde über die Substitution hernach noch etwas anmerken. Itzt kömmt es nur darauf an, ob nicht aus gleichem Grunde, mit der Ehrbegierde, auch diese Triebfedern entweder für unnütz oder gefährlich erklärt werden müssen? Nicht um Ihrer willen, sondern um anderer willen, die mich nicht sogleich völlig verstehen möchten, erkläre ich mich deutlicher. Es gibt eine laulichte, empfind-

pfindsamliche oder blos spekulative Vaterlands-liebe, Rechtsliebe und Religiosität; zu schwache Regungen, um Triebfedern des Lebens zu seyn. Der Irrthum kann Rechtsliebe, Vaterlands-liebe und Religiosität zu den gefährlichsten Trieben der menschlichen Natur machen. Und ist es etwa leichter dem Irrthume in Dingen der Religion, des Patriotismus und dessen, was recht und billig heissen soll, auszuweichen und vorzubauen; als in Ansehung dessen, was wahre und falsche Ehre ist?

Sodann, liebster Freund, darf denn der Moralist und Pädagoge seine Anstalten nach dem einrichten, was idealisch betrachtet allenfalls besser scheinen müsse; muß er sich nicht nach dem richten, was in der Natur ist? Und nun fordere ich Sie auf so scharfsichtig, als Sie, wenn Sie wollen, es leicht können, zu erwägen, ob mit den von Ihnen vorgeschlagenen, und wie Sie nicht zweifeln werden, mir eben auch wichtigen und heiligen Triebfedern, in allen Perioden des Lebens, bey allen Karakteren, so viel ausgerichtet werden könne, daß der positive Gebrauch der Ehrbegierde, als einer moralischen Triebfeder, dadurch entbehrlich werde? Der Grad der Bekräftigung oder Bezweiflung dieser Frage, dieß gestehe ich, hängt von unzähligen, auch veränderlichen Umstän-

den ab. Aber eben dies, dünkt mich, ist mehr für mich am Ende, als wider mich.

3) Ihr dritter Satz, werthester Freund, scheint in einer besondern Lebhaftigkeit der Empfindungen geschrieben worden zu seyn. Wenn meine bisherigen Bemerkungen irgend einigen Eindruck auf Sie gemacht haben: so bin ich sicher, daß Sie den Ton dieses Ausspruches bei Sich selbst so weit herabstimmen werden, als ich es verlangen kann.

4) Was die Vergleichung der Begierde nach Ehre mit der Begierde nach Reichthum anbelangt: so glaube ich, ich würde mich dabei behaupten können, wenn ich in einem gewissen, nach der Sprache noch zulässigen, Sinne sagen wollte, daß es nicht schlechterdings unvernünftig scheinen könne, der Jugend eine Begierde nach Reichthum einzuflößen. Die Begierde könnte ja doch immer eine subordinirte Begierde seyn; ihre Grade und ihre Anweisung auf gewisse Mittel der Befriedigung haben. So wie es bei der Ehrbegierde auch seyn muß. Aber ich will nur auf eine Verschiedenheit zwischen dem einem und dem andern der verglichenen Trieben mich stützen. Es ist doch lange so leicht nicht, nicht eben so möglich, durch gemeinschädliche Mittel zu einem behaglichen Besitze und Genusse der Ehre zu gelangen, als durch solche Mittel und Wege Geldreichthum zu erlangen,

und

und den zu seinem Vergnügen anzuwenden. Also wäre vielleicht für die Glückseligkeit des Individuums die Begierde nach letzterem weniger gefährlich als die erstere; umgekehrt hingegen in Rücksicht auf die Gesellschaft? Doch diese Frage ist zu verwickelt, und kann hier noch bei Seite gesetzt werden. Das aber wollte ich Ihnen noch zu bedenken geben: ob nicht manches Böse auf die Rechnung *) der Ehrsucht gesetzt worden ist; was bei genauerer Untersuchung auf die Rechnung der Begierde nach sinnlichem Vergnügen und Bequemlichkeiten gesetzt werden müste; wobei ein reichliches Einkommen als das nächste Hülfsmittel, und Ruhm und Ansehn nur als ein entfernteres geschätzt würde; wo also angenommen werden könnte, daß es besser gewesen wäre, wenn die Liebe zur Ehre unmittelbarer, weniger untergeordnet gewesen wäre. Denn, lieber Freund — ich muß Sie noch einmal zu einer der esoterischen Erwägungen auffordern, die Sie in Ihrer Ge-

*) Eben so gewiß glaube ich, daß man irriger Weise von der Ehrbegierde manche Landverwüstende Kriege und Eroberungen herleitet; die ihren Gruud vielmehr in der Begierde nach Beschäftigung und grossen Veränderungen, oder in andern von der Ehrbegierde verschiedenen Antrieben hatten.

walt haben — Aus irgend einem Fond muß der Mensch sich einige Vorstellungen vom Guten schaffen; der erste Stof derselben, die einfachsten Bestandtheile sind, wie Sie wissen, nicht so manchfaltig als Sie, nach der Manchfaltigkeit alles dessen, was daraus zusammengesetzt und verarbeitet wird, denen, die nicht untersucht haben, scheinen. Und wenn Sie nun die ersten Elemente und Nahrungsmittel der Ihnen gut scheinenden Antriebe, und des verwerflich scheinenden Triebes zur Ehre erwogen haben: so beantworten Sie mir die Frage, ob die Vernichtung des einen nicht Schwächung oder Verunstaltung der übrigen nach sich ziehen müsse; ob auf etwas anderes die Bemühung des Moralisten gehn könne, als die mehrern natürlichen Triebe durch einander zu mässigen und zu berichtigen?

5) In Ansehung des letzten Ihrer ausgezeichneten Sätze, brauche ich nur auf das zu verweisen, was ich bei Gelegenheit des erstern zu verstehn gegeben habe.

Um mich allen unsern Lesern völlig verständlich zu machen: will ich einige der vornehmsten Grundsätze anzeigen, nach denen ich bei der Erziehung mein Verhalten in Absicht auf die Ehrliebe einrichten zu müssen, mich gegründet halte.

1) Ich werde bei allen Gelegenheiten zu erkennen geben, daß es nicht nur sehr nützlich, sondern

sondern auch überaus angenehm ist, der Achtung und des Beifalls seiner Nebenmenschen versichert zu seyn; und ich werde frühe suchen durch Sympathie und eigene Empfindung das Gefühl davon zu erwecken.

2) Aber ich werde eben so sehr bemüht seyn zu überzeugen, daß nur der Beifall reines Vergnügen schafft und dauerhaften Vortheil, den man durch wahre Vollkommenheiten und Verdienste sich erwirbt; daß insbesondere Güte des Herzens, Rechtschaffenheit zur Behauptung und zum Genusse dieser Achtung unentbehrlich seyn.

3) Vor allen Dingen aber werde ich gegen den Irrthum arbeiten, der das, was man insgemein Ruhm oder berühmt seyn nennt, mit der Ehre oder der wahren innern Achtung verwechselt. Bei einem grossen Ruhme ist, wenn man nur ein wenig genau zusieht, oft so wenig wahre Achtung, so wenig Liebe und Ergebenheit versprechender Beifall; als bei den Gerüchten und dem Auflaufe, die ein fremdes Thier, oder ein Gaukler veranlaßt. Wenn es anginge die Ehre mancher höchstberühmten Männer mit der Ehre manches schlechterdings nicht berühmten, ausser seiner Stadt vielleicht nicht hundert Personen bekannten Mannes, nach der genauen Schätzung der innern Achtung, die jeder Theil für sich hat, zu vergleichen: ich fürchte sehr, die Ehre des berühmten Mannes mögte nicht

das Gleichgewicht halten. Also von der Ruhmsucht laß ich gelten, was in Ihrem Aufsatze steht. Ehre, wahre innere Achtung, muß man zu verdienen suchen, so viel man kann; Ruhm hingegen ist in den wenigsten Fällen etwas Begehrenswerthes; in den meisten eine Last, die man zu tragen sich nicht scheuen muß, wenn sie von selbsten kömmt, aber der man nicht Ursache hat nachzugehn. Ohnedem ist sehr richtig, was mein bester Lehrer mir und seinen andern Schülern oft gesagt hat:

> Quaerentem fugit, ac fugientem gloria quaerit.

4) Wenn es mir gelungen ist mit diesen Grundsätzen Eingang zu finden bei meinem Zöglinge: so werde ich ihn dann leicht davon überzeugen, daß es in aller Betrachtung unvernünftig und zweckwidrig ist, wenn durch die Ehrliebe jemand sich zur Unzufriedenheit über die Achtung, die andere sich erwerben, wohl gar zum Neide, zum Afterreden, zur pralerischen Erholung seiner eigenen, und zur Herabwürdigung oder doch Verkennung fremder Verdienste verleiten lässet. Zweckwidrig in der That im hohen Grade; wofern es jemand um dauerhafte innere Achtung anderer, und einen ruhigen Genuß derselben zu thun ist! Etwas anders wäre es, wenn es nur darauf ankäme, in aller Geschwin-

schwindigkeit Aufsehn zu erregen, und mittelst desselben gewisse Absichten zu befördern. Dies gehörte denn nicht in das Kapitel von der Ehrliebe.

5) Zu allen diesen Grundsätzen müste sich denn endlich auch noch dieser gesellen; daß man bey aller seiner Bemühung um Achtung, sich ja nie einbilden müsse, aller Menschen Beyfall in allen Dingen erhalten zu können; und daher sich gewöhnen, Tadel ruhig zu vertragen, wenn man demselben auf eine vernünftige Weise nicht ausweichen kann. Und es ist so etwas Grosses, der Eigenliebe Schmeichelhaftes darinne, durch die hinlängliche Versicherung seiner bessern Einsichten zur Gleichgültigkeit gegen den Tadel anderer sich berechtiget zu fühlen; daß es mir nie schwer vorgekommen ist, bey der sonst gehörig angelegten Ehrbegierde seine Gemüthsruhe von der Seite in Sicherheit zu setzen. Der Hang zur allzuvielen Gleichgültigkeit gegen den Tadel scheint mir bey den mehresten Menschen noch eher zu befürchten zu seyn.

Und nun habe ich genug, vielleicht schon zu viel gesagt, um eine anscheinende kleine Verschiedenheit unserer Gesinnungen in Ansehung eines wichtigen Stückes der Sittenlehre aufzuklären. Vielleicht ist kein einziger meiner bisherigen Hauptsätze Ihren Gesinnungen zuwi-

der; und Sie wundern Sich, wie ich mir das Ansehen habe geben können, Ihnen widersprechen zu wollen, da ich nichts gethan hatte, als Ihre eigene Meinung ausgeführt. Ist dieß der Fall: so habe ich meine Absicht schon erreicht. Sie geht hauptsächlich dahin, zu verhindern, daß nicht Ihre Abhandlung zur Verunglimpfung eines der edelsten und wohlthätigsten Triebe des menschlichen Geistes aus Misverstand gebraucht werde. Habe ich aber etwas Ihnen Falschscheinendes, was von einigem Betrage ist, gesagt: so fahren Sie fort, mir und dem Publikum Ihre Gedanken weiter mitzutheilen. An aufmerksamer und unbefangener Untersuchung, hoffe ich, soll es mir nie fehlen. Ich habe die Ehre ꝛc.

* * *

3.

An

Herrn Professor Feder;

Beantwortung des vorstehenden Schreibens

von

J. H. C.

Nehmen Sie, theurer Freund, zuförderst den herzlichsten Dank an, daß Sie meine Zweifel über den moralischen Werth der Ehrbegierde, als

als eine bey der Erziehung anzuwendende Triebfeder betrachtet, Ihrer Prüfung gewürdiget haben. Einen solchen Gefährten wünschte ich mir, um auf dem angetretenen Wege dieser für die Erziehungswissenschaft erheblichen Untersuchung noch etwas weiter zu gehen; und wohl mir! daß ich ihn gefunden habe. Ihre Hand, mein Lieber! — und nun zum Werk!

Sie haben meine Meinung, die ich unter tausend zerstreuenden Geschäften, womit ich damals belastet war, nur mit äusserst flüchtiger Feder zu Papier werfen konnte, gut und richtig zu concentriren gewust. Nur auf einen Punkt, über den ich mich zu unvollständig erklärt hatte, um ganz verstanden zu werden, muß ich noch ein wenig mehr Licht fallen lassen.

Ich verglich nemlich die Ehrbegierde mit der Begierde nach Gelde oder Reichthum, und glaubte zwischen beiden eine grosse Aehnlichkeit wahrzunehmen. So wie das Geld, sagte ich, nicht an sich selbst, sondern nur als Mittel zu höheren Zwecken betrachtet, ein Gut zu nennen ist, so ist es auch die Ehre. So wie also das Bestreben nach Gelde nur in so fern vernünftig ist, als man gute und edle Zwecke im Sinne hat. welche man dadurch erreichen will: so ist es auch das Bestreben nach Ehre. Eine Bemühung nach Gelde, blos um des Geldes

willen, ist Geldgeiz; und eine Bemühung nach Ehre, blos um der Ehre willen, ist Ehrgeiz. Es würde daher nicht unvernünftiger seyn, der Jugend eine Begierde nach Gelde, als eine Begierde nach Ehre einzuflössen. — — Alle Veranstaltungen also, wodurch das Kind, oder der Jüngling dergestalt zur Ehre gereitzt wird, daß sie ihm nicht mehr, als Mittel, sondern als Zweck, erscheint; alles Lob der Leute, welches ihm als wirkliche unmittelbare Belohnung entweder von fern vorgehalten, oder wirklich ertheilt und dessen Vorhaltung oder Ertheilung nicht vielmehr so eingekleidet wird, daß seine Aufmerksamkeit sich dabey auf etwas besseres durch diesen Beyfall zu Erwerbendes, oder schon Erworbenes heftet, ist zweckwidrig und im hohen Grade schädlich. — Hier hätte ich mich nun etwas deutlicher erklären sollen, was ich damit meine, daß die Ehre in den Augen der Kinder blos Mittel bleiben, nie Zweck werden müsse; und weil ich dieses damals unterlassen habe, so geschehe es jetzt.

Ich wolte nemlich so viel damit sagen, daß man die Kinder, so oft man ihnen seinen eigenen, oder Anderer Beyfall, als eine Belonung, zu erkennen gibt, zugleich erinnern müsse, daß dieser erlangte oder künftig zu erlangende Beyfall nur deswegen schätzenswürdig sey, weil sie

sich

sich dadurch auch die Liebe derer, die ihn geben, und Anderer, die es hören, erwerben, und daß sie zugleich vielen Menschen, besonders ihren Eltern, ihren Freunden, ihren Lehrern Freude dadurch machen; so daß in ihrer Vorstellung, nicht das Lob oder der Beyfall selbst, sondern die Erwerbung jener Liebe, und die Bewirkung dieser Freude, die eigentliche wünschenswerthe Belonung ihrer guten Aufführung seyn möge. Ich wünschte daher, daß man nicht zum Kinde spräche: wenn du dieses oder jenes thust, so werden dich die Leute loben, so wirst du Ehre davon haben! sondern vielmehr: wenn du dieses thust, so wird das mir und andern Menschen gefallen; wir werden uns darüber freuen und dich dafür lieben; und wenn deine Eltern oder deine Freunde hören, daß wir dich lieben, weil du ein gutes Kind bist, so wird das auch ihnen grosse Freude machen u. s. w. So wünsche ich, daß dem Kinde die Ehre gezeiget werde; den Jüngling aber, rathe ich, sie auch noch von der Seite sehen zu lassen, von welcher sie als ein Mittel erscheint, dessen auch der Tugendhafte, auch der Mann von Verdiensten nicht entbehren kann, wenn er zum Wohl der menschlichen Gesellschaft etwas wirken will, wozu ihm das Vertrauen und die Achtung seiner Mitmenschen nöthig ist. — Ich bin versichert, daß diese Erklärung Ihre Einstimmung hat, gesetzt

auch, daß es mir nicht gelingen solte, unsere beiderseitige Meinungen über die Hauptfrage unserer Untersuchung zu vereinigen.

Ihre erste Erörterung desjenigen, was in dem Triebe der Ehrbegierde physisch oder natürlich ist, läst mich den Gegenstand unserer Streitfrage aus einem neuen Gesichtspunkte ansehen, aus dem er allerdings auch betrachtet werden muß. Aber glücklicher oder unglücklicher Weise erscheint er mir hier wieder grade eben so, wie er mir an meinem vorigen Standorte zu seyn schien. Zürnen Sie nicht über den Fehler meiner Augen, wenn es einer ist; sondern hören Sie mich an, um mich eines Bessern zu belehren.

Sie fragen eigentlich nicht: ob die Begierde nach Ehre ein natürlicher, uns angeborner Trieb unserer Seele sey? Denn so unbestimmt konnte der nicht fragen, der über den Ursprung unserer Neigungen und Abneigungen nicht erst seit gestern nachgedacht hat, und der gar wohl weis, daß alle unsere Triebe, sie mögen heissen wie sie wollen, nichts anders, als besondere Modifikationen des einigen wesentlichen Haupttriebes — oder der nach Erweiterung und Aufklärung ihrer Ideen strebenden Vorstellungskraft — unserer Seele, und also in so fern auch alle natürliche Triebe sind. Sie fragen auch nicht, ob die Ehrbegierde, falls etwas Phy-

sisches

fisches dabey zum Grunde låge, um deswillen ein guter Trieb zu nennen sey und weiter von uns ausgebildet werden müsse? Denn so konnte abermals der nicht fragen, der da wohl weis, daß bey allen unsern Trieben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen — z. E. bey der Wollust, dem Neide, dem Geitze, dem Zorne, der Rachbegierde u. s. w. — etwas Physisches zum Grunde liegt, ohne daß sie deswegen unter die guten, weiter auszubildenden Neigungen unserer Seele gezählt werden können. Sie fragen also nur: was denn das Physische, welches bey der Ehrbegierde zum Grunde liegt, eigentlich sey; worinn es bestehe? Und diese Frage ist bey unserer Untersuchung allerdings von grosser Wichtigkeit.

Denn was wirklich Natur ist, das ist eben um deshalb auch sicher gut und darf nicht unterdrückt werden. — Numquam aliud natura, aliud sapientia dicit. — In so fern also auch die Ehrbegierde in der Natur unserer Seele gegründet ist, in so fern gehört sie zu den guten Trieben, und muß nicht erstickt, sondern gepflegt und gestärket werden. Bis dahin also sind wir völlig eins; und es kömmt nun alles darauf an, zu erforschen, wie viel, oder wie wenig Physisches bey der Ehrbegierde zum Grunde liege.

Sie, mein Werther, behaupten, daß wir von Natur um dreyer Ursachen willen nach Beyfall und Ehre streben; nämlich 1) deswegen, weil die Ehre mit mancherley Vortheilen verbunden, oder ein Mittel zur Erreichung anderweitiger Zwecke ist, (2 weil wir oft ein Mistrauen in unser eigenes Urtheil über unsern eigenen Werth und über die Richtigkeit unserer Grundsätze und Handlungen setzen, und es daher gern sehen, daß dieses unser Urtheil durch den Beyfall Anderer bestätiget werde, und endlich 3) weil es uns, der Sympathie wegen, nicht ganz gleichgültig seyn kann, ob unsere Handlungen Andern Misfallen oder Wohlgefallen verursachen.

Ich könnte diese Auseinandersetzung gelten lassen, ohne daß meine Behauptung im geringsten dadurch wankend gemacht würde. Alles läuft nämlich darauf hinaus, daß bey der Ehrbegierde 1) Selbstliebe 2) bescheidenes Mistrauen gegen uns selbst und 3) Sympathie zum Grunde liege. Die erste und dritte sind ohnstreitig gute natürliche Triebe, und das bescheidene Mistrauen gegen sich selbst eine schätzbare Eigenschaft edler Seelen; alle drey müssen daher durch die Erziehung sorgfältig gepflegt und ausgebildet werden. Aber kann dieses nicht geschehen, ohne daß in der Seele

des

des Kind.s auch zugleich der Ehrgeiz angefacht werde? Und wenn dieses geschehen kann, wird meine Behauptung von der Schädlichkeit dieses Anfachens dadurch, daß diese Stücke Theile des komponirten Triebes der Ehrbegierde sind, wohl umgestossen? Kann nicht etwas im Ganzen schädlich seyn, ohngeachtet einige seiner Theile nüzlich sind?

Aber auch über diese Ihre Analyse selbst werden Sie mir vergönnen, eine kleine Anmerkung zu machen. Was nemlich den zweyten Urstoff der Ehrbegierde, nach der von Ihnen angestellten Auflösung — das bescheidene Mißtrauen gegen sich selbst betrift — so scheint er mehr aus Ihrer persönlichen, als aus der allgemeinen menschlichen Natur hergenommen zu seyn. Andere haben oft, weil sie selbst böse waren, die menschliche Natur aus sich selbst zu schwarz geschildert: Ihnen, mein Freund, scheint hier aus dem entgegengesezten Grunde grade das Gegentheil widerfahren zu seyn.

Mit einem Worte: ich kann dieses bescheidene Mistrauen gegen sich selbst, weder durch Beobachtungen, noch durch Schlüsse aus der ursprünglichen menschlichen Natur herausbringen; und ich sehe mich daher genöthiget, es für ein späteres, der menschlichen Seele erst durch Kultur eingeimpftes Pfropfreis zu erklären.

ren. Der rohe Naturmensch weiß nichts davon; ihm fällt es gar nicht ein, zu besorgen daß er sich und seinen Urtheilen vielleicht einen zu grossen Werth beylege, oder zu wünschen, daß dieses sein Urtheil von andern bestätiget werden möge. Die Ursache ist, weil er sich überhaupt gar nicht damit abgibt, über sich selbst zu urtheilen. Er fühlt sich nur; und da er noch nichts von derjenigen Eitelkeit weiß, welche unserer Seele, so oft sie sich selbst betrachten will, das Vergrösserungsglas vorhält, so kann ihn dieses Gefühl auch nicht betriegen. Er kann also auch keine Ursache haben zu besorgen, daß es ihn betriegen möchte, und bedarf daher auch nicht erst des übereinstimmenden Urtheils Anderer, um gewiß zu seyn, daß es ihn wirklich nicht betrogen habe.

Das dritte, welches Sie in dem ersten Urstoffe der Ehrbegierde entdecken, nemlich die Sympathie, die es uns nicht ganz gleichgültig seyn läst, ob unsere Handlungen Andern Misfallen, oder Wohlgefallen, verursachen, mögte ich, um mehrerer Deutlichkeit willen, lieber das Sehnen nach Mittheilung und nach Theilnehmung nennen, aus welchem das Bedürfniß, so wohl zu lieben, als auch geliebt zu werden, erwächst, und welches alle die geselligen Tugenden der Menschenliebe, des

Mit-

Mitleids, der Mitfreude, der Dienstfertigkeit u. s. w., als ihre Kinder, zum Gefolge hat. —

Wenn diese Anmerkungen gegründet sind: so würde das Wesen der Ehrbegierde am Ende blos in die beyden ursprünglichen Triebe unserer Sele zerfallen, welche aus dem einigen Haupttriebe derselben unmittelbar abfliessen, nemlich in den Trieb der Selbstliebe, und in den jezt eben angezeigten zweyten Trieb zur Mittheilung und zur Theilnehmung, oder das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden.

Diese suche daher der Erzieher in den jungen Kinderseelen sorgfältig auszubilden, zu stärken, und ihnen eine gute Richtung zu geben: aber das kann, wie ich schon gesagt habe, und — wenn ich in der Hauptsache nicht irre, muß geschehen, ohne daß diese beyden Triebe zugleich zur Ehrbegierde gemodelt werden.

Nun nehmen Sie, mein würdiger Freund, welchen andern offenbar schädlichen und lasterhaften Trieb Sie wollen, z. E. den Neid, und sehen Sie zu, ob in dem ersten Urstoffe desselben, in so weit er von der Natur kömmt, nicht auch eben so viel Gutes zum Grunde liege? Entspringt nicht der Neid, wenn wir ihn bis an seine erste Quelle verfolgen, gleichfalls aus natürlichen und folglich guten Anlagen, nem-

lich aus der Selbstliebe, aus dem Bestreben nach Vollkommenheit, aus der damit verbundenen Nacheiferung, und aus der Begierde sich von andern, seiner guten Eigenschaften und Thaten wegen, geliebt zu sehen u. s. w.? Müsten wir nicht also auch die Kinder neidisch zu machen suchen, wenn es zur Regel gemacht werden sollte, daß durch die Erziehung alle und jede Triebe, bey welchen etwas Physisches, und in sofern etwas Gutes, zum Grunde liegt, weiter ausgebildet und gestärket werden müssen? Doch das wollten Sie ja auch nicht behaupten.

Lassen Sie uns weiter gehen. Bey dem ersten Urgrunde der Ehrbegierde unterscheiden Sie, und zwar mit Recht, einen doppelten Bewegungsgrund der Ehrgeizigen, warum sie Beyfall und Ehre zu erwerben suchen; bey einigen nemlich entsteht dieses Bestreben vornemlich aus dem Bedürfnisse geliebt zu werden, bey andern mehr aus dem Verlangen, sich gefürchtet, und als Oberhaupt geehrt zu sehen. Sie wollen, daß der Erzieher sorgfältig beobachten solle, aus welcher von diesen beyden Quellen die anwachsende Ehrliebe seines Zöglings herfliesse, und daß er sie stärke oder schwäche, je nachdem sie aus der ersten oder aus der andern zu kommen scheint.

Das ist nun aber, mit Ihrer Erlaubniß, leichter gesagt, als gethan. Einem Jeder brauche ich nicht erst vorzudociren, daß die Bewegtriebe unserer Seele in der Seele selbst nicht so zerstückt und von einander getrennet daliegen, als wie sie auf dem Papiere aus einander zu setzen gewohnt sind; und daß es daher kein Leichtes sey, in jedem Falle genau zu bestimmen: hier ist unter den vielen andern möglichen Bewegungsgründen blos dieser, dort blos jener, oder wenigstens dieser oder jener mehr, als ein anderer, wirksam gewesen! Sie werden mir wenigstens zugeben, daß unser Urtheil hierüber in hundert Fällen irrig seyn könne, irrig seyn müsse, sobald es ausschliessend ist, weil die Seele nie nach einem einzigen, sondern immer nach mehreren in einander geflossenen Bewegungsgründen zugleich handelt; und daß man daher ein Kind, oder einen Menschen überhaupt erst sehr lange beobachten müsse, bevor man mit einiger Zuverläßigkeit entscheiden könne, welcher von mehreren möglichen Bewegungsgründen — nicht der einzige — sondern nur der vorzüglichste sey, der das Kind, oder den Menschen zu dieser oder jenen Handlungsart gewöhniglich antreibt.

Wie leicht wäre es also nicht möglich, daß wir die schlimmste Art des Ehrgeizes, welche

Furcht und Unterwürfigkeit Anderer zum Hauptgegenstande hat, in den Gemüthern unserer Zöglinge auflodern machten, indeß wir uns schmeichelten, daß wir bloß die bessere Art desselben, welche mehr die Liebe Anderer zum Ziele hat, in ihnen wirksam machten? Und wird es daher, zur gänzlichen Vermeidung dieser Gefahr, nicht viel weiser gehandelt seyn, wenn wir das edle Bedürfniß geliebt zu werden in den Seelen unserer Kinder gradezu auszubilden und zu vergrössern suchen, als wenn wir diesen Zweck auf dem krümmern und zugleich gefährlichen Wege, der durch die Entzündung der Ehrbegierde geht, erreichen wollten?

Die Besorgniß, daß die Kinder gegen anderer Menschen Urtheil über sie und über ihre Handlungen vielleicht zu gleichgültig werden könnten, darf uns nicht abhalten, diesen geradezu und sicherern Weg einzuschlagen. Denn wem es einmal zum dringenden Bedürfniß geworden ist, sich von allen die ihn kennen und mit denen er in einigem Verhältnisse steht, geliebt zu sehen, der wird, ohne eben ehrgeizig zu seyn, gewiß nicht gleichgültig dabey seyn können, ob seine Handlungen gebilliget, oder gemisbilliget werden.

Zur Antwort auf meinen schon oben berührten und nun etwas deutlicher erklärten Rath, daß man nemlich den Kindern die Ehre, nicht als Zweck, sondern bloß als Mittel zu bessern Zwecken vorhalten möge, legen Sie mir die Frage vor: ob das Vergnügen an der Ehre oder der Achtung und der damit verbundenen Liebe Anderer nicht bey einer gewissen proportionirlichen Stärke des Triebes ein Theil des um seiner selbst willen Begehrlichen (per se bonum, τελος) seyn dürfe?

So bestimmt und klausulirt, als Sie diese Frage abgefast haben, darf ich gar kein Bedenken tragen, sie zu bejahen, ohne daß meine Meynung dadurch in Gefahr geriethe. Sie verbinden nemlich die Achtung mit der Liebe; und geben dadurch deutlich genug zu erkennen, daß auch, Ihrem Urtheil nach, die Ehre keinen andern Werth habe, als den sie durch die damit verbundene Liebe erhält. Und das ist es ja eben, was ich meyne, wenn ich sage, daß man den Kindern die Ehre, nicht um ihrer selbst, sondern um der bessern Zwecke willen, die dadurch zugleich erreicht werden, als etwas Gutes vorstellen müsse. Und das ist ja auch die Ursache, warum ich rathe, die Begierden der Kinder, nicht so wohl auf die Ehre (weil diese nur Mittel ist) als viel-

mehr auf die zu erwerbende Liebe ihrer Mitmenschen selbst zu richten!

Aber hier haben Sie mir abermals Gelegenheit gegeben, einige Begriffe aus einander zu setzen, wodurch über meine, noch immer paradox scheinende Meynung sich ein neues Licht verbreiten wird. Ich meyne die Begriffe, die wir mit den Worten, Beyfall, Hochachtung, Freundschaft und Liebe verbinden.

Ich finde nemlich, daß diese vier Worte (vorausgesezt, daß sie nicht in der leeren Komplimentsprache, sondern in der Sprache der Wahrheit gebraucht werden) nichts anders, als verschiedene Grade einer und eben derselben Sache, von dem untersten bis zum höchsten, ausdrücken. Wenn ich einer Sache, oder in einer Handlung etwas bemerke, welches meinen Begriffen oder meiner Empfindung nach gut ist: so gebe ich dieser Sache, oder dieser Handlung meinen Beysall, welcher mehr oder minder lebhaft ist, je nachdem das bemerkte Gute mir kleiner oder grösser zu seyn scheint. Im leztern Fall, wenn nemlich aus der besagten Sache oder Handlung so viel Gutes hervorleuchtet, daß ich daraus auf irgend eine ausnehmende Eigenschaft des Urhebers schliessen muß; so gewinne ich für diesen Hochachtung, das heist, ich liebe ihn in einem gewis-

wissen Grade um dieser erkannten Eigenschaft willen. Kömmt nun noch hinzu, daß ich in dem Umgange mit einer solchen schon hochgeachteten Person noch mehr gute Eigenschaften entdecke, besonders solche, welche eine Beziehung auf mich haben, so fange ich an Freundschaft für ihn zu empfinden, und wenn diese durch fortschreitende Bemerkung immer grösserer Vollkommenheiten bis zu einem gewissen durch Worte unbestimmbaren Grad angewachsen ist, so wird sie Liebe genannt.

Beyfall, Hochachtung, Freundschaft und Liebe sind also blos dem Grade nach unterschieden, und haben alle irgend eine mit Wohlgefallen bemerkte Vollkommenheit desjenigen zur Ursache, dem wir eine oder die andere davon schenken. Daraus erhellet zuförderst, was wir damit sagen wollen, wenn wir gestehen, daß wir für diese oder jene Person, zwar wohl Hochachtung, aber keine Liebe empfinden: das heist nemlich, wir entdecken nur eine und die andere gute Eigenschaft an ihm, aber deren nicht so viele, daß das Wohlgefallen, welches mit der Bemerkung derselben verbunden ist, bis zu einem Verlangen nach engerer Vereinigung mit ihm, oder bis zur Liebe anwachsen könnte. Daraus erhellet ferner, daß auch der Beyfall und die Hochachtung Anderer,

wenn beyde aufrichtig sind, ein wirkliches, um ihrer selbst willen begehrliches Gut genannt werden müssen, weil sie die ersten Grade der Freundschaft oder der Liebe sind. Aber eben daraus erhellet endlich auch, warum es dem ohngeachtet nicht weise gehandelt wäre, den Kindern eine Begierde nach dem Beyfalle oder der Hochachtung der Menschen einzuflössen; und warum es besser sey, ihr Verlangen gleich unmittelbar auf die zu erwerbende Freundschaft und Liebe derselben, als dem eigentlichen Endziele, zu heften.

Im letzten Falle nemlich, wenn ich das Herz meines Zöglings gegen Freundschaft und Liebe empfindlich gemacht habe, kann ich gewiß versichert seyn, daß es auch gegen Beyfall und Hochachtung, als die ersten Stufen der Liebe, nicht gleichgültig seyn werde. Denn wer ein Ganzes zu erreichen strebt, der begehrt auch die einzelnen Theile desselben; und wer sich nach dem Tageslichte sehnt, dem wird auch schon die anbrechende Morgendämmerung willkommen seyn. Aber im ersten Falle verhält sichs nicht so. Indem ich nemlich meinem Zöglinge eine Begierde nach Beyfall und Hochachtung (oder, welches einerley ist, nach der Ehre) einzuflössen suche, laufe ich Gefahr, daß diese untersten Stufen des zu erreichenden ganzen

zen Ziels in seinen Augen nach und nach so viel Reize gewinnen, daß er der höhern Stufen (der Freundschaft und Liebe) entweder ganz darüber vergist, oder doch wenigstens um vieles gleichgültiger dagegen bleibt. Dieß ist auch, so weit meine Beobachtungen reichen, vollkommen in der Erfahrung gegründet. Man findet nemlich, daß Kinder und Jünglinge gegen die Freundschaft ihrer Gespielen in eben dem Maasse unempfindlicher werden, in welchem der Trieb des Ehrgeizes in ihnen erwacht; und es ist eine alte Bemerkung, daß wir in unsern männlichen Jahren der warmen innigen Freundschaft, von welcher wir im Jünglingsalter glüheten, hauptsächlich um deswillen nicht mehr so fähig sind, weil ein grösserer Ehrgeiz sich unserer Herzen alsdann bemächtiget hat. Horaz sagt zwar von dem männlichen Alter:

Quaerit opes et *amicitias* —

Aber was für Freundschaften er damit meynt, und um welcher Ursachen willen der Mann darnach strebt, das gibt er durch den letzten Zug zu verstehen:

— inseruit *honori*.

Sie sehen nun wohl, mein lieber Freund, wie in dem kleinen System, welches ich mir in dieser Sache erbauet habe, alles genau zusammenhängt, so sehr auch einige Theile desselben,

dem

dem ersten Anblicke nach, sich zu widersprechen schienen. — Der Beyfall und die Hochachtung Anderer, oder die Ehre, sind wirklich ein Gut, weil sie die ersten Grade der Liebe sind. Die Kinder sollen daher auch nicht gleichgültig dagegen gemacht werden. Aber man soll sie ihnen auch nicht als das Ziel ihrer Bestrebungen, als die eigentliche wünschenswerthe Belohnung guter Thaten, sondern bloß als den Mittelweg zeigen, auf dem wir eine grössere und sichrere Belohnung, nemlich die Freundschaft und Liebe unserer Mitmenschen, erlangen können. Also nicht die Ehrbegierde, sondern das Verlangen nach Freundschaft und Liebe muß, wenn meine obigen Grundsätze richtig sind, als eine moralische Triebfeder durch die Erziehung erweckt, gestärkt und angewandt werden. —

Einen meiner Hauptgründe wider den Werth der Ehrbegierde, als moralische Triebfeder bey der Erziehung angewandt, daß sie nemlich entweder überflüßig oder gefährlich sey, je nachdem sie entweder zu schwach bleibe, um ein wirksames Principium unserer Handlungen seyn zu können, oder zu stark werde, und in Leidenschaft ausarte, und alsdann in mehr als einer Betrachtung schädlich werden könne, — diesen Hauptgrund, sage ich, beschuldigen Sie, daß er zu viel beweise, und also, so wie er da steht,

nichts

nichts gelten könne. Ich bekenne gern, daß ich mich hier abermals viel zu kurz und unvollständig ausgedrückt, und dadurch zu diesem Vorwurfe Anlaß gegeben habe. Aber ich rechne mit ziemlicher Zuverläßigkeit auf Ihre Einstimmung, sobald ich meine eigentliche Meynung von allen Seiten her etwas genauer werde bestimmt haben.

Der Grund Ihrer Beschuldigung ist dieser: weil mein Beweis, wenn er gültig wäre, auch alle andere, von mir selbst empfohlene moralische Triebfedern — Religion, Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Patriotismus u. s. w. — zugleich mit verbannen würde, weil auch diese, entweder zu laulicht und blos spekulativ bleiben, oder, mit Irrthum verbu den, in die gefährlichsten Triebe der menschlichen Natur ausarten können.

Ich merke hierbey zuförderst an, daß Sie dasjenige, was ich von der wahren Ehrbegierde behaupte, auf eine mit Irrthum vermischte, und also in so fern falsche Religion anwenden; und daß also dieser Einwurf seine Kraft verliere, so bald wir die Anwendung auf eine nicht mit Irrthum vermischte und also wahre Religion zu machen suchen. Wahre Religion ist nichts anders, als Liebe und Gehorsam gegen Gott, die aus einer richtigen Erkenntniß seiner grossen

und

und liebenswürdigen Eigenschaften entspringen. Und kann diese Liebe Gottes, kann dieser Gehorsam gegen ihn wohl jemals zu stark, wohl jemals gefährlich werden? Das wollen Sie gewiß nicht behaupten.

Eben diese Bewandniß hat es mit den andern moralischen Triebfedern, die ich der Ehrbegierde unterzuschieben wünschte, z. E. mit dem sittlichen Gefühl, oder der Liebe des Guten überhaupt, mit der Menschenliebe, mit der Liebe gegen Eltern, Geschwister, Freunde und Lehrer u. s. w. lauter durchaus unschädliche, wohlthätige und gewiß edle Triebe, bey deren Pflege und Stärckung in den jungen Seelen der Kinder, nicht die mindeste künftige Gefahr zu besorgen ist.

Mit der Vaterlandsliebe verhält es sich etwas anders. Diese kann, wie die Geschichte der Griechen und Römer lehrt, zum Nachtheil der menschlichen Natur allerdings zu hoch gespannt werden; ohngeachtet ich aus guten Gründen überzeugt bin, daß Stolz, Ruhmsucht, Begierde seinen Namen verewiget, sich selbst vergöttert zu sehen, Familienliebe — und was weiß ichs, wie viel andere, vielleicht lokale Bewegungsgründe, an den bewundernswürdigen, zum Theil widernatürlichen Thaten einiger Spartaner und Römer einen eben so grossen,

vielleicht einen grössern Antheil hatten, als der eigentliche Patriotismus. Es ist aber von dieser Vaterlandsliebe, auch wenn sie auf den höchstmöglichen Grad verstärkt wird, sowohl für das individuelle Wohl des Bürgers, als auch für den Wohlstand der ganzen Gesellschaft, bey weitem nicht so viel Nachtheiliges zu besorgen, als für beyde die Ehrbegierde mit sich führen kann, wenn diese bis zur vollen Glut der Leidenschaft angeblasen worden ist. Denn erstlich ist das Objekt dieses Triebes viel zu unbestimmt und idealisch, als daß er bis zur wirklichen Leidenschaft anwachsen könnte. Am wenigsten wird nun aber auch zweytens dieser Fall jemals in unsern Zeiten statt haben können, in welchen das Wort Vaterland nicht mehr die grosse interessante Bedeutung hat, die es vor Alters hatte, sondern blos das Land bedeutet, worinnen wir geboren wurden. So sind endlich drittens auch die Fälle, worin jemand aus Vaterlandsliebe gegen Ausländer ungerecht zu seyn, veranlast werden könnte, heutiges Tages so äusserst selten, daß unter 1000, vielleicht unter 100,000 Menschen vielleicht kaum Einer jemals in diese Versuchung gerathen kann. Und wenn dieser Eine nicht ausserdem noch andere triftigere Bewegungsgründe zur Begehung einer solchen Ungerechtigkeit hat: so hat es bey der heutigen nothwendigen Schwäche dieses

Triebes keine Noth, daß er der Versuchung unterliegen werde.

Religion, sittliches Gefühl, Menschenliebe, Elternliebe u. s. w. sind also Triebe, welche an und für sich selbst, nie schaden, und daher auch nie zu sehr gestärkt werden können. Aber die Ehrbegierde? Nehmen Sie die von der besten Gattung, eine Ehrbegierde, welche blos durch gute und edle Thaten den Beyfall der Menschen zu erringen sucht; lassen Sie dann diesen, in so fern lautern Trieb, bis zur leidenschaftlichen Flamme entzündet werden: und sehen Sie zu, ob er unter dieser Voraussetzung eben so unschädlich bleiben werde, als jene andern Triebe? Ich darf dreist das Gegentheil behaupten; und hier sind meine Gründe!

Erstlich macht eine solche, mit strenger Gerechtigkeitsliebe verbundene Ehrbegierde, so bald sie anfängt leidenschaftlich zu werden, denjenigen, der dadurch getrieben wird, ganz zuverlässig unglücklich. Denn es steht ja nicht bey ihm, das Objekt seiner Begierde zu erreichen! Er sey noch so edelgesinnt, er zeige noch so viel lobenswürdige Eigenschaften, er verrichte noch so viel herrliche Thaten: wird er die Menschen wohl dadurch zwingen können, ihm so viel Ehre zu geben, als seine Begierde jedesmal verlangt? Und wird er sich also nicht in eben dem Maasse unglücklich fühlen, in welchem man ihm zu wenig

nig Ehre erzeigt? Wird man aber, seiner Meinung nach, ihm nicht immer zu wenig davon erweisen, so bald er leidenschaftlich darnach strebt?

Was aber zweytens das ärgste ist, so findet sich bey weiterem Nachdenken, daß in solchem Fall die Ehrbegierde einen übrigens tugendhaften Menschen unglücklicher, als den lasterhaften machen müsse. Der letztere nemlich erlaubt sich alle und jede Mittel zur Erreichung seines Zwecks, unbekümmert, ob sie mit den Grundsätzen der Rechtschaffenheit bestehen können oder nicht, und erreicht ihn daher auch weit öfterer, als jener. Hierzu kömmt, daß die Scheintugenden, die mehr blendenden, als wirklich verdienstvollen Handlungen, wodurch der Lasterhafte Ansehen und Ehre zu erlangen sucht, den scheelsüchtigen Neid mit seinem ganzen schwarzen Gefolge von Haß, Verläumdung und Verfolgung, bey weitem nicht so leicht und in so hohem Grade zu erregen pflegen, als die wahren Verdienste des Rechtschaffenen, weil diese letztere gemeiniglich nicht umhin können, ihren Weg über das Privatinteresse einzelner Menschen und über hundert Vorurtheile hin zu nehmen. — Besinnen Sie sich auf so viel todte und lebendige Beyspiele, als Ihnen gleich einfallen wollen; und gestehen Sie, daß grade die verdienstvollsten und rechtschaffensten Män-

ner dem Zahne der Verläumdung am mehrsten ausgesetzt gewesen, und von ihren Mitbürgern, so lange sie lebten, oft grade am wenigsten geachtet und geehrt worden sind. Ich mag selbst keine Exempel davon anführen: denn wer, wenn er noch einiges Gefühl für allgemeine Gerechtigkeit hat, kehrt nicht gern sein Gesicht von solchen Pudendis der ausgearteten Menschheit hinweg?

Nun setzen Sie den Fall, daß der Mann, der bey den seltensten Verdiensten in Armuth und Verachtung schmachten muste — und Sie wissen, wie oft dies der Fall war, in welchem die grösten Männer sich befanden! — den nagenden Wurm des Ehrgeizes in sich fühlte: wer vermag es zu beschreiben, in welchem Grade die Erde ihm eine Hölle, die Menschen Satanasse, er selbst sich ein Verdammter scheinen muste! Was blieb ihm übrig, um seinen gekränkten Ehrgeiz, wo nicht gradezu, doch wenigstens mitttlbarer Weise zu befriedigen, als — fürchterliche Alternative! — als entweder ein gallsüchtiger Menschenfeind, oder — ein Schurke zu werden, der die Ehre, die er durch Tugenden nicht erwerben konnte, durch listige Bubenstücke zu erschleichen suchte?

Wo ist der Mann, der es gewagt hat, sich auf einen öffentlichen Standort hinzustellen, und im Gefühl seiner Fähigkeiten und eines

brennen-

brennenden Verlangens nach Gemeinnützigkeit, sich einen verhältnißmässig weiten Wirkungskreis abzustechen, der nicht bald darauf die Nothwendigkeit erkannt hätte, erst sein Herz gegen Beyfall und Tadel, gegen Lob und Schmähungen so viel möglich abzuhärten, wenn er bey der gewissenhaftesten Anwendung aller seiner Kräfte, einiger Gemüthsruhe geniessen wollte? That er es nicht; oder wollte es ihm nicht gelingen, sein von Ehrbegierde schon zu sehr entbranntes Herz zu dem erforderlichen Grade von Gleichgültigkeit gegen diese Dinge abzukühlen; dann wehe ihm! Seine Ruhe, seine Zufriedenheit, und nicht selten das ganze Glück seiner guten Unternehmungen sind dahin!

Also, mein Lieber, lassen Sie es mich immer noch einmal sagen: die Ehrbegierde ist entweder in uns zu schwach, um eine wirksame Triebfeder unserer Handlungen seyn zu können, oder sie wird gefährlich, sobald sie zur Leidenschaft anwächst; und zwar gefährlich für die Zufriedenheit des Ehrgeizigen selbst, wenn dieser ein übrigens rechtschaffener Mann ist, und wenn er das nicht ist, gefährlich für das Wohl der Gesellschaft, in welcher er lebt. Und ist dem so; hätte ich dann wohl Unrecht zu behaupten, daß der Mensch sich selbst in eben dem Maasse elend mache, in welchem er der Ehre nachjagt?

Wenn Sie übrigens fragen: ob mit den von mir empfohlenen, auch Ihnen heiligen Triebfedern zum Guten, in allen Perioden des Lebens, bey allen Charakteren, so viel ausgerichtet werden könne, daß der positive Gebrauch der Ehrbegierde, als einer moralischen Triebfeder, dadurch entbehrlich werde: so antworte ich mit Ihnen: nein! sobald nemlich von erwachsenen, auf gewöhnliche Weise erzogenen Menschen die Rede ist, bey welchen die Religion (aus bekannten Ursachen) so wie alle die übrigen moralischen Grundsätze gemeiniglich nur schwach, der Trieb zur Ehre und zum Wohlleben hingegen um so viel mächtiger zu wirken pflegen. Aber bemerken Sie, mein theurer Freund, daß Sie bey diesem Einwurfe, den Erzieher unvermerkt an die Stelle des Gesetzgebers gesetzt, und für jenen zur Nothwendigkeit gemacht haben, was es eigentlich nur für diesen ist. Der Gesetzgeber nemlich, der die Menschen nun einmal so nehmen muß, wie sie sind, sieht sich freylich genöthigt, die Ehre mit ins Spiel zu bringen, wenn er bemerkt, daß die mehrsten Glieder seines Haufens, ihrer fehlerhaften Erziehung wegen, sich leichter durch diese Chimäre, als durch Religion und Sittenlehre leiten lassen. Aber folgt daraus, daß nun auch der Erzieher eben dieses — eigentlich nicht moralische — Triebrad schon bey der Jugend in Bewegung setzen müsse?

müsse? Ich dächte vielmehr, daß dies grade umgekehrt ein Bewegungsgrund mehr für ihn seyn müßte, blos diejenigen Triebe und Grundsätze, über welche die Gesetzgebung weniger, die Erziehung alles vermag, in den jungen Seelen der Kinder lebendig zu machen, und die Einflössung des Ehrgeizes (falls er ihn wirklich für so nöthig hielte) der grossen Weltschule zu überlassen. Ehe mir also nicht, es sey durch Vernunftschlüsse oder aus allgemeiner unläugbarer Erfahrung, unumstößlich dargethan wird, daß die von mir mit Verwerfung der Ehrbegierde allein gebilligten Triebfedern, auch zur Lenkung der Jugend eben so, wie zur Lenkung gewöhnlicher Alten, zu schwach und unzulänglich befunden worden sind: kann dieser Einwurf meine Behauptung nicht treffen.

Ob der Ehrgeiz, wie Sie meinen, mehr für das Individuum, der Geldgeiz hingegen mehr für die Gesellschaft gefährlich sey: möchte ich nicht entscheiden. Der Geldgeiz macht eben sowol auch das Individuum unglücklich, als der Ehrgeiz die Ruhe und Glückseligkeit der Gesellschaft stören kann. Wer kann uns ein Maas geben, nach welchem wir das Mehr oder Weniger in einer so verwickelten, vielseitigen Sache bestimmen könnten? Auch wenn wir von Kaisern, Königen und Fürsten abstrahiren,

 und

und nur berechnen wollten, wie viel tausend Glieder des Staats heutiges Tages blos durch den wetteifernden oder beleidigten Ehrgeiz der Schriftsteller, besonders der von der kritischen Zunft, gekränkt, oft auf lange Zeit unglücklich gemacht werden: so würde das allein schon uns zu dem Geständnisse nöthigen können, daß der Ehrgeitz auch für die Ruhe der menschlichen Gesellschaft nichts weniger, als gleichgültig, sey. Auch untersuche man den Ursprung aller Privatzänkereien zwischen einzelnen Menschen, und ihrer wechselseitigen Bemühung sich einander das Leben sauer zu machen; und man wird den beleidigten und wieder beleidigenden Ehrgeiz fast immer mit im Spiele finden.

Ihr letzter Einwurf ist etwas zusammengesetzt, und kann nicht wohl auf einen einzigen Punkt zurückgeführt werden; ich will also stückweise darauf antworten.

„Aus irgend einem Fond, sagen Sie, muß der Mensch sich seine Vorstellungen vom Guten schaffen. Der Stof derselben, (nemlich unserer Vorstellungen vom Guten) ihre einfachsten Bestandtheile, sind nicht so manchhaltig, als sie nach der Manchhaltigkeit alles dessen, was daraus zusammengesetzt und verarbeitet wird, denen, die nicht untersucht haben, scheinen.„ Wenn ich die Absicht dieser Anmerkung recht

getrof-

getroffen habe, so wollen Sie eigentlich dieses damit sagen: da unsere natürlichen Vorstellungen vom Guten viel zu einfach sind, als daß sie zu allen und jeden Handlungen im menschlichen Leben, die so mannigfaltig und so verwickelt sind, hinlängliche Bewegungsgründe abgeben könnten: so ist nöthig, daß diese Vorstellungen eben so vielfältig modifizirt, und die einfachen natürlichen Triebe unsere Seele, in eben so viel untergeordnete Triebe ausgebildet werden, damit zu jeder besondern Art von Handlungen auch ein ihr genau entsprechendes Triebrad in der Seele vorhanden sey. Nun glauben Sie aber, daß eine solche Mannigfaltigkeit von Modifikationen jener ursprünglichen einfachen Vorstellungen nicht statt haben könne, wenigstens nicht in dem erforderlichen Grade, wenn nicht auch der Trieb nach Ehre in uns erweckt und gestärkt würde. — Dieser Einwurf ist eines Psychologen würdig. Allein je weiter es Ihnen gefällt, in die Tiefen der esoterischen Seelenlehre mit mir hinabzusteigen, desto mehr Gründe bieten sich mir dar, von der Wahrheit meiner Meinung immer inniger überzeugt zu werden. Durch diesen Ihren Einwurf veranlast, bitte ich Sie nemlich, zu überlegen, auf was für unzählbare Weisen, die von mir empfohlenen moralischen Triebfedern — die Gottesliebe, das sittliche Gefühl oder die Rechtsliebe über-

 haupt,

haupt, die Menschenliebe, die Elternliebe, die freundschaftliche Liebe u. s. w. — trotz ihrer anscheinenden ursprünglichen Einfachheit, modificirt werden können; und mir dann zu sagen, ob sich irgend ein Fall im menschlichen Leben denken lasse, wo diese, so unendlicher Modifikationen fähige Triebe, wenn sie gehörig gepflegt und gestärkt worden sind, nicht zureichten, wirksame Triebfedern unserer Handlungen abzugeben, und wo also das Mitwirken des Ehrtriebes unentbehrlich wäre? Können Sie mir einen solchen Fall angeben: so bin ich, aller meiner anderweitigen Gründe ungeachtet, so gut, als widerlegt: können Sie dieses aber nicht, so — verzeihen Sie mir, so bleibts beym Alten!

Belieben Sie aber hierbey auch wohl zu überlegen — was so wohl in der Natur der Seele, als in der Erfahrung gegründet ist — daß unsere Triebe in eben dem Maasse gestärkt und reichhaltiger gemacht werden, in welchem durch ausschliessende Uebung die Zahl derselben verringert wird; und daß also auch diejenigen, die ich allein angewandt sehen möchte, eben dadurch, daß die Ehrbegierde nicht zugleich mit erweckt und gereizt wird, um so viel stärker und wirksamer werden müssen. Dies ist, wie gesagt, zuerst in der Natur unserer Seele gegründet: denn je mehr unsere Vorstellungskraft

auf

auf gewisse Gegenstände eingeengt wird, um desto lebhafter sind ihre Vorstellungen davon, um desto heftiger wird ihre Begierde darnach. Je mehr aber die Gegenstände unserer Vorstellungen vervielfältiget, und je mehr also auch unsere Vorstellungen durch die Richtung auf diese vielfältigen Gegenstände zerstreut werden, um desto dunkler und unthätiger bleiben unsere Ideen, um desto schwächer unsere Begierden. Sie wissen, daß ich dies demonstriren könnte, wenn es nöthig wäre: aber wozu wäre es nöthig, da die allgemeine Erfahrung selbst Beweise genug davon an die Hand gibt? Ists nicht so, daß der Geiz des Geizigen, die Ehrbegierde des Ruhmsüchtigen, die Spielsucht des Spielers u. s. w. in eben dem Maasse heftiger werden, in welchem jeder von ihnen seiner Lieblingsleidenschaft, mit Ausschliessung aller andern Neigungen, allein nachhängt? Nun also — zur Anwendung! Werden dann nicht auch die von mir mit Ausschliessung der Ehrbegierde empfohlenen sittlichen Triebfedern, eben dadurch, daß die Ehrbegierde ausgeschlossen wird, in den Gemüthern der Kinder um so viel stärker und wirksamer gemacht werden können?

Wenn Sie mir also in dem Fortgange dieses letzten Einwurfes die Frage vorlegen: „ob die Vernichtung (dies ist wohl nicht das rechte Wort; denn ich sage nicht, daß der Ehrtrieb

vernichtet, sondern nur nicht mit Vorsatz erregt und gestärkt werden müsse) ob also die Vernichtung des einen Triebes nicht auch eine Schwächung oder Verunstaltung der übrigen Triebe nach sich ziehen müsse?„ so antworte ich, in so fern diese Frage von unserm Fall abstrahirt ist: Nein! Ich sage mit Fleis, in so fern diese Frage von unserm gegenwärtigen Fall abstrahirt ist, und also auch mit den sich hier von selbst ergebenden Einschränkungen verstanden werden muß: denn so allgemein und unbestimmt, als sie da steht, müste sie freylich nicht verneint, sondern bejaht werden. Die Vernichtung eines natürlichen Triebes, in so fern er natürlich ist, muß ohnstreitig eine Schwächung aller übrigen natürlichen Triebe, zur Folge haben. Aber so etwas habe ich ja, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, keinesweges verlangt. Was in dem Triebe der Ehrbegierde natürlich ist, soll, auch meinem Wunsche nach, mit nichten unterdrückt, sondern vielmehr sorgfältig ausgebildet werden. Die Unterdrückung dessen aber, was in demselben eigentlich nicht natürlich ist, kann unmöglich die Schwächung irgend eines andern natürlichen Triebes, muß vielmehr, wie ich so eben gezeigt habe, die Stärkung derselben, zur nothwendigen Folge haben. Was Sie also von der Pflicht des Moralisten hinzufügen, welche darin bestehen

soll, daß er die mehreren natürlichen Triebe durch einander zu mässigen und zu berichtigen suchen müsse, kann, wie Sie nunmehr wohl sehen, mit meiner Behauptung sehr gut bestehen.

Am Ende beschreiben Sie Ihre eigene Erziehungsmethode, in so fern dieselbe auf unsere Streitfrage eine Beziehung hat. Erlauben Sie mir, auch diese mit einer und der andern Anmerkung zu begleiten.

„Ich werde, sagen Sie, erstlich bey jeder Gelegenheit zu erkennen geben, daß es nicht nur sehr nützlich, sondern auch überaus angenehm ist, der Achtung und des Beyfalls seiner Nebenmenschen versichert zu seyn, und ich werde frühe suchen durch Sympathie und eigene Empfindung das Gefühl davon zu erwecken.„

Ich hingegen werde das Verlangen meines Zöglings unmittelbar auf die durch gute Aufführung zu erwerbende Freundschaft und Liebe der Menschen, und auf die, seinen Eltern und Freunden dadurch zu verursachende Freude, zu richten suchen, und ich werde ihm den Beyfall und das Lob der Menschen blos als die unterste Stufe des ihm aufgesteckten herrlichen Ziels, oder als den Mittelweg schildern, auf welchem man zu den höhern Stufen dieses Zieles hinaufsteigen muß.

„Aber,

„Aber, fahren Sie fort, ich werde eben so sehr bemüht seyn, zu überzeugen, daß nur der Beyfall reines Vergnügen schaft und dauerhaften Vortheil, den man durch wahre Vollkommenheiten und Verdienste sich erwirbt, daß insbesondere Güte des Herzens, Rechtschaffenheit, zur Behauptung und zum Genusse dieser Achtung unentbehrlich ist.„

Diese Vorstellungen werden, meiner Meinung nach, den Schaden, den die angefachte Ehrbegierde verursachen kann, freylich um etwas verringern: aber ihn ganz aufheben? Nein, das werden sie nicht; wenn anders irgend etwas von dem, was ich bisher erörtert habe, für Wahrheit gehalten werden kann.

„Vor allen Dingen, sagen Sie drittens, werde ich gegen den Irrthum arbeiten, der das, was man insgemein Ruhm oder berühmt seyn nennt, mit der Ehre oder der wahren innern Achtung verwechselt. Ehre, wahre innere Achtung, muß man zu verdienen suchen, so viel man kann; Ruhm hingegen ist in den wenigsten Fällen etwas Begehrenswerthes, in den meisten eine Last, die man zu tragen sich nicht scheuen muß, wenn sie von selbsten kömmt, aber der man nicht Ursache hat nachzugehen. Also von der Ruhmsucht lasse ich gelten, was in Ihrem Aufsatze steht?„

Wie?

Wie? mein Werther, wenn Sie durch dieses Geständniß in der That alles gebilliget hätten, was in meinem Aufsatze steht? — Sie stutzen? Lassen Sie uns die Sache nur noch einmal recht ins Auge fassen, ob's nicht so sey; und wenn's so ist, unserer freundschaftlichen Fehde durch den Handschlag ein Ende machen.

Was ist Ruhmsucht? — Ich mag sie ansehen, von welcher Seite ich will: so finde ich nichts, welches sie von der blossen Ehrbegierde unterscheidet, als dieses, daß sie eine Ehrbegierde im höheren Grade ist. Ausser diesem Unterschiede des Grades, sehe ich keinen. Ist nun die Ehre, an und für sich selbst betrachtet, ein würdiges Ziel unserer Bestrebungen: warum sollten wir nicht suchen, so viel davon zu erringen, als wir nur immer können? Warum also nicht nach Ruhme, nach grossem Namen streben? Ferner, wenn wir einmal die Herzen unserer Kinder gegen Lob und Beyfall empfindlich gemacht, wenn wir einmal durch Unterricht, durch Sympathie, und durch eigene Empfindungen es dahin gebracht haben, daß in ihnen eine wirkliche Begierde nach Beyfall und Lob entstanden ist: wie wollen wir diese Begierde, wenn sie uns zu weit zu gehen scheint, wieder schwächen? Und gesetzt auch, daß das in unserer Gewalt stün-

de,

de, wie es doch wirklich nicht darinn steht, unter welchem Vorwande wollten wir es thun? Müsten wir in diesem Falle nicht entweder uns selbst auf den Mund schlagen, und gestehen, daß das, was wir ihnen bisher als ein wünschenswerthes Gut gezeigt hätten, in der That doch nicht so wünschenswürdig sey, oder uns durch eine Sophisterey aus der Sache ziehen, indem wir sagten, daß bloß der Beyfall gegenwärtiger Personen, oder eines kleinen Zirkels von Bekannten, nicht aber der Beyfall eines ganzen Publikums, unter die wünschenswürdigen Dinge gehöre? Aber das erste würde das Herz, das andere den Verstand unserer Zöglinge gegen uns empören, und wir würden durch beydes aller Wahrscheinlichkeit nach wohl weiter nichts ausrichten, als uns selbst in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Die Ausrede, daß ein grosser Ruhm selten mit wahrer Achtung verbunden sey, würde uns auch nichts helfen. Denn so wahr diese Bemerkung ist, so muß man sie doch erst selbst aus seiner eigenen vieljährigen Welt- und Menschenkenntniß abgezogen haben, ehe man sie anschauend erkennen, und seine Begriffe von dem Werthe eines grossen Ruhms darnach herabstimmen kann. Eben so verhält es sich mit der andern, gleichfalls wahren Bemerkung, daß der Ruhm vor dem, der ihm

nach-

nachläuft, zu fliehen, dem Fliehenden hingegen selbst nachzueilen pflegt. Das kann mir ein Schüler wohl nachsagen; aber soll er etwas dabey empfinden, soll er seine eigene Ruhmbegierde deswegen einschränken: so muß er die Wahrheit dieser Maxime gleichfalls erst selbst durch eigene Erfahrungen anschauend erkannt haben.

Noch einmal also, wie werde ich den Jüngling ehrbegierig machen können, ohne ihn zugleich ruhmsüchtig zu machen? Und kann man das erstere nicht, ohne zugleich das andere thun zu müssen, und ist gleichwol dieses andere, Ihrem eigenen Geständnisse nach, nicht rathsam: was folgt? — Daß man auch das erstere unterlassen müsse! Sind wir also nicht wirklich beyde an einem und eben demselben Ziele?

Wollten Sie aber demohngeachtet (wie ich zu meiner eigenen Belehrung und zum Besten der Wahrheit recht sehr wünsche) noch ferner den Schein eines Widersachers von mir zu behaupten suchen: so erwarte ich, daß Sie mir eine Methode anzeigen, nach welcher man Ehrbegierde erwecken könne, ohne dabey Gefahr zu laufen, zugleich die Ruhmsucht mit zu entzünden. Ich mache aber hierbey zum Voraus zur nothwendigen Bedingung, daß

ent-

entweder diese Methode nicht in blossen wörtlichen Belehrungen bestehen müsse, oder daß Sie vorher darthun mögen, wie wirkliche Neigungen oder Abneigungen, ohne anderweitige Uebungen, durch solche blosse Belehrungen erweckt oder unterdrückt werden können?

So wünschte ich auch ferner von Ihnen zu hören, „wie man die Ehrbegierde, als einen positiven Trieb, bey einem Kinde erwecken und üben könne, ohne zugleich die gefährlichen Leidenschaften des Neides, der Schadenfröhlichkeit, des Zorns, und der Verachtung Anderer in seinem Herzen anzufachen?„ Das Mittel, diesen schädlichen Gemüthsbewegungen vorzubauen, müste aber ebenfalls nicht in blossen Ermahnungen oder wörtlichen Belehrungen bestehen, weil ich diese zur Erweckung oder Unterdrückung leidenschaftlicher Neigungen oder Abneigungen ohnmöglich für wirksam genug erkennen kann. Sie sehen aber wohl, daß diese Frage in unserer Streitsache von grosser Erheblichkeit ist.

Alle übrigen Punkte Ihrer Methode laufen auf solche blosse Belehrungen hinaus; deren Nutzen ich nicht läugne, über deren Unzulänglichkeit aber, nach meinen Grundsätzen, ich mich jezt eben erklärt habe.

Ich darf übrigens von Ihrer Wahrheits-liebe erwarten, daß Sie meinen graden Widerspruch für das aufnehmen werden, was er ist, nemlich für einen Beweis meiner zutrauungsvollen Hochachtung gegen Sie; und von Ihrer freundschaftlichen Güte, daß Sie mich bald wieder mit einer Antwort erfreuen werden. Denn es mag mir nun entweder gelungen seyn, Sie von der Wahrheit meiner Meinung durch die gegenwärtige umständlichere Auseinandersetzung derselben zu überzeugen, oder nicht; so ist in beyden Fällen mir, und vermuthlich auch manchem unserer Leser, viel daran gelegen, davon benachrichtiget zu werden. Ohngeachtet ich mich übrigens durch meine beste Ueberzeugung gedrungen sahe, der Ihrigen in dieser Antwort zu widersprechen: so habe ich doch, wie Sie sehen, aus Ihren gelehrten Einwendungen, zur genauern Bestimmung und Auseinandersetzung meiner Behauptung, keinen geringen Vortheil gezogen. Schliessen Sie aus der Freudigkeit, mit der ich dieses Geständniß ablege, auf die Grösse meiner Erkenntlichkeit, und lieben Sie ferner u. s. w. Hamburg, den 1sten Febr. 1778.

* * *

Mein Wunsch, durch diese meine Antwort auf die Federschen Einwürfe, einige neue Er-

örterungen zu veranlassen, wodurch über den Gegenstand unsers freundschaftlichen Zwistes ein noch kläreres Licht verbreitet würde, ist erfüllt worden. Hier ist die — wie soll ich sie nennen? — Duplik oder Replik meines würdigen Freundes, welche, als ein wesentliches Stück unsers philosophischen Processes, dem richtenden Publikum gleichfalls vorgelegt werden muß. Was ich darauf etwa noch zu erwiedern habe, will ich am Ende hinzufügen.

* *
*

4.

An Hrn. R. Campe
Ueber den Gebrauch der Ehrbegierde bey der Erziehung;

Zweyter Brief.

H. F.

Bey wiederholter Durchlesung Ihrer beyden Aufsätze und des meinigen kömmt es mir immer so vor, als ob ich die Absicht meiner Einwendungen gegen einige Ihrer Urtheile von der Schädlichkeit des Gebrauchs der Ehrbegierde bey der Erziehung schon für erreicht halten dürfte. Ausser so mancher vortreflichen Anmer-

merkung, wozu ich Ihnen Gelegenheit gegeben, haben Sie besonders auch auf diejenigen Sätze mehr Licht fallen lassen, bey denen ich üble Deutung und Anwendung anderer am meisten befürchtete. Und wenn wir auch noch nicht, weder in dem Hauptsatze, noch in den beyläufigen Erörterungen völlig einverstanden sind: so glaube ich doch, meine Gedanken so vorgelegt zu haben, daß, wenn etwas Wahres und zur Berichtigung der Ihrigen dienliches darinne seyn sollte, der aufmerksame Leser es zu finden im Stande seyn müsse.

So lange und über so vieles zu streiten, als auch auf eine ganz redliche Weise, bey der unvermeidlichen Verschiedenheit der Grundsätze und Vorstellungsarten, sich streiten lässet, kann unser beyder Absicht nie seyn; und ist dießmal insbesondere die meinige nicht gewesen.

Unterdessen ist der Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Untersuchung so wichtig, und mit Ihnen ist es so angenehm zu streiten, daß ich gern Ihrer freundschaftlichen Aufforderung nachgebe; und über den einen Punkt, auf welchen mein Absehn gleich anfangs gerichtet war, und den Sie als den entscheidenden am Ende Ihres an mich gerichteten Schreibens selbst angegeben haben, mich noch weiter erkläre; nemlich

Wie, wenn man sich der Ehrbegierde, als einer Triebfeder bey der Erziehung bedienet, zu verhindern sey, daß nicht Ehrgeiz, Ruhmsucht, Herrschsucht, und alles ihr verderbliches Gefolge, erweckt oder genährt werden?

Sie machen aber bey Ihrer Aufforderung eine Bedingung, mein th. Fr. die eine wichtige Präjudicialfrage freylich werden, und zu einer eigenen weitläuftigen Untersuchung Anlaß geben könnte, daß entweder meine Methode nicht in wörtlichen Belehrungen bestehen, oder ich vorher darthun müsse, wie wirkliche Neigungen oder Abneigungen, ohne anderweitige Uebungen, durch solche blosse Belehrungen erweckt werden können?

Was dächten Sie, mein l. Fr. wenn ich Ihnen gestünde, daß ich hiebey fast ein wenig zornig geworden bin? In der That schien mir bey dieser Ihrer Bedingung ein solches Urtheil zu Grunde zu liegen, dergleichen ich in verschiedenen neuern Schriften über den Unwerth der vernünftigen Vorstellungen und Belehrungen zur Bildung und Lenkung der Gemüther, nicht ohne Befremdung und Beunruhigung gelesen habe. Hat uns Rousseau, durch seinen Tadel des, freylich oft unzeitigen und ungeschickten, Moralisirens, oder hat uns ein=

einseitige Beobachtung, oder Wohlgefallen an einigen neuen, guten, aber doch nicht alles ausmachenden Erziehungsmitteln, oder was hat uns verführt? Will nicht der Mensch immer, und allein nur das Gute, das Angenehmere und Nützlichere; und ist es nicht lediglich aus Irrthum oder aus Schwäche der richtigen Vorstellungen, daß er Böses begehrt? Und können nicht, müssen nicht viele, ich sage nicht alle, aber viele der das Gemüth am meisten verderbenden Irrthümer durch wörtliche Belehrungen, mittelst gehöriger Erweckung, Zergliederung und Zusammenstellung der Begriffe und Empfindungen, die in einem Menschen verworren oder zerstückt liegen, zernichtet werden? Können nicht auf eben diese Weise Vorstellungen gebildet, verstärkt, geläufig gemacht, Gefühle durch sie erregt und Triebfedern gestimmt werden? Hat Sokrates auf diese Weise nichts gethan, nicht wirkliche Neigungen oder Abneigungen durch solche blosse Belehrungen erweckt? Gellert nicht? Wenn es nicht gelingt, wo mans nicht recht macht; Wenn es die Wirkung nicht so gleich und ganz thut; kann darum die Kraft der natürlichsten Ursachen geleugnet werden? Ich müste meine täglichen Beobachtungen für Träume, und die ersten Grundsätze der Psychologie für ungewiß halten; wenn es mir überhaupt

zweifelhaft seyn sollte, ob Neigungen und Abneigungen durch blosse wörtliche Belehrungen erweckt, oder — wie es am Ende wohl nur heissen kann — gelenkt, gestärkt oder geschwächt werden können? Ihre Meynung kann dahin auch nicht gehn.

Aber ob diese oder jene Neigung? Dieß mag gleichwohl noch eine Frage seyn. Alle den Menschen natürliche Neigungen in Rücksicht auf diese Frage betrachten und klassificiren, könnte vielleicht eine psychologische Aufgabe werden, bleibt aber jezt bey Seite gesetzt. Ich hoffe nun doch so viel erreicht zu haben, daß wenn meine Vorschläge zur Verhütung der schädlichen Ausschweifungen des Triebs zur Ehre hie und da, vielleicht gröstentheils, wie wörtliche Belehrungen aussehn, selbige nicht gleich als unnütz oder unzulänglich, kraft eines Allgemeinsatzes, abgewiesen werden können. Es wird wenigstens untersucht werden müssen, ob gerade in solchem Falle, solche wörtliche Belehrungen zur rechten Zeit, und auf die rechte Weise angebracht, helfen oder nicht?

Und nach dieser vorläufigen Erörterung könnte ich, wenn ich aufs kürzeste zum Ziel kommen wollte, auf das verweisen, was ich in meinem ersten Briefe, unentwickelt zwar, aber dem

dem wesentlichen nach verständlich, wie ich glaube, vorgetragen habe. Aber Ihre Einwürfe machen mir es zur Pflicht noch etwas hinzuzusetzen. Was also

1) Neid, Schadenfreude, Stolz und Verachtung anderer anbelangt: so gebe ich zu, daß, bey einer auch noch so sorgfältig, und geschickt angefangenen Pflege des Ehrtriebes, diese Gemüthsbewegungen durch denselben anfänglich bisweilen werden erregt werden. Dieß ist Erfahrung, und sehr begreiflich. Aber kann denn nicht der Mensch, Jüngling und Knabe, durch seine eigene Erfahrung belebt und überzeugt werden, daß diese Leidenschaften den, der sich ihnen überläst, unglücklich machen, und schänden?

2) Um zu verhindern, daß die Ehrbegierde, der ich das Wort rede, nicht Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmsucht werde, die ich verabscheue, so sehr als Sie, mein Lieber; so rechne ich da freylich auf den Dienst deutlicher Begriffe, und vernünftiger Erwägung der natürlichen, aus den Verhältnissen der Menschen zu einander, und der mehrern Triebe des menschlichen Geistes unter einander, bald eher, bald später, aber nothwendig und begreiflich entstehenden jämmerlichen Folgen jener vom rechten Wege abgelenkten und aus dem Gleichgewichte ge-

 brach-

brachten Bestrebungen um Ansehn und Beyfall. Und ein Knabe wird mir freylich bis zu allen diesen Begriffen und Folgerungen mit seiner Einsicht nicht immer folgen können.*) Aber was hat man auch von der Ruhmsucht eines Knaben zu befürchten. Bis es dahin kömmt, daß diese Gefahr droht, so müssen sich auch Begriffe und Erfahrungen, oder lehrreiche Beyspiele auffinden lassen, mittelst denen der Irrthum aufgedeckt, und die Vernunft zur rechten Leitung des Ehrtriebes erweckt werden kann. Die Eitelkeit aber, die Prahlerey und einige andere Ausartungen der Ehrliebe durch Erfolge dem Knaben zu verbittern, ist gar nicht schwer.**)

Aber

*) Unterdessen — und warum sollte der Psycholog seine gewisse Erfahrungen nicht so gut anführen dürfen, als der Physiker — kann ich versichern, daß ich den von meinem Rektor gehörten Spruch: Quaerentem fugit &c. so wie mehrere andere Sittensprüche, auf Schulen mit allem dem Eindrucke, der, seinem wahren Sinne gemäß ist, gefaßt, und durch eben denselben in der Folge bisweilen zur rechten Zeit innerlich erinnert worden bin, mit lebhaftem und dankbarem Andenken an meinen ehrwürdigen Lehrer.

**) Ob es aber rathsam, gute Handlungen eines Knaben zur Belohnung in Zeitungen zu verkündigen; verdient wohl noch genauer untersucht zu werden. Ich konnte an diesem Vorschlage nie Geschmack finden.

Aber Sie meynen, wir kämen mit uns selbst in Widerspruch, müsten es wenigstens dem jungen Menschen scheinen; wenn wir ihn erst zur Ehrbegierde aufmunterten, und der Ruhmsucht uns hernach widersetzen wollten. Es kann seyn, daß es etwa einmal so schiene. Aber die Verlegenheit, in die mich dieß setzen würde, kann ich mir gar nicht als groß vorstellen. Nie, wissen Sie wohl, werde ich meinem Zöglinge die Ehre als das einzige oder als das grössere Gut des Menschen vorgestellt haben; sondern nur als eines der wichtigen, in mehr als einer Absicht wichtigen Güter. Wenn er nun andere wichtigere Güter, wenn er die nöthige Sorge für seine Gesundheit, wenn er die Sorge für andere Menschen, die seiner Hülfe warten, wenn er irgend eine der heiligen Pflichten der Menschheit darüber versäumen; wenn er die Ehre, oder vielmehr gewisse Arten von Ehrenbezeigungen als sein einziges oder höchstes Gut allen andern vorziehen wollte: brauchte ich da wohl einen meiner Aussprüche zurückzunehmen, um diese seine Gesinnungen zu tadeln? Wenn er die falschen Mittel erwählte, um Ehre zu erlangen, wenn er sie ertrotzen, erbetteln, erlügen wollte; brauchte ich den vorher angepriesenen Werth der Ehre zu leugnen, um ihn zurecht zu weisen? — Ob man

übrigens bey der Erziehung nicht eben sowohl als bey der Gesetzgebung des Triebes zur Ehre sich zu bedienen nöthig hat; ob man bey allen Charakteren, in allen Stufen des Alters, durch Religion, Patriotismus, Freundschaftstriebe u. s. w. alles ausrichten kann; dieß können Versuche am besten ausmachen.

Ich scheide ungern von Ihnen als Gegner. Ich will daher mit einem Satze schliessen, der aus meinen innersten Gefühlen herrührt, und vielleicht das Wesentlichste Ihrer Abhandlung enthält. Bejammernswürdig ist der Mann, der Beyfall der Menschen, und noch mehr, der lauten, rauschenden Beyfall, zur einzigen, oder zur vornehmsten Triebfeder seiner Handlungen sich macht; und wehe dem Erzieher, der dazu anführt, und nicht so bald, und so oft er kann, den Trieb erweckt, Menschen zu beglücken, und durch weises Wohlthun der Gottheit sich zu nähern, und diesen Trieb endlich zur herrschenden Triebfeder zu machen sucht. Und wie wir gewiß beyde uns dieß an uns und an den Unsrigen zur Absicht gemacht haben: so gebe der Vater der Geister, daß wir diese Absicht erreichen! Ich umarme Sie.

Im Jun. 1778.

Feder.

Ant-

* * *

Antwort.

Mein Freund hat Recht. Die Hauptgründe und Gegengründe unserer streitigen Sache, scheinen für denjenigen, der darüber urtheilen will und kann, nunmehr hinlänglich aus einander gesetzt zu seyn. Ich lasse es mir daher gern gefallen, daß nun zum Spruch geschritten werde.

Aber vorher sey es mir vergönnt, zu den letzten Erwiederungen meines freundschaftlichen Gegners noch eine und die andere kleine Anmerkung zu legen.

* * *

Daß ich nicht zu denen gehöre, die in unsern Tagen es sich zu einem besondern Geschäft gemacht haben, den Werth des Empfindungsvermögens auf Kosten der Erkenntnißkraft zu erheben, und der vernunftmäßigen Belehrung beynahe allen Nutzen abzusprechen; das hätten Sie, theuerster Feder, wissen können, wenn Ihnen einige meiner öffentlichen Aeusserungen hierüber zu Gesicht gekommen wären. Ich habe, sowohl in einem besondern Buche über die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele, als auch in einem so-

ge-

genannten philosophischen Kommentar über den Ausspruch des Plutarchs, daß die Tugend eine lange Gewohnheit sey, den Nutzen der vernünftigen Erkenntniß und der wörtlichen Belehrung umständlicher und, wie mich dünkt, genauer aus einandergesetzt, als es bisher geschehen war. Das Resultat meiner damaligen Untersuchungen hierüber, legte ich in folgendem Gleichnisse dar: „So wie also die Gimnastik zur Bildung des angehenden Athleten das Ihrige beytrug, indem sie theils ihn in den vorgeschriebenen Regeln seiner Kunst unterrichtete, theils ihm allerley Hülfsmittel eröfnete, wodurch er seinen Gliedern eine geschmeidige Biegsamkeit, seinen Nerven eine stärkere Spannung geben könne, theils ihn mit nöthigen Kunstgriffen und mit geschickten Wendungen bekannt machte, wodurch er bald dem Streiche seines Antagonisten auszubeugen, bald ihm bey gegebener Blösse selbst einen Streich zu versetzen im Stande wäre; eben so verhält sich die Sittenlehre zur Bildung des angehenden Tugendschülers. Aber so wie jene, ohne die allgewaltige Mitwirkung der eigenen Uebung, nie einen Milo von Crotona oder einen Polidamas hervorbringen konnte; eben so wenig kann auch, ohne eigene Uebung, die Moral — und wenn sie durch den Mund eines Gellert redete — einen andern Gellert bil-

bilden.„ Und was hier nur gleichnißweise und im Allgemeinen gesagt wird, hatte ich vorher mit philosophischer Genauigkeit stückweise zu erörtern gesucht.

Wenn ich also am Ende meines Antwortschreibens an Sie darauf drang, daß Sie mir ein Mittel zeigen möchten, wodurch bey der Erweckung des Ehrtriebes verhütet werden könnte, daß nicht auch zugleich Ehrgeiz, Ruhmsucht, Herrschsucht, Neid und Hochmuth in dem Gemüthe des Kindes Wurzel schlügen; und wenn ich dabey zur Bedingung machte, daß entweder dieses Mittel nicht in blossen wörtlichen Belehrungen bestehen müste, oder daß Sie vorher darthun möchten, wie wirkliche Neigungen und Abneigungen, ohne anderweitige Uebungen (diesen Zusatz scheinen Sie übersehen zu haben) durch solche blosse Belehrungen erweckt oder unterdrückt werden können: so wollte ich der wörtlichen Belehrung ja dadurch nicht allen Nutzen absprechen; sondern ich wollte Sie bloß an etwas erinnern, worinn Sie ohne allen Zweifel völlig mit mir übereinkommen, daran nämlich: „daß der blosse wörtliche Unterricht, wenn er wirklichen Uebungen entgegengesetzt wird, viel zu unkräftig sey, um diesen die Wage zu halten.„

Nun

Nun ist es aber, wenn man der Jugend den Ehrtrieb geflissentlich einzupflanzen und durch allerhand positive Veranstaltungen ihn geflissentlich zu verstärken sucht, wie mich dünkt, und wie Sie selbst einräumen, ganz unvermeidlich, daß dadurch nicht auch zugleich Empfindungen des Ehrgeitzes, des Hochmuths, des Neides u. s. w. sollten angefacht, und daß also die jungen Herzen der Kinder in solchen gefährlichen Empfindungen nicht wirklich geübt werden sollten. Hier wäre also der Fall, wo wirklichen Uebungen bloß wörtliche Belehrung entgegengesetzt, und jene durch diese unkräftig gemacht werden sollen. Und da kann ich dann nicht umhin, mich abermals laut zu erklären, daß ich an dem gehofften Erfolg durchaus zu zweifeln Ursache habe. Ich berufe mich auf die Gründe, die ich in dem angeführten philosophischen Kommentar vorgelegt habe, und die ich, nach einem fortgesetzten sechsjährigen Nachdenken, der Hauptsache nach, noch immer für wahr zu halten, mich genöthiget sehe.

Dies scheint also am Ende noch der einzige wesentliche Scheidungspunct zu bleiben, wo unsere beyderseitigen Meinungen aus einander gehen. Sie, mein Werther, geben mir zu, daß es bey der Erweckung und Stärkung des Ehrtriebes wohl unvermeidlich sey, Empfindungen des Neides, der Selbstsüchtigkeit, des Hoch-

Hochmuths u. s. w. in den Gemüthern der Kinder zugleich mit anzufachen; aber Sie glauben, daß diese schädlichen Empfindungen durch unsere Belehrung und Zurechtweisung wieder völlig ausgetilgt, und also für den noch im Werden begriffenen sittlichen Karakter der Kinder völlig unschädlich gemacht werden können. Ich hingegen kann nicht umhin, überzeugt zu bleiben,

1. daß eine solche nachherige gänzliche Austilgung mehrmals gehabter Empfindungen von einiger Erbhaftigkeit, und aller nachtheiligen Folgen solcher Empfindungen, durch blosse Belehrungen durchaus unmöglich sey; weil ich mit Ihnen und allen andern Seelenkennern weiß, daß überhaupt keine Vorstellung, kein Gedanke, keine Empfindung unserer Seele durch irgend eine endliche Kraft so ganz wieder ausgelöscht und zernichtet werden kann, daß die Folgen derselben, und die Folgen dieser Folgen, auf die physische und sittliche Modifizirung unserer Seele gänzlich aufgehoben würden; und dann

2. daß, wenn nun auch per impossibile eine solche gänzliche Austilgung möglich wäre, es doch wenigstens immer ein so äusserst mißliches Geschäft bleiben würde, daß die Klugheit uns rathen müste, es lieber ganz zu vermeiden, als unsere Zöglinge der grossen und wahrschein-

lichen

lichen Gefahr eines unglücklichen Erfolges auszusetzen.

Ich überlasse es nun Ihnen selbst, lieber Freund, und andern Psychologen, diesen so gestellten Scheidungspunkt unserer Streitfrage noch einmal recht ins Auge zu fassen, und dann zu entscheiden. Da wir beyde keinen andern Zweck bey dieser Untersuchung haben konnten, als eine der wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft, die Verbesserung der sittlichen Erziehung befördern zu helfen; so dürfen wir hoffen, daß man die Ursache der Verschiedenheit unserer Meinungen (falls eine solche Verschiedenheit in Ansehung dieses Endpunktes übrig bleiben sollte) weder bey Ihnen noch bey mir in einem hartnäckigen Steifsinn, oder in irgend einer andern eben so unwürdigen Gemüthsbeschaffenheit, sondern da, wo sie wirklich liegt, in unserer persönlichen gewissenhaften Ueberzeugung, suchen und finden werde. Bey dem Lichte der Wahrheit geflissentlich die Augen zuzuthun, aus Eitelkeit oder andern eben so kleinen und niedrigen Bewegungsgründen seiner eigenen Ueberzeugung wissentlich zu widersprechen, — guter Gott! wie müste es um das Herz des Mannes stehen, der das könnte!

Meiner besten Ueberzeugung gemäß fahre ich also fort, noch kürzlich die praktischen Folgen

gen anzuzeigen, welche aus meiner nun hinlänglich erörterten Meinung über die Schädlichkeit des Gebrauchs der Ehrbegierde fliessen, und welche also zugleich mit stehen oder fallen müssen, je nachdem diese meine Meinung selbst gegründet oder ungegründet wird befunden werden. Hier sind sie!

* * *

Ich setze nemlich voraus, daß meine Meinung über die Schädlichkeit der Erweckung und Stärkung des Ehrtriebes wahr sey, ohngeachtet derjenige, der mich von dem Gegentheil überzeugen zu können glaubt, noch immer einen aufmerksamen und lernbegierigen Schüler an mir finden wird. - Dann ist

1. alles förmliche Loben und alles Beschämen der Kinder in Gegenwart Anderer durchaus schädlich. Zwar können und müssen wir unsern Kindern, auch wohl in Anderer Gegenwart (aber besser, wenn es blos in dem engen Schoosse unserer Familie geschieht) unsere Freude oder unsere Betrübniß, unsere Liebe oder unsern bekümmerten Unwillen bezeigen, je nachdem sie uns durch gute oder schlechte Handlungen Freude oder Betrübniß verursachet haben; aber wir müssen uns sorgfältig hüten, diese Bezeigungen in förmliches Lobpreisen oder in geflissentliche Beschämungen vor Andern ausarten

zu lassen. Ein liebevoller, belohnender Blick, ein herzlicher Druck der Hand, ein sanfter Schlag auf die Achsel mit einem gerührten: So recht, mein Sohn! eine stumme Umarmung, ein Kuß von warmen bebenden Lippen gegeben, u. s. w. thun mehr Wirkung, als das lauteste Lob, und setzen uns nicht der Gefahr aus, unsere Kinder eitel und ehrsüchtig zu machen. Und so werden auch im entgegengesetzten Fall, ein Blick voll Bekümmerniß, ein mißbilligendes wehmüthiges Kopfschütteln, ein plötzliches Stillschweigen und ein mißmüthiges Weggehen aus der Gegenwart des Kindes, ein trauriges Aufsehen gen Himmel u. s. w. gewiß weit wirksamer, als jede demüthigende Beschämung, seyn. — Eben so schädlich, aus eben den Gründen, ist nun

2. auch das Vorhalten des Lobes und des Tadels anderer Menschen, als eines Bewegungsgrundes zum Guten. Nie werde ich zu meinen Kindern sagen: wenn ihr dieses oder jenes thut, so werden euch die Leute loben, so werden euch die Leute tadeln; nie: was werden die Leute dazu sagen? u. s. w; weil dadurch nicht Liebe zum Guten, sondern blos Begierde nach Lob und Furcht vor Tadel entstehen kann: sondern ich werde sie, so weit es von meiner Veranstaltung abhängt, blos empfinden lassen, daß sie durch gutes Betragen

gen sich meine, meiner Hausgenossen, meiner Freunde und Bekannten immer zunehmende Liebe erwerben, weil sie mir und den genannten Personen allen dadurch Freude, so wie durch ein entgegengesetztes Betragen Mißvergnügen machen. Und ich weiß aus der Erfahrung, daß ein Kind, dem das Bewustseyn des allbelohnenden Wohlgefallens Gottes und die Liebe der Seinigen einmal zum Bedürfniß geworden ist, keines andern erkünstelten Bewegungsgrundes zum Guten bedarf. — So sind dann

3. auch alle Veranstaltungen, welche darauf abzielen, das Kind zum Ehrgeiz zu reizen, eben so verwerflich. Dahin rechne ich zunächst, das sogenannte Certiren, oder das Wetteifern um die oberen Stellen bey Tische und in der Schule. Dahin gehören ferner alle die übrigen willkürlichen Anordnungen, wodurch der Ehrgeiz der Kinder angefacht wird, z. E. Ordenszeichen, Klassifizirungen der Kinder nach ihren sogenannten Verdiensten, Bekanntmachungen ihrer Tugenden und ihrer Fehler durch Zeitungen u. s. w. Ich habe diese und andere Fehler der Erziehung, die ich jetzt dafür erkenne, in meinen Lehrlingsjahren zum öftern selbst begangen: aber da habe ich dann auch Gelegenheit gehabt, die schädlichen Folgen derselben zu beobachten und halte mich

daher um desto mehr für verpflichtet, andere angehende Erzieher davor zu warnen. — Man hüte sich ferner

4. Zwischen zweien oder mehreren Kindern, in Gegenwart derselben, eine solche Vergleichung anzustellen, welche dem einen zum Lobe, dem andern zur Beschämung gereicht. Sogar die blosse Ermunterung zur Nachahmung eines gelobten Kindes ist schädlich; weil gemeiniglich in dem Gemüthe derer, welche man auf diese Weise ermuntern will, entweder blos ehrgeizige Nacheiferung, statt wirklicher Liebe des Guten, oder gar Unzufriedenheit, Kleinmuth und Scheelsucht zu entstehen pflegt. Will man durch Vorhaltung guter Beyspiele Liebe zum Guten und durch Vorhaltung gehässiger Beyspiele Abscheu vor dem Bösen erwecken: so thue man es durch wahre oder erdichtete Erzählungen von unbekannten Personen, wodurch weder Neid noch Haß entstehen kann. — Am sorgfältigsten aber vermeide man

5. den groben Fehler des Auslachens oder Auszischens der Kinder, es sey bey welcher Gelegenheit es wolle. Denn man bedenke doch nur, was in dem Gemüthe des Kindes dabey vorgehen müsse? „Man lacht über meinen Fehler; also muß es ja wohl nicht viel damit auf sich haben! Man spottet meiner; also verdient ein Fehlender kein Mitleid, sondern Spott! Also

vergnügt

vergnügt man sich wohl gar an meinen Fehlern? An meiner Verlegenheit? u. s. w.„ Welche Sittenlehre!

* * *

Dies sind die vorzüglichsten practischen Folgen, welche aus meiner vorhergehenden Theorie über die Schädlichkeit der Reizung des Ehrtriebes unmittelbar ablaufen. Daß diese Regeln bey der häuslichen Erziehung, und bey Kindern, welchen man frühzeitig wahre Liebe zu Gott, wahre Liebe zu ihren Eltern und Freunden eingeflösset hat, mit dem glücklichsten Erfolge angewandt werden können, weiß ich aus der Erfahrung. Ob hingegen bey einem ganzen Haufen, in den ersten Lebensjahren vernachlässigter, und in mehr als einer Betrachtung am Herzen schon verderbter Kinder, der Sporn des Ehrgeizes gleichfalls entbehrt, und mit den von mir empfohlenen bessern Bewegungsgründen alles ausgerichtet werden könne? möchte ich freylich nicht bejahen. Aber hört eine gute Diät auf, eine gute zu seyn, weil sie nicht für Kranke paßt? Oder liegt die Schuld am Segel, wenn's mit dem Schiffe nicht fort will, weil es mit Ballast überladen, oder gar leck ist?

* *
*

Und so, theuerster Feder, hänge ich meinen Helm und Schild an dem Orte auf, wo Sie Ihre Lanze hingestellt haben; wische mir den Schweiß von der Stirn und falle Ihnen, nach aufgehobener Fehde, mit Liebe und Dankbarkeit in die Arme. Hamburg den 1sten Julius 1778.

C.

4.

Täglich vorkommende Fehler
wider
die gute Erziehung.

Ex oceano gutta.

Täglich vorkommende Fehler wider die gute Erziehung.

So genau und unzertrennlich allgemeine Grundsätze mit jeder daraus ablaufenden besondern Folge an sich verbunden sind, so sehr sind oft beyde in unserm Verstande, noch öfterer in unsern Handlungen von einander getrennt. Wir geben jene zu, sobald wir sie hören und verstehen; aber wir stutzen nicht selten bey diesen, weil wir entweder den Zusammenhang, der beyde an einander kettet, nicht gleich deutlich wahrzunehmen im Stande sind, oder weil in der Folge etwas von uns gefodert wird, welches wir bey dem Vordersatze nicht bestimmt gedacht, uns also auch nicht darauf gefaßt gemacht hatten, ob es gleich mit darin begriffen war.

Wer also den Menschen zu ihrer sittlichen Verbesserung blos allgemeine Grundsätze vorlegt, der würde sich sehr betriegen, wenn er aus dem Beyfalle, womit sie aufgenommen werden, die Hoffnung schöpfen wollte, daß man nun auch alle die untergeordneten Regeln, wel-

che darin enthalten sind, zugleich mit erkannt und mit gebilliget habe. Noch grösser aber würde seine Verblendung seyn, wenn er sich gar mit der Hoffnung schmeichelte, daß man seine erkannten und gebilligten Regeln nun auch wirklich durchgängig anwenden und in Erfüllung bringen würde. So groß ist gewöhnlicher Weise der Abstand zwischen dem Beyfalle, den wir einer erkannten Wahrheit geben, und zwischen der wirklichen Befolgung derselben!

So wie es nun mit allen allgemeinen Grundsätzen zu gehen pflegt, so geht es auch mit denen, welche die Erziehung betreffen. Sie sind gröstentheils ziemlich allgemein bekannt, ziemlich allgemein gebilliget, und in der Ausübung — ziemlich allgemein vernachlässiget. Ich glaube daher, daß eine aus dem täglichen Leben hergenommene Sammlung specieller Beyspiele von vernachlässigten Erziehungsregeln nützlicher seyn würde, als die vollständigste Darlegung der Regeln selbst und die tiefsinnigste Zergliederung der psychologischen Gründe derselben. Denn durch jene könnte die Aufmerksamkeit der Leser von der blossen spekulativen Betrachtung der Erziehungsgrundsätze (wobey man noch immer ein gar schlechter Erzieher bleiben kann) unmittelbar auf die Anwendung derselben geleitet werden, auf welche am Ende doch alles ankömmt.

Ich

Ich nahm mir daher vor, über diejenigen Fehler, die in meiner Gegenwart gemacht würden, eine Zeitlang ein ordentliches Protokoll zu führen, um gewiß zu seyn, blos solche angemerkt zu haben, welche im täglichen Leben am häufigsten vorkommen. Aus dieser Ursache trug ich sie auch, so weit mir mein Gedächtniß treu war, mit denselben Worten ein, in welchen sie vorgefallen waren. Ich hatte aber diese Beobachtungen bey zufälligen Gelegenheiten kaum einige Monathe hindurch fortgesetzt, als ich mein Register schon zu einem ordentlichen Buche anschwellen sah: so häufig wird noch immer, selbst in den besten Familien, in welchen man die besten pädagogischen Schriften beynahe auswendig weiß, wider die bekanntesten Erziehungsregeln gesündiget!

Weil ich es für nützlich halte: so theile ich hier einen kleinen Auszug aus meinem Protokolle mit. Ich habe von jeder besondern Art von Fehlern nur immer einige ausgesucht; und so arg auch diese zum Theil sind, so kann ich doch versichern, daß sie bey weitem noch nicht die ärgsten von denen sind, die ich bemerkt und einregistrirt habe, ohngeachtet ich meine Beobachtungen in der Mitte solcher Familien anstellte, welche zu den aufgeklärteren und bessern gehören. Um diejenigen Fehler, wodurch wider einen und eben denselben Grundsatz gesündiget

diget ward, zusammen zu stellen, habe ich die ganze Sammlung in verschiedene Klassen geordnet, und das eigentliche Corpus delicti durch die Ueberschrift angedeutet. Hier sind sie!

1.

Verschiedene Arten, die Liebe der Kinder zu ihren Eltern und zu ihrem Geschwister zu schwächen.

Wen hast du am liebsten, deinen Vater oder deine Mutter? Deinen Bruder oder deine Schwester? Diese thörichte die Kinder in Verlegenheit setzende Frage ist mir unzähligemal vorgekommen; und immer habe ich bemerkt, daß sie mehr als eine nachtheilige Folge zu haben pflegt. Denn erstlich wird dem Kinde dadurch Gelegenheit gegeben, zwischen dem Einen und dem Andern von seinen Eltern oder von seinem Geschwister eine Vergleichung anzustellen, über den grössern oder geringern Werth derselben nachzudenken und darnach Einen dem Andern wirklich vorzuziehen. Und es kann nicht besorgen, etwas Böses dabey zu thun, weil die Frage voraussetzt, daß beyde ihm nicht gleich werth seyn können, sondern daß es den Einen mehr, als den Andern, lieben müsse. Von nun an also kömmt die Liebe des Kindes zu seinem Vater und zu seiner Mutter und die

zu

zu seinem Geschwister aus ihrem Gleichgewichte; die eine Schaale steigt, die andere sinket. — Und dann pflegt es zweytens auch selten ohne unmittelbare Verdrießlichkeiten dabey abzugehen, weil der nachgesetzte Theil, der sich für beleidiget hält, dem Kinde Vorwürfe macht, und es dadurch nur noch mehr in seinem Urtheile befestiget.

Wozu also eine Frage, welche niemals frommen kann, und immer schädlich ist?

* *
*

Warte nur, wenn das der Vater hört! da wirst du ankommen! Oder: ich wollte dir gern erlauben in den Garten zu gehen, aber der Vater hat es verboten. Oder: Stille, stille! daß ja der Vater nicht hört, daß du unartig gewesen bist! der würde sonst sehr schelten. Oder: Wenn du nicht gleich thust was ich dir sage, so werde ich den Vater rufen und der wird dir die Ruthe geben! u. s. w. Solche unverständige Drohungen und Abweisungen in dem Munde der Mutter sind ein untriegliches Mittel, in den Augen des Kindes den Vater zu einem gehässigen, furchtbaren Popanz, die Mutter selbst aber, als eine schwache Angeberin, verächtlich zu machen.

* * *

2.

Allerley Anleitungen zur Eitelkeit, zum Hochmuthe und zur Verachtung anderer Menschen.

Der Junge weiß schon mehr, als ich; sagte ein sonst verständiger und guter Vater, da er etwas von dem Gelernten seines achtjährigen Sohnes hörte. Und die Folge davon? war diese, daß der Knabe von der Zeit an unerträglich eingebildet ward und auf seinen unwissendern Vater mit Geringschätzung herabsahe.

Möchten doch die unweisen Seelenverderber, welche Kindern über ihr Bißchen Gelerntes oder gar über andere noch unbedeutendere, ganz zufällige Dinge Schmeicheleyen sagen, begreifen, welchen unersetzlichen Schaden sie ihnen dadurch zufügen! Sie würden davor erschrecken, und mit ihrem vergiftenden Lobpreisen künftig sparsamer und behutsamer zu Werke gehn.

* * *

Wenn du deine Frisur nicht schonst, sagte eine Mutter zu ihrem wohlfrisirten, wohlgepuderten und wohlausgeputzten Töchterchen, in welchem

welchem die gute Natur noch nicht so ganz erstickt war, daß es um dieser Possen willen sich aller ungezwungenen Bewegungen seiner Glieder hätte enthalten können: so werden die Fremden, welche diesen Nachmittag kommen, dich für ein gemeines Küchenmädchen halten und mich fragen: wie kömmt denn der Aschenprodel hier in unsere Gesellschaft? Aber wenn dein Kopfputz hübsch ordentlich bleibt, da werden sie sagen: ey! was das für ein schönes, liebes Kind ist! Das sieht ja aus wie ein kleiner Engel! Und da werden sie sich nicht satt über dich wundern können, werden dich liebkosen, und wenn du einmal zu ihnen kömmst, dir viel, viel schöne Sachen schenken.

Ein andermal:

Ey! was werden die Leute sagen, wenn sie dich in deinem neuen Kleide sehen werden! Was kömmt denn da für eine schöne Prinzessin her? werden sie fragen. Seht doch, ist das Christinchen? Wir dachten, daß es eine Prinzessin wäre! Da werden denn die andern Kinder auch so ein Kleid haben wollen: aber schönen Dank! sie werden keins kriegen. So ein Kleid hat unser Christinchen nur allein u. s. w.

kann auch ein graderer Weg erdacht werden, um einer jungen Seele Eitelkeit, Hochmuth und Selbstsucht zuzuführen? — Wenn wir verständig wären, so würden wir in der Kleidung unserer Kinder alle Modeziererenen, als eben so viele Versuchungen zur Eitelkeit, sorgfältig vermeiden. Aber was ist in den sogenannten gesitteten Ständen jetzt gewöhnlicher, als Kinder zu sehen, welche wie die Erwachsenen gekleidet, wie die Erwachsenen mit allen Zierrathen der Ueppigkeit ausgeputzt sind! Sechsjährige Mädchen sieht man, wie ungestalte Zwerge, mit Pariser Taschen oder Reifröcken und mit hohem nach gothischer Bauart errichteten Kopfputz umherlaufen — nicht doch! einherschleichen, weil ihnen zum Laufen und Springen Vermögen und Lust benommen ist; und die Knaben von diesem Alter gehen gleichfalls frisirt, gepudert und angethan, wie erwachsene Weltleute nach der neusten Mode. Und sieht man dann nicht, oder will man nicht sehen, daß man auf diese Weise ihnen schon in ihrer Kindheit die ganze eitle übermüthige Ueppigkeit unserer sogenannten feinen Leute einflößt? Und weiß nicht jeder aus seinem eigenen unglücklichen Selbstgefühle, daß die Kinder in eben dem Grade an Kraft der Seele und des Leibes und an innerer Zufriedenheit verlie-

ren müssen, in welchem sie an Modeverfeinerung und Eitelkeit zunehmen?

Aber man begnügt sich nicht blos damit, die Kinder auf eine thörigte Weise auszupuzen; man flößt ihnen noch überdem recht geflissentlich die Meynung ein, daß Puz und prächtige Kleider uns in den Augen anderer Menschen einen grössern Werth zu geben, daß sie uns beliebter und geehrter bey ihnen zu machen vermögen. Das ist nun vollends unverantwortlich gehandelt; und doch leider! wie gewöhnlich!

Diejenigen Eigenschaften eines Kleides, welche man ohne Schaden der Kinder in ihrer Gegenwart rühmen kann, sind die Reinlichkeit, die Festigkeit, die Dauerhaftigkeit, und die Bequemlichkeit derselben. Von ihrer Schönheit oder Häßlichkeit, und von dem Eindrucke, den sie dadurch auf Andere machen können, sollte nie die Rede seyn.

* * *

„Fi! so führen sich die Bauerjungen auf! — Seht doch den garstigen Bauerjungen, wie er sich besudelt hat! u. s. w.„ Eine abscheuliche Anleitung zur Verachtung der grösseren, nützlicheren, und vielleicht — bessern Hälfte unsers Geschlechts!

* * *

„Karlchen, der Herr will nicht glauben, daß du schon so viel gelernt hast; sage ihm doch eine von deinen Fabeln her.„ Er sagte sie und ließ dabey den Fremden nicht aus den Augen, um zu sehen wie er über seine Geschicklichkeit erstaunen würde. Wäre es der sorgfältigen Mutter nicht schon vorher gelungen gewesen, ihn eitel zu machen; so würde sie ihre Absicht jetzt erreicht haben.

3. Anweisungen zur Verstellung und zum Lügen.

Vater.

Worüber weinst du? Sage mir's, damit ich dir helfe? Fehlt dir etwas?

Kind, weinend.

Nein.

Vater.

Nun, so höre auf; es ist ja thörigt, ohne Ursache zu weinen, und man fällt andern Leuten beschwerlich damit.

Das Kind schreit indeß noch lauter als zuvor.

Vater.

Nun, wenn du dann so grosse Lust zum Weinen hast; so geh in die Kammer und weine

ne dich satt. Hier in der Stube thun uns die Ohren davon weh. Wenn du fertig bist, so komm wieder herein.

Er macht, indem er dieses sagt, die Kammerthür auf, um das Kind hineingehen zu lassen.

Mutter.

Aber du bedenkst nicht, mein Kind, daß dem armen Jungen wohl was fehlen mag. Komm mal hier, Fritzchen.

Sie nimt ihn auf den Schooß, legt ihm die Hand auf die Stirn und drückt seinen Kopf sanft an ihren Busen.

Sage mir, thut dir der Kopf weh?

Kind, immer lauter weinend.

Ja, der Kopf thut mir weh!

Mutter (ihm den Unterleib streichelnd) Mich dünkt, der Leib ist dem armen Jungen etwas aufgetrieben. (Der arme Junge hatte kurz vorher eine gute Mahlzeit zu sich genommen) Thuts dir hier weh, liebes Fritzchen?

Kind, wie zuvor.

Ja der Leib thut mir weh!

Mutter.

Nun, gib dich zufrieden, mein Engel; sollst heute auch nicht in die Schule gehen

und ich will dir Rosinen und Mandeln und einen Haufen Spielzeug geben.

Plötzlich ward der Junge still; sein Kopf- und Bauchweh waren vergangen, und für den Vater blieb nun, um das Uebel nicht noch ärger zu machen, weiter nichts übrig, als stillschweigend Stock und Hut zu ergreifen und auszugehen. — Gott begleite dich, armer bekümmerter Mann, und gebe dir Worte der Ueberzeugung, um deiner Gattin begreiflich zu machen, wie viel Unheil sie durch ihre unzeitige Zärtlichkeit gestiftet hat!

Fast jedes ihrer Worte war ein pädagogischer Fehler von Erheblichkeit und es ist schwer zu entscheiden, welcher der erheblichste war.

Erstlich das Unterbrechen des natürlichen Verfahrens — welches doch auch sogar in dem Fall, daß dem Kinde wirklich etwas fehlte, zweckmäßig war. Er hatte es ja vorher darum befragt, und ein Nein! zur Antwort erhalten. Das Kind konnte sich also nicht über Unrecht beklagen, indem er es an einen Ort gehen hieß, wo es mit seinem eigensinnigen Weinen niemanden beschwerlich fiel.

Zweytens die vermeinte Verbesserung des getadelten väterlichen Verfahrens, indem sie das Kind auf den Schooß nahm, und es lieb-

ko-

kosete. Was muste die Folge davon in dem Gemüthe des Kindes seyn? Es muste glauben von seinem Vater Unrecht erlitten zu haben; es muste also diesen für seinen Tyrannen, die Mutter hingegen für seinen Schutzengel halten. Die ungerechte Mutter entwandte also in dem Augenblicke dem Vater einen guten Theil der Liebe seines Kindes, um ihn sich selbst zuzueignen; uud dieser muste schweigen, wenn er nicht Böses mit Bösem vergelten und den Schaden, den das Kind nun einmal am Herzen gelitten hatte, nicht noch vergrössern wollte.

Drittens, die Anleitung zum Lügen, und die Bekanntmachung eines sichern Mittels, wodurch das eigensinnige Kind sich künftig immer gut aus der Sache ziehen kann, so oft es ihm wieder einfallen wird, aus böser Laune oder Eigensinn zu weinen. Hätte sie gefragt: Hast du nicht etwa das Podagra? so würde das Kind auch ja! geantwortet und künftig in jedem ähnlichen Falle auf die Frage: warum es weine? geantwortet haben, daß es das Podagra habe. Jetzt war seine beständige Antwort, daß ihm der Kopf und der Leib weh thue.

Viertens, die Art, wie sie es beruhigte: sollst auch heute nicht in die Schule gehn.

Also ist das Schulgehen ein Uebel und das Aussetzen desselben eine Wohlthat? Hätte das Kind dieses nicht schon vorher gedacht, so würde das unweise Verfahren seiner Mutter es jetzt zuverläßig auf diesen Gedanken gebracht haben. Von nun an werden die Worte Schule und Zuchthaus in seinem Sinne eine völlig gleiche Bedeutung haben.

Mütter, leset dieses Beyspiel, welches ich unter hundert ähnlichen ausgehoben habe, noch einmal und erschreckt vor dem unersetzlichen Schaden, den ihr so oft in den Gemüthern eurer Kinder durch eine in Schwachheit ausgeartete Zärtlichkeit anrichtet!

* * *

Hier ist ein anderes Beyspiel von einem ganz entgegengesetzten Verfahren, welches gleichfalls darauf abzielte, das Kind zur Verstellung anzuführen.

Der kleine Anton sollte, nach eingenommenem Frühstück hinunter zu seinem Hofmeister gehen. „Mutter, sagte er, der Bauch thut mir weh.„ Ist das auch wirklich wahr, antwortete diese; oder kriegst du die Leibschmerzen vielleicht bloß deswegen, um heute nur nicht lernen zu dürfen?

Wenn

Wenn Antons Seelchen biß dahin aufrichtig gewesen war und noch nicht gewust hatte, was Lügen sey: so wuste er es nun; und wenn er biß dahin das Lernen noch nicht für etwas beschwerliches gehalten hatte: so erfuhr er jetzt, daß es so etwas sey. Bey der nächsten Gelegenheit wird er nun wirklich lüg n, um sich vom Lernen, oder irgend einer andern ihm beschwerlichen Sache frey zu machen.

Gesetzt aber, daß er schon vorher verdorben war, und daß die Mutter einen gegründeten Argwohn schöpfen könnte, daß seine Unpäßlichkeit Verstellung sey: was muste sie da thun? Ihn der Lügen beschuldigen? Und wozu würde das geholfen haben? Zu nichts. Auch wenn man die Kinder wirklich auf einer Unwahrheit ertappt, muß man, wenn's immer möglich ist, ihnen verborgen halten, daß man sie dabey ertappt habe, muß man sie vielmehr merken lassen, daß man das Lügen für etwas so schändliches halte, daß man sich nicht überwinden könne, sie darüber in Verdacht zu haben. Alles also, was die Mutter in diesem Falle zu thun hatte, bestand darin, daß sie seinen Worten ohne Anstand Glauben beymessen, das Kind, als einen Kranken augenblicklich zu Bett bringen, es als einen Kranken behan-

deln und ihm so viel Langeweile und Ungemächlichkeit veranstalten muste, daß es künftig nie wieder Lust bekommen konnte, den Kranken zu spielen. Denn die einzige sichere Methode, ein lügenhaftes Kind zu heilen, ist die, daß man es jedesmal beym Worte faßt, dem gemäß handelt, was es saget, und nur alle Umstände so zu veranstalten sucht, daß es sich jedesmal übel dabey befinden muß.

* * *

„Was das Herz betrift, so kann ich sagen, daß er ein sehr gutes hat. Wenn ich ihm etwas Empfindsames vorlese; so kann er so gerührt dabey werden, daß ihm die Thränen tropfenweis aus den Augen stürzen.„ Der kleine empfindsame Karl war dabey, da ihm dieses Lob ertheilt wurde, und sein biß dahin noch gutes unschuldiges Herz empfieng dadurch grade auf seiner liebenswürdigsten und hofnungsvollsten Seite — auf der Seite seiner prätensionsleeren Einfalt, meyne ich — eine unheilbare Wunde.

Von dieser Zeit an kamen ihm die Thränen nicht mehr von selbst, sondern er muste sie aus seinen Augen erpressen; er weinte nicht mehr aus Rührung, sondern aus Eitelkeit, um nur neues Lob über seine Empfindsamkeit ein-

zuärnten. Die Mutter war freylich verblendet genug diesen Unterschied der Triebfedern in dem Herzen ihres Kindes nicht zu bemerken; aber dem unpartheyischen Beobachter konnte die Bedeutung der Grimassen des Knaben, wenn er gerührt scheinen wollte, und die Absicht seiner lobgierigen Blicke, die er alsdann auf die Anwesenden auf eine verstolene Weise umher warf, nicht entgehen. Jene frohlockte noch immer über das gute Herz ihres Sohns, indeß dieser über die Verstellung des Knaben und über die Verblendung der Mutter mitleidig die Achseln zuckte.

Es ist eine der wichtigsten Erziehungsregeln, aber auch eine von denen, welche am seltensten beobachtet werden, daß man von Kindern in Gegenwart derselben zu Andern, weder Gutes noch Böses erzählen müsse. Jenes macht sie eitel, dieses nicht selten niederträchtig und boshaft zugleich; beydes aber führt zur Verstellung und zu allen andern unsittlichen Aeusserungen einer ehrgeizigen und lügenhaften Gemüthsart.

* * *

„Sey ja artig unter der Zeit, daß ich weg bin; ich werde alles wieder erfahren. Ich habe ein kleines Vögelchen, das wird

kommen und mir sagen, was du machst.„ — „Du bist gewiß unartig gewesen; warte mal, ich will's gleich hören (sie hält den kleinen Finger ans Ohr.) Dachte ichs nicht? Mein kleiner Finger sagt mir, daß du mit deiner Schwester gezankt hast: ists nicht wahr? u. s. w.„ So wie man auf der einen Seite oft darin fehlt, daß man bey Kindern die ganze Vernunft eines Erwachsenen voraussetzt und von ihnen verlangt, daß sie derselben gemäß handeln sollen: so fehlt man auf der andern Seite auch eben so oft darin, daß man zu viel Dummheit und zu geringe Verstandeskräfte bey ihnen vermuthet, und daher glaubt, daß man ihnen aufbinden könne, so viel man Lust habe. Aber man irrt sich sehr. Ihr Verstand ist oft thätiger, als man denken sollte; und wehe uns, wenn er erst einmal uns auf einer Unwahrheit betroffen hat! Dann fahre wohl kindliches Vertrauen auf unsere bessere Einsichten und auf unsere Wahrhaftigkeit! Fahre wohl, williger Gehorsam, und freudige Folgsamkeit! Ihr seyd dahin. Von nun an spottet das Kind unserer thörigten Künste und, was noch schlimmer ist, es spottet auch der Wahrheit, wenn sie aus unserm Munde redet.

Und gesetzt auch, daß unser Aufbinden die ganze erste Periode der Kindheit hindurch

Stich

Stich hielte: so werden die Kinder doch in der zweyten, oder dritten, erfahren, daß wir sie zum Besten gehabt haben; und wie wollen wir dann, so bald diese Entdeckung einmal gemacht ist, von ihnen fodern, daß sie uns fernerhin aufs Wort glauben sollen? Mit welcher Stirn ihnen die Pflicht der Wahrhaftigkeit einschärfen?

Eltern, wünscht ihr, daß eure Kinder wahrhaftig, ohne Verstellung, ohne Falsch seyn sollen? Seht hier das einzige untrügliche Mittel dazu: bemühet euch, es selbst zu seyn, es auch sogar in den gleichgültigsten Dingen, sogar im Scherz zu seyn; und seyd versichert, daß ihr eure Absicht erreichen werdet.

* * *

4.

Anführung der Kinder zur Ungeduld bey künftigen unvermeidlichen Beschwerlichkeiten des Lebens und zum Murren wider die weisen Einrichtungen der Vorsehung.

Hierher gehören alle die unüberlegten Klagen der Eltern oder der Erzieher, in Gegenwart der Kinder, über ermüdende und beschwerliche Arbeiten und über die unvermeidlichen Mühseligkeiten des Lebens; jede geäusserte

serte Unzufriedenheit über ihr Schicksal; jedes ungeduldige Aechzen bey körperlichen Schmerzen u. s. w. So wie das Beyspiel der Erwachsenen bey Kindern in allen Dingen alles thut: so werden sie auch geduldig oder ungeduldig, weibisch oder männlich, schwach oder ausdauernd, arbeitsam oder träge, heiter oder mürrisch werden, je nachdem ihre Eltern oder ihre Führer das eine oder das andere sind.

* * *

„Es ist heute abscheuliches Wetter. Man möchte melancholisch werden, so betrübt ist die Witterung. u. s. w.„ Wie oft hört man nicht diese und ähnliche unverständige Klagen über Wind und Wetter von Erwachsenen in Gegenwart der Kinder führen! Und wer sieht gleichwohl nicht, daß Klagen dieser Art eine Anführung zur Unzufriedenheit mit den Einrichtungen der Vorsehung und zur Fühllosigkeit gegen ihre weisesten und wohlthätigsten Veranstaltungen sind? Statt dessen sollte man oft die, der Wahrheit gemäßere, und für die Kinder nützliche Ausrufungen hören: Welch ein fruchtbarer erquickender Regen! Wie alles darnach so gut wachsen wird! Welch ein frischer wohlthätiger Wind! Wie der die Luft von schädlichen Dünsten reinigen und die Besamung der

Pflan-

Pflanzen und der Bäume befördern wird! Welch ein prächtiges Gewitter! Seht, welch ein herrliches Schauspiel, indem es aus den schwarzen Wolken blizt, als wenn sie auf einmal ganz in Feuer stünden! Hört den majestätischen Donner! Wie er durch die Lüfte rollt und von den Bergen wiederhallt! Wie sich die Hitze darnach abkühlen, wie die Luft dadurch gereiniget und die Erde wieder fruchtbar werden wird! Wohl uns, daß wir in einer so schönen Welt wohnen, in welcher Regen und Sonnenschein, Ungewitter und Stille, Kälte und Wärme, Winter und Sommer zu unserm Vergnügen und Nutzen so weislich und immer so zur rechten Zeit mit einander abwechseln müssen!

Es ist nicht möglich, daß ein Kind, welches diese Sprache von seinen Eltern und Anführern oft hört, und aus ihren Mienen, aus ihrem ganzen freudigen Betragen bey solchen Gelegenheiten sieht, daß sie das wirklich fühlen, was sie sagen, nicht gottesfürchtig und mit des Schöpfers Weltverfügungen zufrieden werden sollten.

* * *

5.
Uebung
in zornigen und boshaften Empfindungen.

Kind.

Mutter, Fritz hat mich geschlagen! (weinend.)

Mutter.

Gib dich zufrieden, mein Sohn, ich will ihn wieder schlagen.

Eine verständigere Mutter würde so geantwortet haben. „Fritz hat Unrecht gethan, und wenn er fortfährt sich so aufzuführen: so wird er mir Kummer machen, und sich selbst viel Verdruß zuziehen. Du aber, mein Lieber, hast auch Unrecht, daß du gleich empfindlich wurdest. Man muß seinen Freunden etwas zu Gute halten. u. s. w. „

* * *

Ich habe oft gesehen, daß man von Kindern, denen man so eben die Ruthe gegeben hatte, verlangte, daß sie plötzlich aufhören sollten zu weinen. Andere giengen noch weiter; sie befahlen dem Kinde, das verhaßte Werkzeug seiner Schmerzen, die Ruthe, als seinen Freund, zu küssen, und das nannten sie wohl den Steif-

sinn

sinn des Kindes brechen, und dachten Wunder, wie gut sie ihre Sachen gemacht hätten.

Aber das Erste ist grausam, das Andere gar abscheulich. Das Weinen der Kinder bey körperlichen Schmerzen ist unwillkürliche Stimme der Natur, welche nur durch unbarmherzigen Zwang zum Schweigen gebracht werden kann. Und wie muß dem Kinde derjenige vorkommen, der diesen unnatürlichen Zwang ihm auflegen will? Als sein Vater? Als seine Mutter? — Nein, als sein Tyrann, als sein grausamer Zuchtmeister! Es muß sich wider ihn erbossen, und weil es seinen Zorn nicht äussern darf, um so viel rachgieriger in seinem Innern knirschen.

Und dann vollends das Küssen der Ruthe! Kann auch eine unmittelbarere Anweisung zur Falschheit, eine verabscheuungswürdigere Uebung des Zorns und der Bosheit erdacht werden? O Eltern, Eltern! Könnt ihr euch beklagen, wenn ihr die Früchte dieses Unterrichts, sobald das Kind stärker und unabhängiger wird geworden seyn, einst selbst einärnten müßt?

* * *

Nichts ist gewöhnlicher, und gleichwohl nichts schädlicher, als die Kinder zu necken, um sie erst in irgend einen Affekt zu setzen und sie nachher auszulachen, daß sie sich darein versetzen

setzen liessen. Hat das Kind z. E. eine Prezel, einen Apfel, oder sonst etwas ihm angenehmes in der Hand: so stellt man sich, als wollte man es ihm nehmen, und fängt es darüber an zu schreien, so lacht man ihm ins Gesicht, oder erzürnt sich wohl gar, und schickt sich an, es zu bestrafen.

Oder man erschreckt es auch wohl plötzlich, indem man ihm zuruft: da kömmt der Wolf, der Bär! u. s. w.

Oder das Kind will etwas haben; man ist auch gesonnen, es ihm zu geben, aber man stellt sich gleichwohl, um es erst zu necken, als wenn man es ihm abschlüge, und preßt ihm erst Thränen ab, um es nachher zu belachen.

Wie unbesonnen! Schon das, daß das Kind ohne Noth in Leidenschaft gesetzt wird, ist ihm nachtheilig; was wird ihm nun nicht erst die Bemerkung seyn, daß wir an seiner Unruhe uns ergötzen, darüber lachen, es darüber verspotten können? Es müste durch ein Wunder zugehen, wenn ein oft so genecktes Kind nicht im hohen Grade zornig, boshaft, und menschenfeindlich würde.

* * *

Das Kind stößt sich, oder fällt. Die Mutter oder Wärterin fährt auf, thut einen Schrey, und

und läuft, das Kind wieder aufzuheben. Nicht der Stoß oder der Fall, sondern dieses ängstliche Betragen der zuspringenden erwachsenen Person, woraus das Kind schließt, daß ihm ein grosses Unglück begegnet sey, ist die Ursache seines lauten Weinens. Schon Fehler genug, weil das Kind dadurch furchtsam und ängstlich gemacht wird; aber nichts gegen das nachherige unweise Betragen, welches gemeiniglich darauf zu folgen pflegt.

Anstatt, wie man sollte, kaltblütig zu sagen, du hast dich nicht in Acht genommen, stehe wieder auf; oder, welches in manchem Fall noch besser wäre, anstatt den Fall des Kindes gar nicht zu bemerken und sich ganz ruhig zu verhalten: geht man unverständiger Weise oft so weit, daß man, um nur das Weinen des Kindes zu stillen, die Schuld seiner eigenen Unvorsichtigkeit auf unschuldige Wesen, Hunde, Katzen, u. s. w. oder auf leblose Dinge, als auf den Tisch oder den Stuhl, woran das Kind sich gestossen hat, schiebt, diese bedräut, oder gar schlägt, oder welches noch abscheulicher ist, von dem Kinde selbst bedrohen und schlagen läßt. Welche Sittenlehre! — Nachher soll der Katechismus alles wieder gut machen, was wir an der menschlichen Natur selbst verdorben haben;

das Auswendiglernen eines Spruches von der Liebe soll tiefeingepflanzte Neigung zum Zorn und zur Rachbegierde vertilgen. Welche Foderung!

* * *

6.

Anführung zum Neide und zur Schadenfröhligkeit.

„Nimm nur gut ein, mein Sohn, so wirst du Morgen wieder besser seyn und die andern, welche nicht so gut eingenommen haben, werden noch lange krank bleiben und im Bette liegen müssen. Dann sollst du sie recht auslachen.„ Das Kind nahm ein, ward besser dem Leibe nach, aber desto kränker am Geist und Herzen, lachte am folgenden Tage die Andern aus und ward von der Zeit an ein liebloser Schadenfroh, der in dem Unglücke anderer Menschen eine Ursache zur Freude und in ihrem Glücke eine Ursache zum Mißvergnügen fand.

* * *

„Siehe, wie artig deine Schwester ist! — Nimm deinen Bruder zum Beyspiele, das ist noch ein wackeres Kind! Wie fleissig der immer seine Lekzion lernt! Der wird

auch

auch geschickt und von allen Menschen geliebt werden, wenn du ein Taugenichts seyn wirst, den niemand mag. — Siehe, wie Nachbars Gottlieb sein Kleid geschont hat! Das heisse ich mir ein artiges Kind! Ich wollte, daß der mein Sohn wäre, und daß du dem Nachbar gehörtest. u. s. w.„ Und was verspricht man sich durch das Vorhalten solcher demüthigenden Beyspiele? Schmeichelt man sich, dadurch in der Seele des Kindes eine Liebe zu demjenigen Guten anzufachen, welches man zu seiner Beschämung an Andern pries? Wer das glauben kann, der muß über die Entstehung unserer Neigungen wenig nachgedacht haben.

Neid, höchstens nacheifernden Ehrgeiz wird man bey ihm erwecken, und weiter nichts! Ein feiner Tausch! Dem Kinde für eine ihm natürliche Flatterhaftigkeit bey einem langweiligen Unterrichte, Scheelsucht und Haß gegen seine Gespielen, für eine unschuldige kindische Nachlässigkeit in der Schonung seiner Kleider, quälenden Ehrgeiz einzuflößen!

* * *

7.

Anleitung zur Niederträchtigkeit.

„Aus dem Jungen wird nichts; an dem ist Hopfen und Malz verloren! Der ist und

 bleibt

bleibt ein Taugenichts!„ — Der Junge hörte das so oft, biß er es selbst für wahr hielt, an der Möglichkeit seiner Besserung verzweifelte, und das ward, was man ihm täglich prophezeihet hatte.

Das unablässige Verweisen, das Ausschimpfen der Kinder und die öftere Beschämung derselben vor Andern, pflegen eben diese Wirkung zu haben.

* * *

8.

Einige Mittel den Kindern die Religion verhaßt und den Gedanken an Gott fürchterlich zu machen.

„Hörst du, Sophie, der liebe Gott schilt, daß du unartig gewesen bist!„ (indem es donnerte) Sophie, welche kurz vorher eine Tasse zerbrochen hatte, zitterte am ganzen Leibe, und zitterte nachher immer, so oft ein Gewitter kam. Wenn sie an Gott dachte, so dachte sie sich einen finstern hohläugigen Schultyrannen, mit dem Donner, statt der Ruthe, in der Hand, der über jedes unvorsetzliche Versehen ein entsetzliches Gepolter macht. Auch war sie ganz betroffen, da sie den Spruch hörte: du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen.

Auf eben diesen Erfolg zielen alle die fürchterlichen Schilderungen ab, welche man den Kindern von der strafenden Gerechtigkeit Gottes, in so fern sie sich durch willkührliche Strafen äussern soll, oder wohl gar von dem Zorn und der Rachbegierde des allgütigsten Wesens zu machen pflegt, um sie durch Furcht und Schrecken im Zaum zu halten, weil man zu ungeschickt ist, sie durch Liebe zu leiten.

* *
*

„Wo der Windfang nun wieder herumläuft! Willst du den Augenblick herein kommen, um den Abendsegen zu beten! rief eine unweise Mutter ihrem auf dem Hofe spielenden Sohne zu. Er kam; allein man sahe es ihm an, daß er bey sich selbst dachte: ich wollte, daß der, der den Abendsegen machte, sonst etwas gemacht hätte!

Hierher gehört der allgewöhnliche Fehler, die Kinder gewisse Gebetsformeln auswendig lernen zu lassen, die sie ohne Verstand und Empfindung des Morgens, des Abends und bey Tische mit sichtbarer Zerstreuung und Widerwillen hersagen müssen, indeß die Erwachsenen eben so zerstreut und nachlässig dabey stehen, auch wohl zwischendurch reden, oder lachen, oder das betende Kind, bey vorfallenden Fehlern ausschelten; ferner das gezwungene Aus-

wendiglernen des Catechismus, und das Schelten und Strafen beym Hersagen des Gelernten, wenn die Kinder Fehler des Gedächtnisses begehen u. s. w.

Daß alles dieses von Leuten geschieht, welche über die Folgen eines solchen Verfahrens nie nachgedacht haben und nicht nachdenken können, erweckt mein Mitleid. Aber wenn ich eben diesen Leichtsinn, eben diese verabscheuungswürdige Entweihung der Religion, eben diese muthwillige Entkräftung der heiligsten und wirksamsten Triebfeder zum Guten; auch in Häusern, auch in Gegenwart, auch auf Anordnung aufgeklärter, im Nachdenken geübter Hausväter und Hausmütter wahrnehmen muß: so empört sich jedesmal mein ganzes von Unwillen über sie und von Mitleid gegen ihre Kleinen erfülltes Herz, und wenn ich schweigen muß, so verräth eine schnellaufsteigende Röthe in meinem Gesichte die Gewalt, die ich mir anthun muß, um nicht in unzeitige Klagen und Vorwürfe auszubrechen.

Menschen, Christen oder Philosophen, laßt euren Kindern entweder gar nichts kund werden von der Religion, oder zeigt sie ihnen als das Ehrwürdigste, Heiligste und Erfreulichste, was unser Verstand und unser Herz nur immer umfassen können. Eine kalte, mit Widerwillen

willen untermengte Religion ist schlimmer, als gar keine.

* *
*

9.

Mittel, die Kinder furchtsam, schwach und ungeschickt zu machen, sich künftig selbst zu rathen.

„Wenn du nicht still liegst, so wird der schwarze Mann kommen. Hörst du? er pocht schon; thu geschwind die Augen zu und schlaf ein.„

„Wenn du aus der Thür gehst, so wird dich der Schorsteinfeger kriegen, der die kleinen Kinder wegträgt.„

„Geschwind falte die Hände und bete dein Gebet, sonst kömmt diese Nacht der schwarze Mann, der die Kinder auffrißt und trägt dich weg. So! Nun bete: Fürchte — Gott — liebes Kind u. s. w.„ Wenn das Gebet geheissen hätte: fürchte den schwarzen Mann, liebes Kind, so hätte die Vorbereitung der Mutter nicht zweckmässiger seyn können.

* *
*

Kinder, für welche man gar zu viel Vorsichtigkeit anwendet, werden viel später selbst vorsichtig und kommen daher auch viel leichter

und öfter zu Schaden, als andere, welche man früher sich selbst überließ und die man oft in die Lage setzte, daß sie sich selber rathen musten. Wozu doch die thörichte Sorgfalt, dem Kinde bey jedem Schritte, den es thut, bey jeder etwas freyen Bewegung seiner Glieder, bey jedem Versuche seiner Kräfte ängstlich zuzurufen: Falle nicht! Stosse dich nicht! Nimm dich in Acht, da kömmt ein Stein! Siehe! da ist ein Graben! u. s. w. Was muß die Folge davon seyn? Die, daß das Kind, für welches ohne Unterlaß eines Andern Augen wachen, eines Andern Ohren hören und die ganze Seele eines Andern auf der Schildwache steht, seine eigene Augen, seine eigene Ohren, seine eigene Seele zur Abwendung der ihm drohenden Gefahren nicht eher brauchen lernt, als biß es dem Leitbande seiner zu sorgfältigen Aufseher entwachsen, endlich nach und nach durch Schaden klug gemacht wird. Aber Mangel an körperlicher Geschicklichkeit, Trägheit und weibische Furchtsamkeit werden einem so bewachten Kinde zuverlässig sein ganzes Leben hindurch ankleben.

Ein Mann, dessen Namen jeder im Munde führt, so oft von Erziehung die Rede ist, und dessen bewundernswürdiges, mit der tiefsten und schärfsten Einsicht in die menschliche Natur geschriebenes Erziehungssystem, zwar von vielen

Tausen-

Tausenden gelesen, belächelt, oder angeschnarcht und als Schimäre verworfen, aber vielleicht kaum von Einem unter Tausenden so anhaltend, so reiflich, als es sollte, durchgedacht, verstanden und angewandt worden ist; mit einem Worte, der verkannte, beynahe schon halbvergessene, aber der spätesten Nachwelt gewiß ehrwürdige — Rousseau (Friede sey mit seiner abgeschiedenen Seele!) sagt mit Recht:

„Anstatt, daß ich aufmerksam seyn sollte, zu verhindern, daß sich Aemil nicht verletze: so würde ich vielmehr sehr verdrieslich seyn, wenn er sich niemals verletzte und daß er groß würde, ohne den Schmerz zu kennen. Leiden ist das erste, was er lernen muß, und was er am nöthigsten haben wird zu wissen. Es scheint, daß die Kinder nur deswegen klein und schwach sind, damit sie diese wichtigen Lehren ohne Gefahr fassen können. Wenn das Kind die Länge lang hinfällt, so wird es sich kein Bein brechen; wenn es sich mit einem Stocke schlägt, so wird es sich nicht den Arm entzwey schlagen; wenn es ein schneidend Eisen ergreift, so wird es solches nicht recht dicht fassen und sich nicht gar zu tief schneiden. Ich weiß nicht, daß man jemals ein Kind in der Freiheit sich hat tödten, verstümmeln, oder sonst ein beträchtli-

ches Uebel thun sehen, wofern man es nicht unvorsichtiger Weise auf hohe Oerter, oder allein an ein Feuer gesetzt, oder gefährliche Werkzeuge bey ihm in der Nähe gelassen, die es hat erreichen können. Was soll man von denen Vorrathshäusern von Maschinen sagen, die man um ein Kind herum versammlet, damit man es in allen Stücken wider den Schmerz bewafne, so daß es, wenn es groß geworden ist, seiner Willkühr, ohne Herzhaftigkeit und ohne Erfahrung ausgesetzt bleibt, daß es sich bey dem ersten Stiche für todt hält und in Ohnmacht sinkt, wenn es den ersten Tropfen von seinem Blute sieht. — Aemil wird weder Fallhut, noch Laufkörbe, noch Gängelwagen, noch Leitzaum haben, oder wenigstens wird man ihn, sobald er anfangen wird, einen Fuß vor den andern setzen zu können, nur auf gepflasterten Oertern halten und man wird ihn nur eilig darüber weggehen lassen. Anstatt daß man ihn in der vernutzten Luft eines Zimmers stecken läßt, führt man ihn täglich mitten auf eine Wiese. Daselbst mag er laufen, sich lustig machen, des Tages hundertmal fallen: desto besser; er wird viel eher wieder aufstehen lernen. Das Wohlseyn der Freyheit macht viel Wunden wieder gut. Mein Untergebener wird oftmals Beulen haben: dafür wird er aber auch stets

lustig

lustig seyn. Wenn eure nicht so viele haben, so wird ihnen stets widersprochen, so sind sie stets gefesselt, stets traurig. Ich zweifle, daß der Gewinnst auf ihrer Seite sey.„

* * *

10.

Anleitung zur Verspottung und Verläumdung Anderer.

„Siehe mal, Hänschen, wie dein Bruder aussieht! Wie er sich besudelt hat! Aetsche ihn aus: ätsch! ätsch!„

„Seht, wie der sich anstellt! Er fürchtet sich vor einem Löffel voll Medicin? Das kleine Wiegenkind! Lacht ihn aus: ha! ha! ha!„

Brauche ich etwas hinzuzusetzen?

* * *

„Es ist ein verzweifelter Junge! So wie jemand herkömmt, der nur das geringste Sonderbare an sich hat, gleich kann er es ihm nachmachen; und das so natürlich! — Du, Philipp, wie redete der kleine dicke Mann, der gestern hier war?„ Philipp

lipp hatte dieses Lob seines Vaters mit halbem Ohre aufgefangen und beeiferte sich um so viel mehr, es zu verdienen. Er ahmte dem kleinen dicken Mann, wovon die Rede war, und der etwas durch die Nase geredet hatte, durch Mienen, Stellung, Sprache und Gang so vollkommen nach, daß die ganze Gesellschaft gestand: es wäre, um sich bucklicht zu lachen! Ich für mein Theil, der ich schon die ganze künftige Lieblosigkeit des Knaben im Verspotten und Verläumden, wozu er durch diesen Beyfall ermuntert wurde, vor Augen hatte, dachte: es wäre, um sich krank zu weinen!

* *
*

11.

Miscellanfehler.

„Wenn du heute recht gehorsam bist: so will ich dir morgen auch recht was Schönes auf dem Jahrmarkte kaufen.„ Wenn? Also ist der Gehorsam etwas, welches auch unterbleiben kann? Welches der Willkühr des Kindes überlassen ist? Warum die Eltern mit den Kindern erst ordentlich handeln müssen? — Werden sie auf diese Weise je gewohnt werden, ihren Eltern und Vorgesetzten gern und freudig

zu

zu gehorchen? Sie werden vielmehr gewöhnt werden, die Last des Gehorsams nur in dem Fall zu tragen, wenn ihnen die dafür versprochene Belohnung der Mühe werth scheint, und sie abzuschütteln, so bald diese Belohnung keinen Reiz für sie hat.

* * *

„Lotte, thu das nicht, sonst schilt der Vater! Thu das nicht, sonst werde ich böse werden!„ Also in der Sache selbst ist nichts Böses; aber um der bösen Eltern willen, welche sich erzürnen und schelten, wenn ichs thue, muß ich sie schon unterlassen. — Wenn dieses Urtheil in der Seele des Kindes nicht entwickelt wird: so ist es wenigstens nicht eure Schuld; ihr habts ihm nahe genug gelegt. Aber schon schlimm genug, wenn's auch nur als dunkles Gefühl tief im Hintergrunde der jungen Seele liegt. Es wird alda, wie ein eingewickeltes Samenkörnchen im Kurzen Wurzel fassen und Früchte tragen zu seiner Zeit, wovor ihr erschrecken werdet.

* * *

„Komm, bitte deinem Vater ab; sage, ich will's nicht mehr thun: so wird er wieder gut

gut werden." Unweise Mütter, seht ihr nicht, welche Gestalt ihr und eure Gatten dadurch in den Augen eurer Kinder nothwendig gewinnen müßt? Nicht, was die Folge davon seyn wird? Das Kind wird euch, als schwache Unterhändler, verachten, eure Gatten aber, als eigensinnige, furchtbare Tirannen, fürchten und verabscheuen lernen. Das Böse wird ihm nur in so fern böse vorkommen, als ihr es erfahren und zornig darüber werden könnt; nicht aber, wenn es Mittel weiß, es vor euch verborgen zu halten. — Bey den Worten: ich will's nicht mehr thun, ist es weit entfernt, sich wirklich vorzusetzen, das Begangene nicht wieder zu begehen; es sagt sie bloß, weil es erfahren hat, daß sie der Talisman sind, wodurch euer Zorn kann gebändiget werden. Es wird sie daher künftig des Tages hundertmal wiederholen und hundertmal das Nämliche thun; und euch im Herzen verlachen, daß ihr schwach genug seyd, euch mit so leichter Münze bezahlen zu lassen.

* * *

Ich habe schon einmal anzumerken Gelegenheit gehabt, daß man die Kinder bald für dümmer, bald für verständiger hält, als sie

wirklich sind. Ein Fehler der ersten Art ist der, daß Eltern und Erzieher sich zuweilen in Gegenwart des Kindes über ihr Verfahren gegen dasselbe, seine Erziehung betreffend, zu unterreden, wohl gar einander zu tadeln und mit einander zu streiten pflegen. „Der Junge hat gewiß ein gutes Herz, sagte eine Mutter von ihrem vierjährigen Knaben, der dabey stand, wenn ich ihn durch nichts zwingen kann, so brauche ich nur zu sagen, daß ich sterben will; gleich fängt er an zu weinen, und ich kann von ihm erhalten, was ich will.„ Ich bin versichert, daß von der Zeit an, dieses schon an sich thörichte Mittel entweder gar nicht mehr angeschlagen habe, oder wenn es noch ferner anzuschlagen schien, daß nichts, als Ehrgeiz, den Jungen bewegte, bey der Drohung: ich will sterben! in verstellte Thränen auszubrechen, weil er erwartete, daß ihm das bey nächster Gelegenheit wiederum das Lob eines guten Herzens zuziehen würde. Verständigere Eltern und Erzieher pflegen sich dergleichen, besonders wenn Einer des Andern Verfahren tadelt, in einer dem Kinde noch unbekannten Sprache zu sagen: allein auch das ist nicht sicher genug; denn die Kinder sind scharfsichtige Physiognomisten und verstehen die Augen- und Mienensprache besser, als wir Andern.

Sprecht

Sprecht bey interessanten Gelegenheiten von Dingen, welche sie angehen, was für eine Sprache ihr wollt; und seyd versichert, daß sie — zwar nicht den Sinn eines jeden einzelnen Worts, aber doch den Hauptinhalt eurer Rede, besonders wenn irgend ein Affect hineinfliest, gewiß verstehen werden.

5.

Das Grab Emanuels von D**;

von

Brückner

Prediger zu Großen Vielen im Meklenburgischen.

Vorbericht.

Nachstehender kleiner Aufsatz war schon vor einigen Jahren durch eine besondere Gelegenheit veranlast worden, und würde vielleicht, ohne jemals bekannt geworden zu seyn, das Schicksal der meisten Gelegenheitsschriften erfahren haben, wenn er mir nicht zufälliger Weise in die Hände gefallen wäre. Ich schmeichle mir aber, nicht geirrt zu haben, indem ich ihn der Aufmerksamkeit des Publikums und der Aufbewahrung würdig hielt. Wenigstens würde der Irrthum, falls es dennoch einer seyn sollte, überaus menschlich und verzeihlich seyn. Denn ich fand in dieser kleinen Schrift, ohne mit dem Verfasser derselben vorher bekannt gewesen zu seyn, eine für mich auffallende Uebereinstimmung mit meinen eigenen Erziehungsgrundsätzen, deren einige, wie z. B. der von der Schädlichkeit der Erregung des Ehrtriebes, von den Grundsätzen anderer Erzieher abweichen. Es war also natürlich, daß ich eine Schrift, aus der mir so manche meiner eigenen Lieblingsideen so unvermuthet entgegen sprang, mit Beyfall

las, und dabey dem Wunsche nachhing, daß sie auch von Andern mit eben dem Beyfalle mögte gelesen werden.

Der Verfasser, dem ich diesen Wunsch anzeigte, ließ sich bereitwillig finden, mir seine Vaterrechte darauf abzutreten; und so schicke ich dann dieses angenommene Kind, mit den leiblichen Kinder meiner Seele zugleich in die Welt, sicher, daß man sie, entweder mit gleicher nachsichtsvollen Güte aufnehmen, oder mit gleicher Misbilligung abweisen werde.

Der Herausgeber.

Der

Das Grab Emanuels von D**.

Reinmar.

Dies ist das liebe Grab, wo ich oft verweile! Sieh dieses redende Denkmal! Hier hab ich manchen seligen Sommerabend in stillen Thränen verweint!

Burchart.

Emanuel von D**? Und dies sein Bild? — In seinem Antliz wohnt das holde Lächeln der Liebe. Ein seelenvolles Bild!

Reinmar.

Dies war der Mann, zum Freund und Lehrer der Kinder gebohren!

Burchart.

Heiter schaut er herab auf die Kinder; ach! die kleinen Bilder! Wie sie weinen, als lebten sie!

Reinmar.

So sah ich ihn oft, wenn er stand und Lieb' und Weisheit von seinen Lippen floß!

 Ein

Ein liebenswürdiger Kreis kleiner Kinder Gottes um ihn; er redete, sie weinten.

Burchart.

Jezt, Freund, jezt halte mir Wort. Du hast von ihm gelernt; nun lehre mich wieder. Meine Kinder sollen dirs ewig danken.

Reinmar.

Je früher, je besser! Dies war das erste Gesetz seiner Erziehungskunst.

Burchart.

Je früher? Kann das gedeien, was der Natur voreilt? Bedürfen Leib und Seele nicht Freyheit und Ruhe, zu wachsen bis zur Fülle der Kraft?

Reinmar.

Lieber, verstehst ihn unrecht. Nicht, je früher gelehrt und fein und verschlagen, sondern, je früher gut, je besser, war die Meynung des Weisen. Schon das lallende Kind must' ihn lieben, schon lallend Gehorsam lernen.

Burchart.

Ja selig, wenn das gelingt! Des Kindes erste Gefühle beherrschen das Leben des Mannes.

Reinmar.

Ihm gelang es. Er spielt' oft selbst mit seinen Kindern, doch jedesmal nur kurze Zeit.

Burchart.

Warum nur kurze Zeit?

Reinmar.

Die Augenblicke, sprach er, die mein Kind auf meinem Arm geniesset, müssen die allerseligsten seiner Kindheit seyn. Frölicher muß es bey mir, denn bey Andern seyn. Drum kurze Zeit bey mir, daß es meiner niemals satt werde.

Burchart.

Aber wie lehrt' er das Kind Gehorsam, ohne es zu betrüben auf seinem Arm?

Reinmar.

Jezt spielte das Kind mit Bildern. Er nahm ihm die Bilder, und schnell es zu trösten, bracht' er ihm andere Freuden; gab ihm Blumen und Bänder, oder zeigt' ihm die Pracht der Morgensonne.

Burchart.

Aber doch wird es zu Zeiten geweint haben?

Reinmar.

Ja, er ließ es zuweilen auch ohne Trost, und bedräut' es mit strengem Ernste. Aber Kinder sind leicht zu versöhnen. Hatt' es überwunden, so wust' er desto herrlicher dann das kleine Herz zu ergötzen. Strenge und Ernst macht Liebe verehrungswürdig.

Burchart.

Aber der frühe Zwang schlägt nieder.

Reinmar.

Der spätere thut's; der frühere nicht. Duldest du, sprach Emanuel einst, duldest du an dem Kinde, daß es deinem Willen zuwider lalle, und mit lautem Geschrey dem Vater befehlen darf; siehe, so ist die Zucht des Knaben zu spät! Gewöhnt zu gebieten, ist die Zucht ihm verhaßt und der Vater ein Schrecken. Thörichter Vater, der dann noch klagt, der dann erstaunet, wenn im Herzen des Knaben Tück und Eigensinn wüthen, oder der Muth ihm entfällt. Das Kind vergißt noch immer wieder des Zwanges Unlust, giebt nach und freut sich schon wieder, so bald der Vater lächelt.

Burchart.

Dieß frommte doch wohl nur bey sanften Gemüthern.

Reinmar.

Bey feurigen wahrlich noch mehr. Das Feuer der Natur ist nicht zu dämpfen! Läst man ihm anfangs Luft, so nimmt es überhand, und dann ists zu spät, mit dem Schwerdte drein zu schlagen. Mit Kummer sprach er einst zu mir: wie viele Väter wissen der Kinder Geist nicht anders mit Feuer und Muth zu beleben, als daß in allen Dingen das Kind seinen Willen habe! Es ist ein Kind, so heist es, gebt ihm nach; thut seinen Willen, daß es nicht weine. — Es ist ein Kind, so sollte man sagen, es ist ein Kind, drum gebt nicht nach! Das Kind ist noch zu zwingen, minder schon der Knabe, noch minder der Jüngling.

Burchart.

Ich gedenke dabey der Worte: werdet wie die Kinder!

Reinmar.

Die waren sein Wahlspruch. — Immer fröhlich, war sein zweytes Gesetz. Ein frohes Herz ist folgsam. So gut es möglich ist auf einer Erde, die je zuweilen auch mit Thränen will benetzet seyn, sey immer geschäftig, immer schwatzend, immer lachend und heiter das Kind. Denn Tugend und Weisheit lächeln. In heitern Frühlingstagen beblümt sich die Erde. —

Oft drückten ihn schwere Sorgen, doch war er für seine Kinder stets lachend und heiter.

Burchart.

Ein weiser Vater! wahrlich, ein grosser Mann!

Reinmar.

Wenigstens ein guter! Den Reiz der schönen Natur sie empfinden zu lehren, war ihm ein Hauptgeschäft. Wenn die Dämmerung den Himmel röthete, oder der volle Mond durch fliegende Wolken glänzte und am Himmel die Sterne Gottes prangten, stand er, sein Kind auf dem Arm, und flößte die Wonne seiner eigenen Seele dem Kinde ein. Soll Gottes Freude dein Kind und Gott die Freude des Kindes werden, sprach er einmal, so lehr es beten an rieselnder Quelle, im Blumengarten, in duftenden Wiesen, im säuselnden Hain.

Burchart.

Nie sag ich wieder, daß Pflichten der Väter traurige Lasten sind! Allein wie lehrt' er die Kinder beten?

Reinmar.

Der liebe Vater im Himmel! Dies war der erste Gedanke, den das stammelnde Kind von seinem Schöpfer dachte. Er hat die Blumen

men gemacht, die schöne Quelle, den Mond und die Sonne. Dies sagt' er oft dem Kinde, und siehe, dann redten Liebe und Ehrfurcht, dann redten Geist und Entzücken aus ihm. Der liebe Vater im Himmel hat dich mir gegeben. Dich, mein Kind, mir, mich dir; und Thränen der Vaterfreude flossen von seinen Wangen.

Burchart.

O Gott, wer so dich kennen lernt, wie sollt' er dich nicht lieben?

Reinmar.

Gott sieht uns! Gott hört uns! Gott liebt uns! Dies hörte vom Vater das Kind, und stammelts ihm nach; es sah den Vater sich freun und freute sich mit. Dann betet' er laut zu Gott mit Worten, die das Kind verstund. Nicht lange, so wollte das Kind selbst mit ihm beten und lallte freudig einige Worte nach. Dies war sein tägliches Labsal nach der Last der Geschäfte.

Burchart.

Wurden die Kinder des nie müde?

Reinmar.

Nur eine Minute redt' er von Gott, und desto himmlischer war die Minute. Knaben

aber habe ich ihn oft stundenlang in süssen Gesprächen fesseln gesehen.

Burchart.

Nun? Durch welche Kunst verkürzt' er die Stunden?

Reinmar.

Unerschöpflich war er an rührenden Erzählungen. Durch diese führt' er sie in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens; ließ sie dann selber richten, rathen, prüfen, entscheiden, und ihr Verstand ward hell, ihr Herz ward groß. In liebenswürdigen Mustern ließ er sie jegliche Tugend lieben, in hassenswerthen Exempeln jegliches Laster hassen. Mit Gemählden voll Reiz und Natur belebt' er dann die Geschichten. Und blos zu diesem heiligen Zwecke besoldete er einen geschickten Maler. Auch wust' er, wenn er jetzt selbst die Spiele der Kinder beseelte, die Spiele zu Zeiten unvermerkt in ein lehrendes Schauspiel zu verwandeln und kleine Begebenheiten hineinzuweben. Zu wenig, sprach er oft, zu wenig nützen wir zur Erziehung die Musen. Der Jugend gewidmet ist der Dichter, der Maler, der Schauspieler und der Tonkünstler unentbehrlich und eben so groß, wie der Schriftgelehrte.

Burchart.

Wie sollte die Muse der Bühne den Kindern nützen?

Reinmar.

Er trug sich mit dem Begrif einer hohen Schule, die ihren Maler, ihre Bühn' und eigne Schauspieler hätte, täglich die Tugend mit edlem Vergnügen zu lehren. Aber man müste erst Dichter für sie von oben herab erbitten! Geist und Geschmack, und Tugend und Welt, wie sie selten vereint sind, müsten sie da seyn. Zu Zeiten musten die Kinder selbst rührende Spiele spielen; Herz und Verstand gewannen dabey und ihr äusseres Wesen wurde Leben und Zucht. *)

Bur-

*) Wurde fein und hofmännisch, will der Verfasser sagen; und darin haben die Vertheidiger solcher theatralischen Uebungen Recht. Aber auch ihr Herz soll dabey gewonnen haben? Soll nicht seyn vergiftet worden durch das Händeklatschen und Schmeicheln thörichter Lobpreiser welche zugegen waren? Soll keine Fertigkeit dadurch erlangt haben, Empfindungen zu äussern, die es nicht hatte etwas zu scheinen was es nicht war? Soll, wenn ihm die Rolle eines fehlerhaften Karakters zu Theil ward, keine der häßlichen Falten, in die es sich beym Spiele legen muste, behalten haben? Das hoffe mir dir, treflicher Reinmar, wer da kann; ich kann es nicht. d. H.

Burchart.

Was hielt er denn vom Geist der Ehrbegierde.

Reinmar.

Die Ehre nach der Mode, so sprach er, die muß mit nichten der Geist der Erziehung seyn. Jedes Herz hat Stolz; es frommet nicht ihn zu erwecken.

Burchart.

Aber das edle Gefühl für wahre Ehre —

Reinmar.

Ist dies, daß man brennend wünscht, von Menschen geliebt, nicht das: von Menschen bewundert zu werden. Liebe belohnt süsser, als Ruhm, dem der Stolz und der Neid folgt. Spornen Sie, sprach er zu mir, die jungen Seelen an, des Vaters, der Mutter, aller Menschen Liebe sich zu verdienen. Den lieben wir gewiß, von dem wir geliebt seyn wollen. Gut seyn, um geehrt zu seyn, ist keine Ehre. Warum erröthete sonst die Ehrbegierde, wenn sie entdeckt wird? Demuth nährt alle Tugenden und macht sie liebenswürdig. Drum Ordnung und Geschmack in der Kinder Kleidung, niemals Pracht; keine Herrschaft, keine träge Bequemlichkeit, oder sonst eine Thorheit, so vornehm sie sey, werde den Kindern verstattet.

Burchart.

Wahrlich richtig gedacht! — Straft' er nicht auch zu Zeiten?

Reinmar.

Ja, und streng, nach dem Maaße der Sünde. Dem Kinde, das gefehlt, entzog er sich; war Freud' und Lächeln den Andern, Ernst und Kummer diesem. Sobald es Anfang zur Besserung zeigte, vergab er: dann durft' es seines Unterrichts wieder geniessen und seiner lehrenden Spiele. Aber der vorigen Liebe Lächeln must' es erst durch Fleiß und gute Thaten verdienen.

Burchart.

Durch gute Thaten? Ein Kind?

Reinmar.

Ja, täglich sannen wir darauf, den Kindern Gelegenheiten zur Uebung mancher Tugend zu geben. Sie wurden dabey sich selbst überlassen. Nüzten sie sie, so war der Tag für sie ein Fest der Freude; wo nicht, so traurten wir. Wie wachsam wurden sie dann! Am meisten beseelte sie des Vaters tägliches Beyspiel — der Eltern gröste Wohlthat an ihren Kindern, die Seele guter Erziehung! —

Burchart.

Freund, welcher Engel hat dich geleitet, um diesem Freunde Gottes zu dienen? In solchem grossen Werke zu dienen?

Reinmar.

Er wählte mich zum Lehrer seiner Kinder, doch: nicht, wie viele Väter thun, ohne mein Herz, ohne meine Sitten und mein Geschick zu kennen. Längst kannt' er mich, längst hatt' er mich ersehen und schon durch viele Güte mein ganzes Herz gewonnen. Einen fröhlichen Sommer lang war ich bereits in dem glücklichen Hause, war des Vaters bester Freund, um seine Weise zu sehn, die Kinder zu kennen, ihr Herz zu gewinnen und den ganzen Plan der Erziehung zu fassen. Dann wurden meinen Händen die Kinder anvertraut.

Burchart.

Den Plan, den wünscht ich zu sehen.

Reinmar.

Du sollst ihn sehen auf meinem Zimmer, selbst von der lieben Hand, die hier verweset, geschrieben. Leicht und froh muß alles erlernt, und alles Erlernte fürs Herz und für des Lebens Glück genutzet werden. Dies war das Hauptgesetz des Unterrichts. Er

wandte grosse Kosten auf seinen Plan und lächelte bey dem verkehrten Urtheil der Welt.

Burchart.

Gewiß mit dem Lächeln, das hier sein Bild zeigt. Grosse Seele! wie glücklich must du seyn!

Reinmar.

Auch seine Kinder sinds wahrlich hier und dort!

Burchart.

Ueberließ er dann dir die Kinder allein?

Reinmar.

Mit nichten! Der Vater blieb noch Vater. Oft kam er seine Kinder und ihren Lehrer zu hören und beyder Fleiß zu beleben. Jede Muße war seinen Kindern geweiht. Oefters sammlet' er noch sein frölich es Völkchen in der Sommerlaube, oder vor seinem Bilderschrank; da redt' er Lieb' und Erfahrung; da entlockt' er den Kindern, Gott und der Tugend zur Ehre, Freudenthränen! Der Tag scheint mir verlören, sprach er, an dem ich meine Kinder nicht gerührt gesehen habe. Oft lud er mich zum vertrauten Spaziergang in warmer Abendluft; wir waren allein: dann lobt' oder tadelt' er mich väterlich, und ich dankt' ihm kindlich.

Burchart.

Und das war ein Edelmann?

Reinmar.

Höre noch mehr. Mich stets zu ermuntern, mich stets zu belohnen, war er unerschöpflich reich an Erfindung. Und, Freund, so wahr Emanuel selig ist! mir wäre mein Blut, mein Leben, mein Alles nie zu theuer gewesen für ihn und seine Kinder.

Burchart.

Ja, sowahr Emanuel selig ist! dächten viele, wie er, so dächten auch viele, wie du.

Reinmar.

In jenem Pallast, Freund, da bin ich unaussprechlich glücklich gewesen! Nie vergeß ich der seligen Tage. Beflügelt entflohen sie! Die mir vertrauten Engel wuchsen an Weisheit und Tugend und Freude; des besten Vaters immer würdiger, immer ähnlicher ihm, nun die Ehre seiner heiligen Asche! Er starb! Um sein Bette standen die edlen Frauen und Männer, seine Kinder. Nah dem Tode — zu sprechen matt — da redte sein Auge zu ihnen noch mit jenen Blicken der innigen Vaterliebe, die so oft ihren Muth zur Tugend beseelt hatten. Alles schwieg, weinte, zitterte. Es ist vollbracht! Dieß wars, was ich dacht' und empfand. Jetzt faßt' er die lezten Kräfte zu-

sam-

sammen: mein Haupt ist grau! aber von euch zu scheiden — sprach er und weinte — von euch zu scheiden — würde mein Ende — mir verbittern — wo Einen von euch ich dort zu vermissen — sein Herz brach!

Burchart.

Heiliger Todte, warst du bekümmert, o Gott! was soll aus andern Vätern werden?

Reinmar.

Auch seiner Unterthanen Kinder beweinten in ihm einen Vater. Oft kam er in die Schule des Dorfs und erfüllte sie mit Fleiß und Freude. Da lehrte, da fragte er selber. Sein Ernst und seine Liebe durchdrang der Kinder Herz. Er lehrte sie Gefühle der Menschlichkeit. Er führt' in die Schule den Geist der Freud' und der Liebe ein, und verscheuchte den finstern Ernst, der oft das Wort der Liebe Gottes Kindern zum Greuel macht. Die Schule war auch mit lehrreichen Bildern geziert. Strenge war er gegen böse Väter, die ihrer Kinder Seelen versäumten. Was nicht zu bessern war, muste wie räudig aus der Gemeinde weichen. Oft ging er selbst in die Hütten und forschte nach ihrer Zucht, und nach dem Verhalten der Kinder. Als käm' ein Engel des Friedens, so ward er in frommen Hütten empfangen; als käm' ein Todes-

engel, im Hause des Bösen. Mit Freuden dient' ich ihm auch in diesem Geschäfte. Er wachte mit edlem Ernst über die Feyer der Feyertage.

Burchart.

So hielt er Menschen für Menschen? Schrecklich ists, daß diese Tugend so selten ist.

Reinmar.

Hier sind auch in der That in den Hütten Menschen. Nach zwanzig Sommern sah der Selige schon die Früchte seines Fleisses. Schon ward sein kleines Gebiet immer gesitteter, friedlicher, edler; schon war sein Leben ruhiger, frölicher, süsser. Und glücklich ist sein Sohn! Ihm dienen Menschen! Ihm dienen Christen!

6.

Ueber das schädliche

Frühwissen und Vielwissen

der Kinder.

Clamosus iuuenem pater excitat: ceras
Scribe, puer; vigila, — perlege rubras
Maiorum leges! — — —
Talibus instantem monitis quemcumque parentum
Sic possum affari: *dic, o vanissime, quis te*
Festinare iubet?

Iuven.

Ueber das schädliche
Frühwissen und Vielwissen
der Kinder.

Man tadelt heutiges Tages verschiedentlich an der Erziehung unserer Voreltern, daß man dazumal den intellektuellen Theil der Kinderseelen zu sehr vernachläßiget, nur die körperlichen Kräfte und das rohe thierische Empfindungsvermögen derselben, höchstens nur ihr Gedächtniß, durch Uebungen gestärkt habe. Dieser Vorwurf mag gegründet seyn. Aber sollten durch die gegenwärtige Vermeidung dieses Fehlers der Menschheit wirklich Vorzüge im Ganzen zugewachsen seyn?

Es ist eine arge Folge der immer regen Wirksamkeit des edlen Haupttriebes unserer Seele — des Triebes zum Fortschreiten — daß wir niemals lange auf der goldnen Mittelstrasse verweilen können, sondern immer von einem Aeussersten zu dem Andern hinüber schweifen. So geht es uns in allen unsern Bestrebungen; und so auch bey der Erzie-

hung. Sonst ließ man die Kinder bis ins zehnte oder zwölfte Jahr aufwachsen, als wenn sie gar keine Seele hätten, welche gebildet zu werden verdiene: jetzt scheint man zu vergessen, daß sie einen Körper haben, und fängt nach und nach an, sie als blosse Seelen zu behandeln. Man will, daß die Kultur, und zwar die gelehrte Kultur, ihres Verstandes und ihres Herzens, wie man's nennt, schon in der Wiege angefangen werde; und man kultivirt so lange und so fleißig, daß der Boden endlich in feinen und trocknen Staub zerfällt, aus dem die fruchttreibenden Kräfte alle verschwunden sind.

Wenn ich die Folgen dieser unseligen übertriebenen Kultur erwäge; wenn ich die Menschen, so wie sie jetzt sind (mich selbst nicht ausgeschlossen) mit den rauheren aber auch kraftvolleren Menschen der Vorwelt vergleiche: so kömmt es mir immer vor, als wenn die Kunst ein Geschlecht von Löwen in ein Geschlecht von Füchsen verwandelt hätte, und nun gar eine Familie schwacher und possirlicher Eichhörnchen daraus zu machen dächte. Diese Vergleichung ist beleidigend; aber sie ist zum Unglücke noch mehr, sie ist auch — treffend!

Es ist ein Jammer, einen Knaben von denen zu sehen, die auf diese neueste Manier gebil-

bildet werden. Man glaubt, entweder den blossen Schatten ehemaliger Kinder, oder alte Zwerge in ihnen zu erblicken. Ihr matter Blick, ihre bleiche Gesichtsfarbe, ihre, dem Schein nach, bescheidene, im Grunde aber um Blicke und Beyfall der Anwesenden buhlende eitle Stellung, die nach den genausten Regeln des sogenannten Wohlstandes abgemessen ist; kurz, ihr ganzes unkindisches und altkluges äusserliches Betragen, sagt dem klugen Beobachter, noch ehe sie den Mund aufthun, schon zum voraus, daß jede ursprüngliche Naturkraft in ihnen gelähmt, und ihr ganzes Wesen mit frühreifen, für ihr Alter durchaus unnützen Schulkenntnissen und mit unermeßlichen Ansprüchen ausgestopft sey. Und wenn man's ihnen auch nicht gleich auf den ersten Blick ansehen könnte, wie sehr sie durch eine mißverstandene gelehrte Erziehung schon verwahrloset sind: so liegt der Eitelkeit des Hofmeisters, oder der Eltern, viel zu viel daran, die Künste des kleinen unglücklichen Affen bewundern zu lassen, als daß der Zuschauer lange in Ungewißheit darüber gelassen würde. Man rühmt uns, (um das junge Schlachtopfer der Eitelkeit seiner Eltern noch mehr zum Fleisse zu reizen, aber auch es in eben dem Maasse noch mehr aufzublasen) jede seiner erlangten Fertigkeiten, und läßt ihn sorgfältig von jeder

eine glänzende Probe geben. Will dann der gescheide Zuschauer nicht das Schicksal des Wolfs in der Fabel haben, der die häßlichen jungen Affen häßlich fand, und darüber jämmerlich zerkrazt ward: so muß er es wie der heuchlerische Fuchs machen, und über diese Karrikaturen mißgebildeter Menschheit, über die man weinen möchte, in Verwunderung und Entzücken gerathen. Dann zahlt man ihm mit gleicher Münze; findet, daß er ein geschickter, ein treflicher Mann sey, und füllt seinen Magen reichlich. —

Man hat von allerley neuerfundenen Erleichterungen des Unterrichts gehört: man hat vernommen, wie viel durch dergleichen erleichternde Methoden bey diesem und jenem Kinde ausgerichtet worden sey. Man wünscht das Nemliche bey seinen eigenen Kindern zu leisten, ohne die nemlichen erleichternden Mittel anwenden zu können, (weil man sie nicht kennt) oder anwenden zu wollen, weil der Gebrauch derselben für den Lehrer in eben dem Maasse mühseliger ist, in welchem die Mühseligkeiten der Kinder dadurch erleichtert worden sind. Man hat also hie und da angefangen mit Gewalt aus den Kindern zu erzwingen, was man durch Geschicklichkeit aus ihnen herauszulocken entweder nicht recht verstand,

oder

oder nicht Lust hatte; die Lehrzimmer wurden in Treibhäuser verwandelt, um den jungen Menschenpflanzen diejenigen Früchte, deren Wachsthum durch eine sorgfältige Wartung nur befördert werden sollte, durch unnatürliche, treibende Mittel gewaltsam abzupressen; und so ist es dann dahin gekommen, daß viele Kinder jezt vielleicht noch ärger, als vor Zeiten, nur auf eine etwas veränderte, und wenn man will, etwas verfeinerte Weise, gequält und ausgemergelt werden.

Bey den vielfältigen Gelegenheiten, die ich seit einiger Zeit gehabt habe, über das häusliche und öffentliche Erziehungswesen Beobachtungen anzustellen, habe ich diese traurige Bemerkung nur schon gar zu oft gemacht, und mich nicht selten genöthiget gesehen, die triumphirende Miene frohlockender Hauslehrer und Eltern durch ein mitleidiges Kopfschütteln niederzuschlagen. Aber ich habe es immer äusserst schwer gefunden, diejenigen, denen es einmal gelungen war, ihre Kinder zum Parademachen abzurichten, von der Schädlichkeit ihres Verfahrens zu überzeugen, weil es gar zu süß ist, in seinen Kindern oder Zöglingen sich selbst vergöttert zu sehen.

Um so vielmehr aber habe ich mich gedrungen gefühlt, die mir unausbleiblich scheinenden trau=

traurigen Folgen des frühen und überhäuften Lernens der Kinder einmal öffentlich in demjenigen abschreckenden Lichte darzustellen, in welchem sie sich mir, sowohl beym Nachdenken, als auch bey wirklicher Beobachtung, nun schon so oftmals dargeboten haben. Mancher wird diese Beschreibung vielleicht in manchem Punkte hyperbolisch finden, um in seinen und anderer Augen entschuldiget zu seyn, wenn er sich nicht dadurch abschrecken läßt. Mir hingegen kömmt sie, nach oft wiederholtem Nachdenken, und bey fortgesezten Beobachtungen, als die nackteste und schlichteste Geschichtswahrheit vor.

Als Einleitung und gleichsam als Text zu der nachfolgenden Abhandlung, schicke ich eine Stelle aus Rousseau's Aemil voran; einem Buche, welches man in gewisser Betrachtung die Bibel der Erziehungslehre nennen möchte, so unerschöpflich und so mannigfaltig ist der darinn enthaltene Schatz von fruchtbaren, oft nur halb entwickelten, oft ohne alle Entwickelung hingeworfenen wahren und grossen Ideen, in welchen ein nachdenkender Verstand Stoff zu stundenlangen Betrachtungen findet. Die besagte Stelle ist folgende:

„Werde ich hier die gröste, die wichtigste, die nüzlichste Regel der ganzen Erziehung vortragen

gen dürfen? Sie ist nicht, daß man Zeit gewinne, sondern daß man sie zu verlieren suche. Gemeine Leser, verzeihet mir meine unerhörten wunderbaren Meynungen; man muß dergleichen haben, wenn man nachdenket, und was ihr auch sagen möget, so will ich doch lieber ein Mensch mit wunderbaren Meynungen, als ein Mensch mit Vorurtheilen seyn. — Wenn das Kind auf einmal von der Mutter Brust in das vernünftige Alter spränge: so könnte die Erziehung, die man ihnen gibt, sich für sie schicken; nach dem natürlichen Fortgange aber müssen sie eine ganz andere haben. Sie müßten so lange mit ihrer Seele gar nichts thun, *) biß sie alle ihre Kräfte hätte. Denn es ist unmöglich, daß sie die Fackel wahrnehme, die man ihr vorhält, so lange sie blind ist, und daß sie auf der unermeßlichen Ebene von Ideen einem Wege folge,

*) Rousseau will sagen: es müsten in jedem Alter des Kindes nur grade so viel Seelenkräfte beschäftiget werden, als sich bey ihm wirklich schon in einem gewissen Grade entwickelt haben. Man müste es also so lange bloß empfinden lassen, als die Seele desselben nur noch blosse Empfindungskraft ist, und zu seiner Vernunft erst dann zu reden anfangen, wenn die Vernunftfähigkeit desselben schon zu einiger Reife gekommen ist.

ge, den die Vernunft nur noch so leicht und obenhin für die besten Augen gezeichnet hat.„

„Die erste Erziehung soll also blos verneinend seyn. Sie besteht nicht darin, daß man Tugend und Wahrheit lehre, sondern daß man das Herz vor dem Laster, den Verstand vor dem Irrthume verwahre. Wenn ihr nichts thun und nichts thun lassen könntet, wenn ihr euren Untergebenen gesund und stark bis ins zwölfte Jahr seines Alters führen könntet, ohne daß er zu unterscheiden wüste, was rechts oder links wäre: so würden sich die Augen seines Verständnisses und seiner Vernunft, gleich bey euren ersten Lehren öfnen; ohne Vorurtheil, ohne Gewohnheit würde er nichts in sich haben, was der Wirkung eurer Sorgfalt zuwider seyn könnte. Er würde bald unter euren Händen der allweiseste Mensch werden, und ihr würdet, da ihr mit Nichtsthun angefangen, ein Wunder von Erziehung gethan haben.„

„Thut das Gegentheil von dem was gebräuchlich ist, und ihr werdet fast allezeit wohl thun. Weil man aus einem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Doktor machen will: so können die Väter und Lehrmeister nie zeitig genug ausfilzen, verweisen, schmeicheln, drohen, versprechen, unterrichten und vernünftig reden.

den. Machet es besser, seyd vernünftig und vernünftelt nicht mit eurem Untergebenen. — Uebet seinen Leib, seine Werkzeuge, seine Sinne, seine Kräfte. Haltet die fremden Eindrücke zurück; thut ihnen Einhalt; und damit ihr das Böse verhindert aufzuwachsen, so eilet nicht das Gute zu thun; denn es ist niemals das, als wenn die Vernunft es erleuchtet. Sehet allen Verzug als Vortheil an; es heißt viel gewinnen, wenn man gegen das Ziel zurücket, ohne etwas zu verlieren. Lasset die Kindheit in den Kindern reifen. Kurz, welche Lehre ihnen auch nothwendig wird, so hütet euch doch, sie heute zu geben, wenn ihr sie ohne Gefahr biß morgen verschieben könnet.„

Vorbereitet durch den wichtigen Inhalt dieser Stelle, welche gewissermassen die Grundlage des ganzen Rousseauischen Erziehungssystems enthält, wollen wir nunmehr zur Erwägung eines jeden einzelnen Grundes fortschreiten, der uns von der Schädlichkeit des frühzeitigen Lernens der Kinder überzeugen soll. Aber erst muß ich mich erklären, was ich unter dem frühen Lernen der Kinder verstehe.

Wenn es mir erlaubt wäre, mich ganz an die Ordnung der Natur zu halten: so würde ich mit Rousseau wünschen, daß man die ganze Kindheit hindurch, das heißt, bis zum zwölften

ten Jahre, in Ansehung der Seele des Kindes bloß negativ verfahren, und diese ganze erste Periode des menschlichen Lebens lediglich solchen Uebungen widmen möchte, welche unmittelbar die Ausbildung und Stärkung des Körpers, die intellektuelle Bildung der Seele hingegen nur mittelbarer Weise betreffen. Aber wie viele unter meinen Lesern würden die Gründe dieses Urtheils für wichtig genug halten, um sie im Ernst zu beherzigen, und wer, wenn er sie nun auch beherziget hätte und seinen Beyfall ihnen nicht versagen könnte, würde Entschlossenheit genug haben, ihnen gemäß zu handeln, und sein Kind biß zum zwölften Jahre ohne allen Schulunterricht aufwachsen zu lassen? Das zu erwarten, hiesse träumen.

Ich sehe mich daher genöthiget, meinen Wunsch um die Hälfte herabzustimmen, um wo möglich, nur die ersten sechs Lebensjahre des Kindes von dem Verderben des Schulunterrichts zu retten. Unter diesem Schulunterrichte aber verstehe ich eine jede Mittheilung solcher Kenntnisse, welche nicht unmittelbar aus der Natur oder aus dem gemeinen Leben, sondern aus Büchern geschöpft werden, und welche dann auch auf der andern Seite keinen unmittelbaren Einfluß auf das kindische Leben haben. Von solchen Kenntnissen nun (wozu

vor=

vornemlich auch das Lesenlernen gehört) glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Mittheilung derselben in den ersten sechs oder sieben Jahren des Kindes, für den Leib und für die Seele desselben gleich verderblich sey, und daß sie auch in den folgenden fünf oder sechs Jahren des Kindes mit grosser Mäßigkeit geschehen müsse, um, wo nicht ganz unschädlich, doch wenigstens nur in einem geringern Grade schädlich zu seyn. Dies ist mein Urtheil, und hier sind die Gründe desselben!

Was zuförderst das Lesen betrift, so sehe ich erstlich gar nicht ein, wozu es einem Kinde, vor seinem sechsten oder siebenten Jahre, nüzen könne? Unsre Büchersprache ist von der Sprache des Lebens so himmelweit verschieden, daß sogar erwachsene Personen von übrigens gesundem Verstande, die in Geschäften aufgewachsen sind, und ausser der Bibel und einigen Erbauungsbüchern, wenig gelesen haben, selbst von solchen Schriften, die von uns andern für populär gehalten werden, zu gestehen pflegen, daß sie ihnen zu hoch und zu unverständlich geschrieben wären. Und der schwachen Fassungskraft eines vier oder fünfjährigen Kindes, welches eben erst seine nothwendigsten Bedürfnisse auszudrücken gelernt hat, sollte man es zumuthen dürfen, diese Sprache zu verstehen?

Ja, sagt man, dieser Grund mogte vor etwa zehn Jahren noch wohl einiges Gewicht haben; aber heutiges Tages? Nachdem so viele niedliche Kinderbücher erschienen sind, und mit jeder Messe noch immer mehr erscheinen, in welchen man Sprache und Sachen ganz zu der Fassung, auch der jüngsten Kinderseelen herabzustimmen gewust hat? — Ich weiß das Verdienst einiger Kinderfreunde, welche in dieser Bemühung vorzüglich glücklich gewesen sind, zu schätzen; auch habe ich selbst einen und den andern Versuch, den man mit Beyfall beehrt hat, in dieser Gattung angestellt: aber dennoch muß ich gestehen, daß mir bis jezt noch kein solches Büchelchen zu Gesicht gekommen ist, welches von einem Kinde vor seinem sechsten Jahre ganz verstanden werden könnte. Der Schriftsteller, der für ganz kleine Kinder schreibt (und wie viel haben wir deren schon gehabt?) mag noch so vorsichtig seyn, mag sich noch so sehr in die Vorstellungs- und Empfindungsart der Kinder hineingedacht, oder hineinbeobachtet, mag ihre Sprache, welche von der Sprache der Erwachsenen so weit abweicht, noch so sehr in seiner Gewalt haben: so entwischt ihm doch alle Augenblicke hier ein Begriff, zu dessen Aufnahme das junge Seelchen noch nicht vorbereitet ist; da ein Ausdruck, den das Kind zwar schon oft

im Munde geführt, aber wobey es, entweder gar nichts, oder wenigstens nicht das gedacht hat, was wir dabey zu denken gewohnt sind; dort endlich eine Wendung oder eine Verbindung von Gedanken, welche von der Art, wie Kinder die ihrigen an einander zu reihen pflegen, so sehr unterschieden ist, daß ihre Vorstellungskraft entweder unnatürliche Sprünge thun, oder wie ein Wanderer vor einem Flusse, über welchen keine Brücke gelegt ist, plötzlich stutzen und still stehen muß.

Doch, wozu eine blosse Versicherung? Man lasse es auf einen Versuch ankommen. Nehmt, welches Kinderbüchlein ihr wollt; laßt euer 4 oder 5jähriges Kind eine Stelle daraus lesen; versucht alsdann ihm den Inhalt des Gelesenen abzufragen: und ihr werdet euch verwundern, wie wenig Begriffe dadurch in die Seele desselben gekommen waren, ohngeachtet es jedes einzelne Wort, für sich genommen, zu verstehen schien.

Aber es sey nun auch, daß hie und da eine Fabel, eine kleine Erzählung, oder so etwas, gefunden werde, welches von dem fünfjährigen Kinde ganz verstanden werden kann: belohnt es um deshalb sich wohl der Mühe, es schon lesen zu lehren? Wird das Vorlesen eines solchen Stückchen von einem geübten Leser nicht noch weit nüzlicher seyn? —

Und dann — hat ein Kind bis in sein sechstes oder siebentes Jahr nicht weit nützlichere Dinge zu treiben, nicht weit nöthigere Kenntnisse einzusammlen, nicht weit heilsamere Uebungen anzustellen, als aus todten Büchern todte Worterkenntniß einzuärnten? Ist dies nicht die Zeit, in welcher ein unzerstöhrbarer Grund zu seinem künftigen Karakter gelegt wird? Dies nicht die Zeit, in welcher seine körperlichen Kräfte durch beständige Bewegung geübt, und seine Gesundheit durch den Genuß der freyen Luft gegen jede Witterung abgehärtet werden müssen? Giebt es in dem Hauswesen, in den Werkstädten der Künstler, in der reichen unermeßlichen Natur rings um uns her nicht unzählbare Gegenstände, deren Kenntniß für die junge Kinderseele, sowohl angenehmer, als auch nüzlicher ist, als alles, was sie aus Büchern lernen kann? Oder meynt man, daß das Empfindungsvermögen eines Kindes dadurch, daß es eine poetische Beschreibung von der aufgehenden Sonne liest, besser geübt werde, als wenn es diesem herrlichen Schauspiele der Natur mit seinen eigenen Augen selbst zusiehet? Daß seine Verstandeskräfte sich mehr entwickeln, wenn es in einer Erzählung, oder in einer Fabel lieset, wie dieser oder jener Mensch, dieses oder jenes Thier, unter diesen oder jenen Umständen gehandelt habe; als

wenn ihr es selbst handeln, selbst allerley kleine Aufträge besorgen lasset? Woher kömmt es doch, daß die Kinder armer Landleute, um deren Ausbildung sich kein Mensch bekümmerte, vornemlich aber auch die Kinder unserer beschnittenen Brüder, verhältnißmäßig weit verschmizter, weit vernünftiger, zu allen in ihrem Wirkungskreise vorfallenden Geschäften des Lebens weit geschickter, als die Unsrigen, zu seyn pflegen, an denen doch so viel gekünstelt, so viel gebildet wurde? Ohnstreitig daher, daß man ihrer Natur freyen Lauf ließ, sie mit Bücherkenntnissen noch verschonte, und ihnen dafür Gelegenheit gab, recht viel anschauende Begriffe aus dem gemeinen Leben und aus der Natur einzusammeln, und alle ihre jungen Kräfte und Fähigkeiten durch wirkliche Selbstthätigkeit zu üben.

Denn das ist eben der dritte Grund, warum ich mein Kind, vor dem besagten Alter, weder lesen, noch sonst etwas aus Büchern lehren mögte, weil die kindische Seele dadurch gewöhnt wird, sich mit blosser symbolischer Erkenntniß zu begnügen, wodurch der gesunde Menschenverstand, oder das Vermögen zu anschauenden Begriffen, nach und nach verschlungen wird. Eine Bemerkung, welche sowohl in der Natur der Seele, als auch in der

Erfahrung, so flach liegt, daß man sich billig wundern muß, wie so viele unserer heutigen Erziehungsphilosophen sie so lange übersehen konnten!

Ein Kind, welches lesen lernet, hat es beständig mit Zeichen zu thun; und was das schlimmste ist, mit lauter willkührlichen Zeichen, welche auf die dadurch bezeichnete Sache nicht die mindeste wesentliche Beziehung haben. Oder könnte die Figur A nicht eben so gut den Laut O, und die Figur O den Laut A bezeichnen? So lange es also noch mit Buchstabenlernen und mit Buchstabiren beschäftigt wird, ist zur Erwerbung anschauender Erkenntniß gar keine Möglichkeit vorhanden.

Aber auch dann, wenn es nun schon einige Fertigkeit im Lesen erlangt hat, werden seine Vorstellungen bey demjenigen, was es lieset, gröstentheils noch immer symbolisch bleiben. Nur in sehr seltnen Fällen, wenn die durch Buchstaben bezeichnete Gegenstände für die Kinderseele etwas ausserordentlich Interessantes haben, wird sie vielleicht auf einige Augenblicke der Zeichen vergessen können, um sich die bezeichneten Gegenstände selbst nach dem Leben vorzustellen. Aber auch selbst dann — welche unangenehme, jede Entwickelung aufhaltende Einschränkung der nach unaufhörli-

cher

cher Fortschreitung schmachtenden Vorstellungskraft, wenn sie die Vorstellung irgend eines anziehenden Gegenstandes, den sie so gern auf einmal umfassen mögte, erst durch die Betrachtung so vieler Buchstaben und Wörter, so langsam und stückweise zusammensetzen muß! Wie viel geschwinder und unserm Fortschreitungstriebe angemessener geht es mit der Erwerbung jeder natürlichen Erkenntniß, ohne Zeichen, durch die Anwendung unserer eigenen Sinne zu?

Daß aber die symbolische Erkenntniß die Entwickelung der Fähigkeiten einer Kinderseele bey weitem nicht so sehr, als die anschauende befördern könne, brauche ich denen, welche wissen, was unter beyderley Arten von Erkenntniß verstanden werde (und für solche schreibe ich jezt) wohl nicht erst zu beweisen. Jene verhält sich ohngefähr zu dieser, und beyde zu unserer Seele, wie der Geruch einer Speise zur Speise selbst, und beyde zu unserm Magen. Die symbolische Erkenntniß giebt unserer Seele eben so nur einen Vorschmack von dem erkannten Gegenstande, wie uns der blosse Geruch einer Speise einen Vorschmack von der Speise giebt. Aber so wie nicht der Geruch, sondern der Genuß der Speise selbst, unsern Hunger befriediget, unsern Kör-

per nährt und stärkt: so nährt und stärkt auch unsere Seele, nicht die symbolische, sondern die anschauende Erkenntniß. Starke Gerüche können zwar die von Hunger erschlaften Nerven wohl auf eine kurze Zeit wieder aufspannen, aber auf die Länge würde dieses Palliatif nicht Stich halten: eben so würde auch unsere Seele, wenn sie lange bloß mit symbolischer Erkenntniß gespeiset würde, am Ende gar kläglich zusammenschrumpfen.

Das Schlimmste bey der Sache ist, daß das Kind, welches zum Lesenlernen und zu allem andern Lernen aus Büchern zu frühzeitig angehalten wird, nicht bloß zu der Zeit, da es damit beschäftiget ist, einer nahrhafteren Erkenntniß entbehren muß: sondern, daß durch die Gewohnheit sein ganzes Empfindungsvermögen selbst auch für die Zukunft dergestalt abgestumpft wird, daß es am Ende sowohl die Begierde, als auch die Fähigkeit zu sehr lebhaften anschauenden Vorstellungen verliert. Um von der Gewißheit dieser Wirkung recht lebendig überzeugt zu werden, bringe man zwey Knaben von gleichem Alter zusammen, wovon der eine ein rohes, noch in keiner die Gelehrsamkeit angehenden Sache unterrichtetes Kind der Natur, der andere eins von unsern kleinen Wundern ist, welches einer sorgfältigen

Unterweisung, und überhaupt einer aufs Glänzen abzweckenden Erziehung genossen hat; man setze sie beyde an einen Ort, wo sie durch nichts eingeschränkt, durch nichts zurück gehalten werden, nach ihrem freyen Belieben zu handeln; und gebe alsdann auf die Verschiedenheit ihres beyderseitigen Betragens Acht. Und was wird man sehen? In jenem ein wirkliches menschliches Kind, so wie es die Natur, in diesem eine Marionette, so wie es die Kunst wollte. Jenes wird alles, was ihm noch etwa fremd ist, begaffen, betasten, und durch so viele Sinne geniessen wollen, als es nur immer dabey gebrauchen kann; dieses wird eben dieselben Gegenstände, wenn sie ihm auch gleich eben so neu sind, nur eines nachläßigen Blickes würdigen; jenes wird keinen Augenblick ruhig seyn können, wird sich mit allem, was um und neben ihm ist, tausenderley zu schaffen machen, indessen dieses wie angenagelt still stehn, oder ohne Leben, ohne Thätigkeit langsam und bedächtig hin und herschleichen wird. Und die Ursache dieser Verschiedenheit? — ist diese, daß jenes, welches zu seinem Glücke noch nichts von symbolischer Erkenntniß genossen hat, ein ungeschwächtes Empfindungsvermögen besitzt, auf welches alles, was es sieht, hört und fühlt, einen lebendigen Eindruck macht, und welches sich immer wie-

der nach neuen eben so lebhaften Empfindungen sehnt; und daß hingegen dieses, durch lange und öftere Uebungen an todte Wörterkenntniß gewöhnt, für die anschauende schon den innern Sinn verlohren hat. Und welches von beyden mag nun wohl, sowohl dem Leibe, als auch der Seele nach, am besten ausgebildet seyn? Der kleine muntre Bauer, oder das junge schläfrige Professorchen?

Bey einigen Kindern, welche mit einem nicht sobald zu erschöpfenden Vorrath von Naturkräften gebohren sind, äussern sich die Folgen des zu frühzeitigen und zu überhäuften Lernens anfangs auf eine andere Weise, welche von der jezt beschriebenen grade das Gegentheil ist. Wenn diese dem Gefängniß der traurigen Schulstube und den allbemerkenden Argusaugen ihrer Aufseher einmal entsprungen sind: so haben sie nichts Eiligeres zu thun, als ihren Leib und ihre Seele für den unnatürlichen Zwang, welcher beyden angethan wurde, auf jede mögliche Weise schadlos zu halten. Wie der Fisch, der aus dem engen Behältniß, worin er gefangen war, einmal wieder in den natürlichen Strom geschlüpft ist, fühlt ein solches Kind sich nicht sobald in seinem eigentlichen Elemente, als es ausser sich ist vor Freude und vor Muthwillen und beyde in die zügello-

gelloseste Wildheit ausbrechen läßt. Es lermt, springt, läuft, tobt, zerbricht oder zerschlägt, was ihm in den Wurf kömmt, und fängt mit seinen Gespielen Händel an; weil alle seine biß dahin gefesselten Naturkräfte auf einmal Freyheit athmen, und nun alle auf einmal wirken wollen. Solche Kinder pflegen nach geendigten Schuljahren sich blindlings in jede verderbliche Ausschweifung zu stürzen, und so lange zu rasen, biß sie endlich, an Seele und Leib erschlaft, schon in der Mitte ihres Alters zu der trägen Unthätigkeit eines blossen Pflanzenlebens herabsinken.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß wir, wenn mein Grundsatz von der Schädlichkeit des frühen Lesenlernens richtig wäre, nach eben demselben, auch unsere jungen Kinder nicht dürften reden lehren, weil die ausgesprochenen Worte, so gut als die geschriebenen, auch nur Zeichen, und zwar gleichfalls blos willkührliche Zeichen derjenigen Sachen wären, die wir dadurch ausdrücken wollen. — Die eine Prämisse dieses Einwurfs, nemlich die, daß ein ausgesprochenes Wort auch nur ein willkührliches Zeichen sey, ist zwar wahr; aber der Obersatz, daß alles, was unsere Seele durch Hülfe gewisser Zeichen erkenne, in jedem Fall blos symbolische Erkenntniß sey und bleibe, ist falsch.

falsch. Indem nemlich ein Kind reden lernt, hat es den Gegenstand, der durch das gelernte Wort bezeichnet wird, fast immer gegenwärtig, es mag nun entweder ein Gegenstand des Gesichts, oder des Ohrs, oder eines andern Sinnes seyn. Mithin ist hier die anschauende Erkenntniß mit der symbolischen immer unmittelbar verbunden, und die letztere wird so zu sagen nur der erstern eingeimpft. Da sind also, um mein voriges Gleichniß noch einmal zu brauchen, Geruch und Speise jedesmal zusammen, so, daß die Seele ihre gute Nahrung hat, und nicht so nüchtern, als beym Lesenlernen, gelassen wird. Dieser Einwurf ist also nichts weniger, als treffend.

Aber vielleicht ist es ein zweyter, den man mir gleichfalls entgegensetzen kann. Wenn das Lesenlernen, könnte man sagen, und, wie hier behauptet wird, das anfängliche Lesen selbst, für die Entwickelung der jungen Fähigkeiten einer Kinderseele so nachtheilige Folgen hat, so wird ja dadurch, daß man dieses Geschäft um einige Jahre weiter hinaus schiebt, der daraus entstehende Schaden doch nicht gehoben, sondern nur aufgeschoben werden. Entweder müste man also die Kinder niemals lesen lehren, oder es ist gleichgültig, zu welcher Zeit es geschieht, ob im vierten oder im siebenten Jahre des Kindes. —

Allein

Allein ich antworte, daß der Schaden, den das Lesenlernen für die Kinderseele mit sich führt, im siebenten Jahre des Kindes bey weitem nicht mehr so beträchtlich sey, als er es in einem frühern Alter ist; und zwar zuförderst aus der sehr begreiflichen Ursache, weil das sechs- oder siebenjährige Kind, wenn es bis dahin der Natur gemäß erzogen worden ist, sein Empfindungsvermögen durch beständige anschauende Erkenntniß schon dergestalt geübt und gestärkt hat, daß der Zwischengenuß blos symbolischer Erkenntniß es nicht so leicht mehr entkräften kann. Hierzu kömmt aber auch noch dieses, daß ein solches Kind schon weit mehr Begriffe eingesammelt, und zugleich auch schon eine bessere und weitläuftigere Kenntniß von derjenigen Sprache erworben hat, die es in den Büchern findet. Es wird also theils Vieles von dem Gelesenen verstehen, welches für ein jüngeres Kind durchaus unverständlich seyn würde, theils auch zu den Zeichen, die es lieset, sich die bezeichneten sinnlichen Gegenstände selbst lebhaft hinzu denken, wodurch die jedesmalige symbolische Vorstellung in eine intuitive verwandelt wird. Ein handgreiflicher Unterschied!

Endlich erwarte ich von denen, welche ihre Kinder entweder aus Eitelkeit, oder aus ir-

render Fürsorge für ihr künftiges Wohlergehn, so gern zu kleinen Wundern machen möchten, noch einen dritten Einwurf, der aber nur dazu dienen wird, mir Gelegenheit zur Darlegung eines neuen, und zwar für mich äusserst wichtigen Grundes zu geben, welcher schon allein hinreichend wäre, mich in meiner Meynung von der Schädlichkeit des Frühwissens unserer Kinder auf immer zu befestigen.

Man kann doch, wird man sagen, seine Kinder bis ins sechste oder siebente Jahr unmöglich so ganz roh, so ganz ohne alle Unterweisung lassen. Nun wird aber zur Betreibung der mehrsten Schulstudien eine vorläufige Fertigkeit im Lesen erfordert. Wie soll ein Kind z. E. schreiben, wie Geschichte, Geographie und Sprachen lernen, wenn es noch gar nicht lesen kann? Ihm alles, was es lernen soll, so oftmals vorzusagen, bis es in seinem Gedächtniß hängen bleibt, würde auf der einen Seite ein höchst mühseliges Geschäft für den Lehrer, und auf der andern auch in vielen Dingen, wie z. E. bey Erlernung der Geographie durch Hülfe der Karten, überhaupt nicht wohl thunlich seyn. Also noch einmal, soll man sie ganz roh, ohne alle Unterweisung lassen?

Und warum nicht? — Ich frage nemlich abermals: wozu ihnen vor dem siebenten Jah-

re (ich sollte vor dem zwölften sagen!) irgend etwas von alle dem, was man zu den Schulstudien zu rechnen pflegt, auf eine begreifliche Weise nützen könne? Wozu soll ihnen z. E. vor diesem Alter, die Kunst zu schreiben, von der sie noch ganz und gar keinen nöthigen Gebrauch zu machen haben? Wozu das Auswendiglernen fremder Länder und Oerter, indeß sie noch nicht einmal alle Strassen derjenigen Stadt kennen, in welcher sie selbst wohnen? Wozu das Begaffen der Landkarten, wodurch sie von der weiten Erde und von der Entfernung der darauf befindlichen Oerter doch nur höchst dürftige, unvollständige und gröstentheils falsche Begriffe erlangen? Wozu das Mehrste von dem, was unter dem Namen der Geschichte begriffen wird, da sie von Reichen, Regierungsformen, bürgerlichen Einrichtungen, Gesetzen, und von tausend andern Dingen, deren Kenntniß der Erlernung der Geschichte nothwendig vorgehen muß, noch nicht den allergeringsten Begriff haben?

Besorgt man etwa, daß das Kind, welches man zur Erlernung aller dieser und so vieler andern, in seinem Alter durchaus entbehrlichen Sachen, erst gehörig reif werden liesse, in seinen Kenntnissen immer um so viele Jahre zurückbleiben, und andere frühzeitiger unterrich-

tete Kinder nie wieder einholen würde? so kömmt diese Besorgniß blos daher, weil man entweder nie beobachtet, oder bald wieder vergessen hat, wie viel die rohe ungeschwächte Seele eines Jünglings im Kurzen vor sich bringen kann, wenn sie biß dahin, so viel möglich, vor Vorurtheilen bewahrt wurde, und nun ohne allen Widerwillen und in ihrer ganzen Jugendkraft auf das ihr neue Feld der Künste und der Wissenschaften geleitet wird! Pascal und Neuton, welche in ihrem zwölften Jahre noch so gut, als roh, waren, können zum Beyspiele dienen. Ich selbst habe erlebt, daß ein junger Bauer von mittelmäßigen Talenten, den in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre eine unwiderstehliche Begierde, ein Geistlicher zu werden, anwandelte, und der biß dahin weiter nichts, als bäurisch lesen und bäurisch schreiben, gelernt hatte, in zwey Jahren allen seinen Mitschülern, welche schon zwölf Jahre früher unterrichtet waren, vorsprang, und nach zwey oder drey andern Jahren schon als öffentlicher Lehrer bey eben der Schule angestellt werden konnte, die ihn, als erwachsenen Bauer, unter ihre Schüler aufgenommen hatte. Andere Beyspiele dieser Art sind, so wohl in der Geschichte, als auch in unsern Zeiten, nichts weniger, als selten. Man wird finden, wenn man nachzählen will, daß die mehrsten grossen

Män=

Männer voriger und jetziger Zeit dazu gehören. Tissot hat daher Recht zu wünschen, daß man von zehn neunjährigen zu verschiedenen Geschäften bestimmten Knaben grade denjenigen den Wissenschaften widmen möchte, der biß dahin das Wenigste gelernt hat.

Aber alle die gelehrten und glänzenden Dinge, womit man die aufkeimenden Fähigkeiten junger Kinderseelen zu bepacken pflegt, haben nicht nur ganz und gar keinen Nutzen für sie, sondern sind auch noch überdem, aus mehr als einer Ursache, in einem hohen Grade schädlich. Was ich nemlich vorher von dem zu frühzeitigen Lesenlernen besorgte, ist aus eben den Gründen auch von allen diesen Schulstudien überhaupt zu befürchten, wenn die junge Seele, bevor ihre geistigen Verdauungskräfte reif geworden sind, unverständiger Weise so früh damit überladen wird. Sie schwächen in diesem Fall unfehlbar das Empfindungsvermögen, hindern das Aufkeimen des jungen Menschenverstandes, indem sie die Seele des Kindes nach und nach gewöhnen, sich mit blosser Worterkenntniß, wobey sie noch nichts denken, noch nichts empfinden kann, zu begnügen, entrücken den jungen Geist aus der sichtbaren Welt, worin er ist, und worin er vornemlich zu Hause seyn sollte, in die unsichtbare Ideen-

welt, zu der ihm noch die Flügel fehlen, und aus welcher er dann gemeiniglich in seinem ganzen Leben sich nicht wieder zurück finden kann, weil er noch zu jung war, um sich den Rückweg zu merken, und — was das Schlimmste ist, sie entwöhnen nach und nach alle Kräfte des jungen Menschen von eigener Thätigkeit, so, daß er zulezt fast alle Selbstthätigkeit verliert, und aus dem wirksamsten aller Geschöpfe auf Erden in ein Wesen ausartet, welches sich grösten theils nur noch leidentlich zu verhalten weiß.

Wenn es um den ganzen Menschen wohl stehen soll, so müssen Leib und Seele — Werkzeug und Kraft — in einem richtigen Verhältniß bleiben. Die Weisheit des Schöpfers hat dieses Verhältniß genau beobachtet, aber unsere Thorheit sucht es wieder zu zernichten. Jene wollte, daß in dem schwachen Körperchen des Kindes ein eben so schwaches Seelchen wohnen, und daß beyde zugleich verhältnißmäßig wachsen sollten: wir hingegen meynen es besser zu machen, wenn wir das Seelchen überfüttern, daß es plötzlich aufdunsen muß, um eben so plötzlich wieder zusammen zu schrumpfen. Was muß die Folge davon seyn? Die, daß der junge unförmliche Bewohner, der überladene Geist des Kindes, sein schwaches,

nicht im gleichen Maasse entfaltetes Häuschen, den ihm zugesellten Leib, und diese hinwiederum jenen drückt und schwächt; und daß also beyde, welche zugleich und für einander aufwachsen sollten, auf eine gegenseitige Zerstörung losarbeiten. So will es unser Unverstand!

Allein, so groß und unersetzlich dieser jezt beschriebene Schaden auch immer seyn mag; so ist er doch, weil er zunächst nur in einer physischen Verschlimmerung besteht, noch nicht völlig so abschreckend, als derjenige, auf welchen ich jezt meine Leser aufmerksam zu machen wünsche, und welcher unmittelbar die moralische Seite und die Glückseligkeit des Kindes betrift. —

Die Hand aufs Herz, ihr Eltern, ihr Hofmeister, ihr Erzieher! Was ist eure Absicht, indem ihr die Seelen eurer Kinder mit einem solchen Chaos von Schulstudien überschüttet? — Euer Gewissen muß es in der Selbsttäuschung schon sehr weit gebracht haben, oder ihr werdet, wenigstens euch selbst, gestehen müssen, daß euer Hauptbewegungsgrund kein andrer, als der, sey, zuerst eure Kinder, und dann euch selbst in ihnen gelobt und bewundert zu sehen. Sprecht, was ihr wollt, sucht eure Eitelkeit hinter so viel So-

phismen, als ihr nur immer erdenken könnt, zu verstecken: eure Absicht leuchtet dennoch durch, und euer ganzes Verhalten beweiset nur allzusehr, daß ihr nicht das Wohl eurer Kinder, sondern lediglich die Befriedigung eures eigenen Ehrgeizes, im Auge habt. Denn wäre dieses nicht, warum suchtet ihr jede Gelegenheit, mit den Künsten eurer Kleinen Parade zu machen, so ängstlich zu nützen? Warum liesset ihr sie, zum Ekel und Unwillen verständiger Kinderfreunde, in jeder Gesellschaft so sorgfältig auskramen, was ihrem Gedächtnisse, Dank sey eurem Unverstande! ohne Verstand und Endzweck eingepräget ward? Warum suchtet ihr unter allen Kenntnissen, die ihr ihnen mittheilen konntet, nur grade diejenigen aus, die am wenigsten nützlich, aber am meisten geschickt waren, Aufsehn und Verwunderung zu erregen! — O, man müste blind am Geiste seyn, wenn eure eigentliche Absicht einem nicht, wie das helle Mittagslicht, einleuchtete!

Also, schimmern sollen eure Kinder! Gelobt, gestreichelt und bewundert sollen sie, oder vielmehr ihr, in ihnen, werden! Eure Absicht — Dank sey der Höflichkeit, der Falschheit, oder dem gleichen Unverstande eurer Gesellschafter! — wird erreicht. Man findet

eure kleinen Aeffchen allerliebst, man bewundert ihren frühreifen Verstand, ihr herrliches Gedächtniß, ihre schönen Manieren, und ihre Empfindsamkeit beym Hersagen einer unverstandenen Fabel oder eines ungefühlten Gedichts, und alles Lob, welches man ihnen ertheilt, prallt natürlicher Weise von ihnen ab, und kömmt euch zugeflogen. Kluger Kinder Eltern müssen ja wohl selbst gescheide Leute seyn, und der Lehrer oder Hofmeister so wohl unterrichteter, so hochgelehrter Schülerchen, muß ja wohl selbst alles, was Gelehrsamkeit heißt, verschluckt haben! Wie das so wohl thut! Wie es das Herz schwellen macht, und die ganze Seele ausreckt, als wenn sie auf den Zähen stünde!

Und eure armen Kinder? — Nun, mögen sie doch einst, um sich schadlos zu halten, es mit ihren Kindern wieder so machen! Jezt sind sie nun einmal dazu bestimmt, Opfer eurer Eitelkeit zu werden. So mögen sie dann fallen, fallen von der glücklichen Einfalt des reinen unverfälschten Kindersinns, für den ihr kein Gefühl mehr habt, hinab in das bodenlose und unermeßliche Meer der Eitelkeit, um von endlosen, immer höher schwellenden Ansprüchen Tag und Nacht herumgetrieben zu werden, bis der kleine zerbrechliche Nachen ih-

rer Glückseligkeit endlich gegen Felsen geworfen und zertrümmert wird!

So wollt ihr's, Eltern! — Oder habt ihr euch diese unausbleibliche Folge eurer aufs Glänzen abzweckenden Erziehungsart noch nie so lebhaft gedacht: wohl! so thut es jezt; und last dann entweder ab von dem unbarmherzigen Vorsatze, aus euren Kindern kleine Wunder zu machen, um euch selbst, in ihnen, anstaunen zu lassen; oder gesteht euch wenigstens selbst, daß ihr das Wohl eurer Kinder eurer eignen Eitelkeit recht geflissentlich aufzuopfern, grausam beschlossen habt.

Oder zweifelt ihr etwa noch, daß eitel seyn und elend seyn völlig einerley sey? So greift in euren eigenen Busen und erfahrt, daß der gröste Theil eurer eigenen Unzufriedenheit aus keiner andern Quelle, als aus eurem Ergeize, fliest; so seht euch um unter den Menschen und bemerkt, daß die Mehrsten an eben dieser sittlichen Seuche darnieder liegen, und daß die Leiden, worüber sie klagen, am Ende gemeiniglich nichts anders, als beleidigte Eitelkeit, gekränkter Stolz und Hochmuth sind. Und diese, schon an sich nur leider! gar zu ansteckende Pest, wollt ihr euren Kindern recht geflissentlich mittheilen? bloß deßwegen mittheilen, damit euer eigenes vom Eitelkeitsfie-

der ergriffene Herz an dem Lobe, welches euren frühreifen Kindern ertheilt wird, ein vorübergehendes Palliativ gewinne? Eltern! — Eltern! Erwäget was ihr euren Kindern auf diese Weise seyd; und bedenket, was ihr ihnen seyn solltet! —

Aber last uns jetzt den mannigfaltigen Schaden, den die junge Seele, und natürlicher Weise auch der noch so weiche Körper des Kindes, von dem frühen und vielen Lernen hat, bey Seite setzen, und nur noch dieses erwägen, daß eine solche Uebertreibung der jugendlichen Fähigkeiten, auch wenn sie nicht aus Eitelkeit, sondern in der wohlgemeynten Absicht geschähe, aus unsern Kindern recht geschickte und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu bilden, doch auch alsdann noch gar sehr verkehrt, zweckwidrig und thöricht seyn würde. Die Erfahrung hat nemlich schon so oft gelehrt, daß grade diejenigen Kinder, welche bis in ihr zwölftes Jahr das Wunder ihrer Stadt und ihrer Gegend waren, in ihrem männlichen Alter nicht nur gar keine Vorzüge vor andern später unterrichteten Menschen hatten, sondern daß sie sogar auch im Gegentheil gemeiniglich so schwach am Verstande, und zu allen Geschäften des Lebens so unfähig wurden, daß man sie fast für blödsin-

nig halten muste; dahingegen diejenigen, an welchen weit weniger Sorgfalt verschwendet ward, und die daher bis in ihr zwölftes oder achtzehntes Jahr ganz und gar nichts zu versprechen schienen, sich nachher gemeiniglich als die thätigsten, brauchbarsten und geschicktesten Männer zeigten. Man lese die Biographien grosser und kleiner Männer, um diese Bemerkung durch hundert und mehr Beyspiele bestätiget zu sehen.

Dem Einwurfe, welcher aus der Lebensgeschichte einiger berühmten Männer hergenommen werden kann, daß nemlich diese und alle vorherbeschriebene traurige Folgen des übertriebenen Lernens in der Kindheit gleichwohl nicht immer einzutreffen pflegen, habe ich schon in dem ersten Bande dieser meiner Erziehungsschriften (Seit. 302 und folgg.) die Antwort entgegengesezt, daß es unvernünftig seyn würde, einige höchst seltene Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Natur zur Regel annehmen zu wollen. Bey der gewöhnlichen Einrichtung unsers körperlichen und geistigen Wesens bleiben diese Folgen niemals aus, nur daß sie bey dem Einen Menschen sichtbarer, als bey dem Andern sind, je nachdem die ganze Natur des Einen weniger, als die Natur des Andern, zum Ausdauern unter unnatürlichen Anstrengungen gemacht ist.

Die Sache selbst ist auch sehr begreiflich. Erschlaffung ist die gewisse Folge jeder unnatürlichen Anstrengung, und Unfruchtbarkeit die unausbleibliche Wirkung einer zu frühzeitigen und zu åmsigen Kultur. Ausserdem werden die Kräfte des jungen Geistes durch die zu grosse Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die ihm zur Bearbeitung vorgelegt werden, zu sehr getheilt, als daß sie sich auf jeden insbesondere gehörig zusammenengen und dann etwas Ausnehmendes leisten könnten. Zerstreute Strahlen können wohl leuchten, aber nicht erwärmen, nicht entzünden.

Ein dieser Bemerkung gemässes Verfahren ist ohnstreitig die Hauptursache, warum die Engländer, ohne den anhaltenden und mühsamen Fleiß der Deutschen anzuwenden, und ohne diese an natürlichen Geistesfähigkeiten zu übertreffen, es uns gleichwohl in manchem Fache der Gelehrsamkeit gleich, in einigen sogar zuvor thun konnten. Folgende Bemerkung darüber, welche in einer neuern Erdbeschreibung *) angestellt wird, ist, wie mich dünkt, ungemein richtig: „Die Engländer scheinen noch den rechten Begriff von der wahren Gelehrsamkeit zu bewahren. Sie legen sich nicht auf viele Wissenschaften zugleich.

*) Kurze Erdbeschreibung europäischer Staaten, Amberg, 1775.

Jeder folget dem Zuge seines Geistes, nimmt heraus, was ihm angemessen ist, und macht sich darin vollkommen. Da sie zu stolz auf sich selbst sind, um sich jemals umzusehen, was andere thun: so werden sie niemals blinde Nachäffer von den Moden fremder Nationen. Die Sucht manches Deutschen, sein Gedächtniß mit allen lebendigen und todten Sprachen anzustopfen, das Herz auszutrocknen und sich und andere zu blenden, ist bey ihnen ganz unbekannt. Ihre Muttersprache, mit der Griechischen verbunden, und etwa noch die Lateinische dazu; — damit stürzen sie in die Tiefen der Künste und Wissenschaften hinein; damit schöpfen sie Ströme heraus, wovon die Fremden den Thau auffangen, und bleiben Originale.„

Diese Beobachtung sowohl, als auch die Natur der Sache selbst, vereiteln daher die gewöhnliche Entschuldigung, womit unweise Lehrer oder Eltern die Uebertreibung der jungen Kinderseelen zu rechtfertigen pflegen. Sie berufen sich nemlich gemeiniglich auf die grosse Mannichfaltigkeit der Studien, welche ihre Kinder treiben müssen, und auf die Geschwindigkeit, mit welcher sie dieselben von einer Kunst oder Wissenschaft zur andern täglich übergehen lassen. Dadurch, meynen sie, werde sowohl ein zu besorgender Ekel der Kinder

an demjenigen, was sie lernen müssen, als auch das Nachtheilige, welches eine unnatürliche Anstrengung für die Gesundheit des Leibes und der Seele mit sich führt, glücklich abgewandt. Aber sie bedenken nur nicht, daß der plötzliche Uebergang von einer Geistesarbeit zur andern schon an sich eine neue Anstrengung erfodert, um sich erst in den jedesmaligen neuen Horizont, der die Seele umgeben soll, hineinzudenken; und daß daher entweder das Lernen der Kinder, grade wegen dieser grossen Mannichfaltigkeit der zu lernenden Sachen, weit schlechter von statten gehen müsse, als wenn man ihre Studien einfacher machte, oder daß sie die Anstrengung aller ihrer Kräfte in eben dem Maasse, in welchem ihre Studien vervielfältiget werden, vergrössern müssen.

Das Schlimmste hierbey ist, daß die Seele des Kindes dadurch nach und nach in die Gewohnheit kömmt, über die jedesmaligen Gegenstände ihrer Erkenntniß mit zu grosser Leichtigkeit und Geschwindigkeit dahin zu fahren, ohne sich die Zeit zu nehmen, sie gehörig ins Auge zu fassen, und nach allen ihren Seiten zu betrachten. Dies erklärt uns die Bemerkung, daß die menschlichen Kenntnisse in eben dem Maasse seichter zu werden pflegen, in welchem ihr Umfang sich erweitert, gleich einem

nem Strome, der da am flachsten ist, wo er am breitesten fliest. Frankreich hat uns zuerst ein abschreckendes Beyspiel davon gegeben, und unser eigenes Vaterland scheint auf dem besten Wege zu seyn, diesem Beyspiele zu folgen.

Daß übrigens die Vielheit der gelehrten Gegenstände, womit die geplagten Seelen unserer Kinder sich befassen müssen, und die damit verbundene unmäßige Anstrengung, nothwendig ihr Herz austrocknen, sie fühllos gegen die tausendfältigen Schönheiten der Natur, deren Genuß so sehr zur Vervollkomnung unsers Wesens gehört, unempfindlich gegen die simpeln ungewürzten Freuden des stillen häuslichen Lebens, unfähig zur ächten Freundschaft, noch unfähiger zur wahren ehelichen und väterlichen Liebe machen müsse, ergiebt sich von selbst, und wird von der allgemeinen Erfahrung in tausend und abermal tausend unglücklichen Beyspielen dieser Art zu laut geprediget, als daß man, ohne geflissentliche Ohrenverstopfung, es verhören könnte.

Es würde ein leichtes seyn, durch Erweiterung der Gründe, die ich bis jezt dargelegt, und durch Hinzufügung einiger andern, auf die ich nur im Vorbeygehen hingewiesen, oder die ich bisher gar noch nicht berührt habe, ein ganzes Buch zu schreiben, ohne eben etwas

Ue=

Ueberflüßiges hineinzuweben! Aber wenn ich bedenke, wie wenig man gemeiniglich durch alles Predigen und durch alles Schreiben wider den fortreissenden Strom herrschender Vorurtheile und Moden vermöge; besonders wenn, wie in diesem Falle, die Eitelkeit der Menschen dabey im Spiel ist: so entfällt mir der Muth und die Feder. Eher, glaube ich, würde man Mohren bleichen, als gewisse Eltern, welche die Süßigkeit des Lobes, welches ihren vielwissenden Kindern ertheilt wurde, einmal geschmeckt haben, von der augenscheinlichen Schädlichkeit des Frühwissens und Vielwissens derselben überzeugen können.

Aber wenn es mir nur gelungen wäre, von den Tausenden der Väter und Lehrer, welche ihre Augen vor der Gefahr, in welche sie den Leib und die Seele ihrer Kinder stürzen, verschlossen haben, auch nur einen Einzigen zum Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand zu bewegen: so würde das schon Belohnung genug für meine kleine Bemühung seyn. Und da dieser Einzige vielleicht keinen Geschmack an trocknen Abhandlungen finden, und diesen Aufsaz also leicht ungelesen lassen dürfte: so soll mich die Mühe nicht verdriessen, um seinetwillen eben diese Materie noch einmal, und zwar auf eine seinem Geschmacke

und

und seinen Fähigkeiten vielleicht angemessenere Weise zu behandeln. Und das soll in dem nachstehenden Gespräche geschehen.

An alle die Uebrigen hingegen, welche unbelehrbar sind und bleiben werden, muß ich wenigstens, beym Schlusse dieses Aufsatzes, die mitleidige Bitte richten, daß sie bey dem unseligen Vorsatze, aus ihren jungen Kindern bewundernswürdige Vielwisser zu machen, doch wenigstens ihrer Gesundheit, ihrer körperlichen und geistigen Kräfte, und der unschuldigen edeln Einfalt ihrer Herzen, so sehr es immer möglich ist, zu schonen suchen mögen! Ich will deswegen nur noch ganz kürzlich die Methode beschreiben, die ich selbst beobachten würde, wenn ich mein Kind, mit dem mindest möglichen Schaden für seinen Leib und für seine Seele, zum frühen Vielwisser zu bilden gesonnen wäre: eine Thorheit, vor der die himmlischen Mächte mich und meine Freunde bewahren wollen!

Ich würde also auch in diesem Falle mein Kind vor seinem sechsten Jahre gar nicht lesen lehren: aber ich würde ihm selbst dasjenige vorlesen, was ich zur Bildung seines Verstandes und seines Herzens für zuträglich hielte. Dieses Vorlesen aber, und überhaupt jede andere Mittheilung irgend einer gelehrten Kennt-

niß, sollte zu keinem regelmäßigen Geschäfte werden, sondern vielmehr Belohnung bleiben, sowohl für gute Aufführung, als auch für angewandten Fleiß in kleinen häuslichen Verrichtungen. Die fremden Sprachen — nein! nicht die — sondern nur eine derselben, entweder die lateinische oder die französische, würde ich ihn, bevor er das grammatikalische Alter erreicht hätte, nur so lehren, wie die Säuglinge ihre Muttersprache von Ammen und Kinderwärterinnen lernen, das heist, ohne Bücher, durch blosses Plaudern im täglichen Umgange. Eben so zufälliger Weise, und ohne die Miene eines eigentlichen Lehrers anzunehmen, würde ich ihm auch solche historische, geographische und physische Vorerkenntnisse mittheilen, welche seiner schwachen Fassungskraft am angemessensten wären. Aber bey allem diesen würde ich mich sehr in Acht nehmen, ihm das Lernen oder das Wissen, als etwas Verdienstliches, als etwas, wodurch man Beyfall und Lob erwerben könne, anzupreisen. Um aber zu verhüten, daß seine Seele nicht von selbst auf diese Vermuthung geriethe, würde ich in Gesellschaft Anderer sorgfältig zu verhüten suchen, daß das Gespräch niemals auf Gegenstände des Lernens gelenkt würde, damit mein Bube niemals Gelegenheit erhielte, sein Bischen Gelehrsamkeit an den Mann

zu bringen, oder, falls er dennoch von selbst darauf verfiele, sowohl ihn, als auch die Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Personen geschwind wieder davon abzuführen mich bemühen. Auf diese Weise hofte ich meinen Endzweck, dem Jungen allerley — freylich sehr entbehrliche, Kenntnisse beyzubringen, gewiß zu erreichen, und doch seine körperlichen und geistigen Kräfte vor zu grosser Ueberspannung, und sein Herz vor verderblichen Prätensionen, glücklich zu bewahren.

* * *

Gespräch zwischen Herrn Pansophus und Valentin Gutmann.

Pansophus.

Werd' Ihnen gleich meinen Christophorus produciren. Er ist nun grade sechs Jahre alt; aber wenn sie die Augen zuthun, und ihn blos wollten reden hören: ich wette, Sie würden ihn für einen sechszehnjährigen Studiosus halten.

Gutmann.

Das wäre!

Pansophus.

Wie ich Ihnen sage; das Knäbchen spricht sein Latein, sein Französisch; man kann nicht besser! Schröckhs Universalhistorie und Gatterers Wappenlehre kann er beynahe auswendig, und den halben Lineus weiß er Ihnen auf den Fingern herzusagen; auf den Fingern! In der Mythologie, Theologie und Kirchengeschichte hat er für sein Alter ganz unglaubliche Progressen gemacht. Er weiß Ihnen z. E. jedes Liebesgeschichtchen vom Jupiter Haarklein und mit allen Umständen zu erzählen; mit allen Umständen! Ha! ha! ha!

Gutmann.

Ich erstaune.

Pansophus.

Nun, Sie sollen gleich hören. — (An die Kammerthür laufend) Christelchen, Christelchen! Hörst du?

Christel. (in der Nebenkammer)

Quid clamitas, mi pater? Habe mein Pensum noch nicht ausgelernt. Attendez un peu!

Pansophus.

Hören Sie, hören Sie, Herr Gutmann? Gleich in drey Sprachen! 'S ist ein erstaun-

licher Junge. Er schlachtet ganz nach mir, ganz nach mir, wie die Leute sagen. — Nun, komm nur, Christelchen, komm nur; kannst diesen Abend nach dem Essen nachlernen. Hier ist ein Herr, der ein Bischen von deiner Gelehrsamkeit hören möchte!

Gutmann. (für sich knirschend)

Um Gottes willen! Ists möglich!

Christel.

(tritt herein, die Feder hinterm Ohr und ein grosses Buch in der Hand, macht einen abgezirkelten pedantischen Reverenz.)

Salve, amplissime domine! — Je vous salve, mon Pere.

Gutmann.

Gott bewahre! Das Kind ist wohl krank? Es sieht ja so blaß, wie eine Leiche, aus!

Pansophus.

Ein Zeichen seiner Application; weiter nichts, Herr Gutmann! Weiter nichts! Wie heist doch das Sprichwort, Christelchen — das vom Blaßseyn? Qui — qui

Christel.

Qui pallet, aut amat, aut studet.

Pansophus.

Recht, recht — aut amat, aut studet. Nun mit dem ersten hats noch ein Bissel Zeit; nicht, Christel? Hi! hi! hi! — Aber studiren, studiren — daß dir der Kopf raucht! Das giebt einen Gelehrten, welcher der Katheder Ehre macht.

Gutmann. (für sich)

Und der Menschheit Schande!

Pansophus.

Nun, sollst doch dem Herrn ein klein Specimen geben. Wollen immer mit der Kirchengeschichte anfangen. Sage mir doch, wer waren dann die Gnostiker? Aber clara voce, mi Christophore!

Christel. (mit durchdringender Stimme und in einerley Ton.)

Die Gnostiker waren die ersten Ketzer, die sich einer besondern Erkenntniß oder gnoseos rühmten.

Pansophus.

Bene! Die sich einer besonderen gnoseos rühmten! — Aber was sind denn das für Leute, die man Ketzer nennt?

Christel.

Abscheuliche Menschen, die nicht alles glauben wollen, was in der Dogmatik steht, uud deswegen ewig verdammt werden.

Pansophus.

Schön! Schön! — Abscheuliche Menschen, die deswegen ewig verdammt werden! — Im Vorbeygehn, Herr Gutmann, Sie sehen, wie ich alle seine Erkenntniß auf das Praktische leite, auf die Bildung seines Herzens! — Nun weiter: In welchem Seculo entstand denn die abscheuliche Sekte der Gnostiker?

Christel.

Gleich seculo primo.

Gutmann.

Erlauben Sie, Herr Professor, daß ich auch einmal eine Frage thue: in welcher Jahrszeit, mein Sohn, wird denn der Roggen gesäet?

Christel. (macht ein Paar grosse Augen, und sieht seinen Vater an)

Mi Pater, was ist denn das — Roggen?

Pansophus.

O das brauchst du nicht zu wissen; das gehört für den Bauer. Der Herr spaßt nur, und

und will versuchen, ob er dich wohl irre machen könne — Aber gut, daß ich dir bey dieser Gelegenheit eine schöne Lehre geben kann: siehst du, mein Sohn, ein Gelehrter muß nie seiner Würde vergessen, und wenn von Dingen aus dem gemeinen Leben die Rede ist, das Gespräch gleich abschneiden durch ein! hoc infra me! Das ist unter mir, geht mich nicht an!

Gutmann.

Vortreflich, Herr Professor!

Pansophus, (die Hände reibend.)

Sie sehen, wie ich jede Gelegenheit zu nuzen weiß! — Nun, wollen doch gleich versuchen, wie's mit seinem iudicio beschaffen ist, ob er auch die Regel, die ich ihm jezt gegeben habe, data occasione anzuwenden wisse. — (Er räuspert sich, indem er auf einen Fall sinnt.) Das gemeine Leben wird unser einem, der immer mit höhern Dingen beschäftiget ist, so fremd, daß man zulezt nicht einmal ein Beyspiel mehr daraus herzunehmen weiß. (Er reibt sich die Stirn.)

Gutmann.

Martern Sie Ihr Gedächtniß nicht, Herr Professor; ich will schon, statt Ihrer, fragen, wenn Sie erlauben: gesezt, mein Sohn, du wä-

wärest schon groß und stark, und sähest auf der Strasse einen alten abgelebten Greis durch einen Fehltritt ausgleiten und fallen; und der schwache Alte könnte nun von selbst nicht wieder aufstehen; was würdest du thun?

Christel.

Hoc infra me; das geht mich nicht an.

Pansophus. (ganz entzückt aufspringend)

O du Goldsöhnchen! Laß dich umarmen, mein theures Ebenbild! Das heisse ich ein iudicium! O aus dir wird ein grosser Mann werden; ein grosser Mann! — Aber st! Da höre ich jemand die Treppe herauf kommen; es wird dein Informator seyn; lauf, lauf, Christel, er wird heute noch das Griechische mit dir anfangen! —

Christel.

Vale, vir doctissime!

Gutmann.

Ich bin kein Gelehrter, mein Kind.

Christel.

Kein Gelehrter? — Das hätt' ich wissen sollen! Fi! (geht ab.)

Pansophus.

Nun, lieber Herr Gutmann, was sagen Sie zu dem Kinde?

Gutmann.

In der That, Herr Professor. — Sie wissen, ich bin nur ein Laye; lassen Sie mich immer mein Urtheil zurückhalten.

Pansophus.

Zurück halten? Ey warum das? Wenn Sie's auch eben nicht auf eine scientivische Weise ausdrücken können; schadt nicht, es wird doch wahr seyn. Denn, ohne Flatterie, ich halte Sie für einen Mann von gesundem natürlichen Verstande, ich versichere Sie.

Gutmann.

Sie beschämen mich; aber werden Sie Ihr Urtheil über mich nicht zurück nehmen, wenn ich Ihnen gradezu gestehe, daß mein eigener kleiner Junge, der nun auch schon im sechsten Jahre ist, von all der Gelehrsamkeit des Ihrigen noch kein Wort weiß? Noch nicht einmal in seiner Muttersprache lesen kann? Und, was das Merkwürdigste dabey ist, daß ich ihn in dieser Art von Unwissenheit recht mit Fleiß erhalten habe?

Pansophus. (zurückfahrend)

Sie setzen mich in Erstaunen. Hab ich auch recht gehört? Wie? mit Fleiß, sagten Sie?

Gutmann.

Mit Fleiß, Herr Professor.

Pansophus.

Da steht denn mein Verstand stille.

Gutmann.

Der Meinige nicht. Ich glaube vielmehr, daß mein Bißchen Menschenverstand nie wirksamer gewesen ist, als grade damals, da er die unaussprechliche Schädlichkeit des Früh-wissens und Vielwissens unserer heutigen Kinder erkannte. Ich versichere Sie, daß ich recht stolz werden kann, wenn ich meinen Buben so zuweilen in Gesellschaft anderer Kinder nach dem neuesten Zuschnitt sehe, deren eins mit affektirten Grimassen eine Fabel oder ein Lied herlispelt, das andere einen ganzen Moderoman auswendig weiß, oder eine Rolle aus irgend einer Komödie spielt, das dritte alle Kaiser und Könige, Kalifen und Großsultans von Anbeginn der Welt her auf den Fingern herzählen kann; und mein kleiner dicker Dummbart nun so da steht, seine grossen blauen Augen weit aufreist, und nicht begreifen kann,

was

was sie mit all dem Zeuge sagen wollen! O es ist eine königliche Lust für mich, das so mit anzusehen!

Pansophus.

Ich hoffe noch immer, daß der Herr Gutmann zu spaßen belieben.

Gutmann.

Keinesweges! — Und wenn's dann nachher Gelegenheit giebt, von natürlichen und häuslichen Dingen zu schwazen, und mein Junge sich nun auf einmal wieder in seinem Elemente fühlt, die Kameraden beym Arm nimmt, sie hinaus schleppt, auf den Hof, oder in die Scheune, oder in den Garten, ihnen hunderterley Dinge zu erzählen und zu zeigen hat, hier ein Werkzeug, dort ein Gewächs, da ein Thier, und jedes Beschaffenheit, jedes Gebrauch und Nutzen beschreibt; dann auf einmal stillschweigend den schöngefärbten Abendhimmel anstaunt, oder irgend einer herrlichen Aussicht nachhängt; und die andern kleinen Frazen bey dem allen dann eben so betroffen und großäugigt da stehn, als mein Bube vorher, da sie ihre Gelehrsamkeit und Schöngeisterey auskramten: — o so zittert mir oft eine Freudenthräne ins Auge, welches dankbar gen Himmel blickt, daß wir bewahret wurden, mein gutes Weib und ich, vor dem leidigen

Modestrom der heutigen Erziehungsweise, wodurch die herrlichsten jungen Geschöpfe Gottes zu schwächlichen, bleichen, abgeschmackten, eingebildeten, von Kenntnissen und Prätensionen strotzenden Pavianen gemodelt werden!

Pansophus.

Sie vergessen, wie es scheint, wen Sie vor sich haben. (Räuspert sich, zieht die Hemdkrause hervor, und läst das Unterkinn ein wenig anschwellen.) Aber ich muß Ihnen sagen, mein Herr Gutmann, daß es ein Bißchen gewagt ist, solche Paradoxa mit einer so zuversichtlichen Miene (Quasi vero!) gegen einen Mann zu behaupten, der nun schon ins zwanzigste Jahr ein öffentliches Professorat bekleidet, und schon sechsmal einen vollständigen Kursum über die Pädagogik absolvirt hat. Hm! (Sich mit vieler Würde in die Brust werfend.)

Gutmann.

Verzeihen Sie, Herr Professor; ich hatte freylich nicht bedacht, wen ich vor mir habe, sonst würde ich geschwiegen haben, so wie ich jezt thue. —

Pansophus, (der diese Ironie für Ernst nimmt.)

Nicht doch, Herr Gutmann; nicht doch! Man muß auch nicht gar zu mißtrauisch gegen sich

sich selbst seyn, wenn man mit gelehrten Männern redet. Wenn man in ihrer Gegenwart immer schweigen wollte, so würde man ihnen alle Gelegenheit abschneiden, die Früchte ihrer vieljährigen Meditazionen an den Tag zu legen, und ihre unwissende Nebenmenschen zu belehren. Reden Sie also, reden Sie, Herr Gutmann; ich will mich, so sehr es mir immer möglich ist, zu Ihnen herablassen, und Ihnen Ihre gefährlichen Irrthümer über die Erziehung zu benehmen suchen.

Gutmann, (mit beschämtem Wesen.)

Wie gütig!

Pansophus.

Sie haben also Ihren Herrn Sohn, wie Sie zu sagen beliebten, noch nicht einmal in seiner Muttersprache lesen gelehrt: und die Ursache, wenn man fragen darf?

Gutmann.

Ist die simpelste von der Welt; weil er bisher noch keine Zeit dazu gehabt hat.

Pansophus.

Noch keine Zeit? Und was kann denn ein Knäbchen in den ersten sechs Jahren seines Lebens so wichtiges zu thun haben, welches ihn am Lesenlernen hinderte?

Gutmann.

O viel, Herr Professor, sehr viel; ich versichere Sie!

Pansophus.

Nun exempli gratia?

Gutmann.

Exempli gratia, er muste — leben, und dann, so muste er — fühlen, daß er lebe, und dann — sich freuen, daß er lebe, und dann — zu einem noch angenehmern Leben sich täglich vorbereiten.

Pansophus.

Seltsamer Mann! Sie müssen mich entweder zum Besten haben, oder Sie wissen nicht, was Sie da reden.

Gutmann.

Beym Himmel! ich rede im ganzen Ernst, und weiß sehr wohl, was ich spreche: aber was kann ich davor, wenn meine Sprache zu ungelehrt ist, um von einem so hochgelahrten Mann, wie Sie sind, verstanden zu werden?

Pansophus.

Nun, nun, dem Uebel ist abzuhelfen. Fangen wir immer damit an, die Begriffe zu analysiren und fest zu setzen. Was nennen Sie z. E. leben?

Gutmann.

Ich nenne leben — selbstthätig seyn, nicht wie eine Dratpuppe von andern geführt und bewegt zu werden, sondern aus eigener Wahl, aus eigenem Antriebe bald dieses, bald jenes vorzunehmen. Sein Leben fühlen, und sich darüber freuen, nenne ich, wenn man sich dieser seiner eigenen Wirksamkeit bewust ist, und das, was dadurch zu Stande gebracht wurde, mit Wohlgefallen vor Augen hat; sich endlich zu einem immer angenehmern Leben vorbereiten, heisse ich, seine Leibes- und Seelenkräfte durch Selbstthätigkeit zu üben, seinen Körper durch Handarbeit und Bewegung in freyer Luft abzuhärten und geschmeidig zu machen, sein Natur- und Menschengefühl durch täglichen Natur- und Menschengenuß zu stärken und zu veredlen, und endlich allerley Kenntnisse und Erfahrungen von solchen Dingen einzusammeln, welche zunächst um uns sind, und also auf unsere Zufriedenheit oder Unzufriedenheit auch den ersten und grösten Einfluß haben. — Nun, sehen Sie, Herr Professor, das alles hat mein Knabe bisher gethan, und daher zum Lesenlernen noch keine Zeit gehabt; aber der Ihrige?

Pansophus.

Nun, der Meinige? Hat er nicht alles das — nur das wilde ungesittete Bauerwesen

ausgenommen — auch gethan; noch viel besser gethan, indem er von der Wiege an, den edlen Studien obgelegen hat? Den edlen Studien, sage ich, von denen schon der blinde Heide, Cicero, rühmet: adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium et solatium praebent, et sic porro; und Ovidius —

Gutmann.

Lassen wir jezt die blinden Heiden, den Cicero und Ovidius, zusamt ihren Sentenzen, aus dem Spiel; denn es könnte wohl seyn, daß sie unter den schönen Studien, deren Vortheile sie so sehr erheben, ganz etwas anders verstunden, als was unsern armen Kindern davon eingebläuet oder eingekünstelt wird; — und bleiben vielmehr bey der Sache selbst stehen! — Sie sagen, Ihr Sohn habe bisher auch gelebt, gelebt wie der Meinige, oder vielmehr noch besser, als dieser, und das ist der erste Punkt, worinn ich Ihnen, verzeihen Sie mir! gradezu widersprechen muß. Ich bitte Sie, Herr Professor! was hat er denn bisher gethan, was eine willenlose Marionette, wenn sie Gedächtniß und Sprachwerkzeuge hätte, nicht eben so gut verrichten würde? Was gethan, wodurch er sich als ein selbstständiges, aus eigenem Antriebe, und aus eigener Kraft

handelndes Wesen zeigte? Er hat fremde Sprachen gelernt, wie der Papagoy; er hat gelesen und memorirt, ohne recht zu wissen, was? und wozu? Er hat den ganzen Tag über den Büchern gelegen, weil er dazu gezwungen wurde, es sey nun durch wirkliche Zwangsmittel, oder durch Eitelkeit und Ehrsucht, die man durch unbedachtsames Lobpreisen in ihm angefacht und genährt hatte. Heist das leben? Das, seines Lebens sich bewust seyn? Sich seines Lebens freuen?

Pansophus.

Ignoti nulla cupido; und verzeyhen Sie, Herr Gutmann, daß ich, ohne Sie beleidigen zu wollen, auch dieses anmerken muß: ne sutor ultra crepidam! Wüsten Sie, aus welchen Facultatibus die menschliche Seele zusammengesezt ist; wüsten Sie, daß alle Kräfte derselben in die obern und untern abgetheilt werden; wüsten Sie, daß beyde, vornämlich aber die erstern, wozu gehören: ratio, intellectus, ingenium, acumen, memoria &c. durch nichts mehr, als durch das Studiren, entwickelt, entfaltet, genährt, gepflegt und gestärket werden; wüsten Sie endlich — damit ich in der angefangenen Anaphora fortfahre, was das Studiren einem wohlgebornen Knaben

(puero

(puero bene nato meyne ich) für ein edles, himmlisches, göttliches Vergnügen gewähre: o gewiß, Sie würden ganz anders reden, würden es sich sehr leid seyn lassen, Ihr eigenes vernachläßigtes Söhnlein bisher in einer so bejammernswürdigen und unverantwortlichen Unwissenheit gelassen zu haben!

Gutmann.

Unwissenheit? — Wer sagt denn, daß ich ihn unwissend gelassen habe? Ich darf vielmehr wohl kühnlich behaupten, daß er mehr, als Ihr eigener Sohn wisse, so gelehrt dieser auch immer seyn mag.

Pansophus.

Wie? Was? Was? — Was sagen Sie nun da wieder? Ist denn wirklich einer von uns taub oder verrückt? —

Gutmann.

Das ich nicht wüste.

Pansophus.

Was sind denn das für schreyende Widersprüche, die Sie sich zu Schulden kommen lassen? Erst gestanden Sie von Ihrem Sohne, daß er noch gar nichts gelernt habe von dem, was der Meinige weiß, und nun rühmen Sie wieder von ihm, daß er mehr, als der Meinige, wisse!

Gutmann.

Beydes wahr und begreiflich; ich will Ihnen das Räthsel erklären. — Mein Knabe kann wirklich weder lesen noch schreiben, weder Lateinisch noch Griechisch (ein Bischen Französisch hat er so aufgeschnapt, ohne daß wir's ihn eigentlich gelehrt hätten) kennt weder den Lineus, noch den Gatterer, noch den Schröckh, weiß von Mythologie, von Theologie, von Kirchen- und Ketzergeschichten noch keine Sylbe — mit einem Worte, hat noch ganz und gar nichts gehört oder gelernt von allem, was zu der eigentlichen Gelehrsamkeit gerechnet wird. Aber statt dessen hat er andere Sachen getrieben, von denen ich glaubte, daß sie in seinem jetzigen Alter ihm nützlicher wären; die ihm auch mehr Freude machten, und sowohl für seine Gesundheit, als auch für die Entwickelung seiner jungen Kräfte und Fähigkeiten, weit zuträglicher zu seyn schienen.

Pansophus. (höhnisch)

Und diese andern Dinge waren — wenn man fragen darf?

Gutmann.

Sie werden lachen, wenn ich sie ihnen nenne — aber immerhin! Das soll mich nicht abhalten, sie Ihnen offenherzig anzuzeigen.

Statt meinen Buben Wörter von Dingen zu lehren, die er noch nicht kennt, habe ich ihn mit allen Gegenständen selbst, welche um und neben uns sind, — sowohl in dem Hauswesen, als auch in der Natur — durch den Gebrauch seiner eigenen fünf Sinne bekannt werden lassen; statt ihm die Namen entfernter Länder, Städte, Flüsse und Meere einzutrichtern, hat er durch tägliches Herumlaufen die Geographie unsers Hauses, unsers Gartens, unsers Dorfes und unserer Feldmarken ohne Karten gelernt; statt ihm Beschreibungen und Abzeichnungen ausländischer Kräuter, Gewächse, Thiere und anderer fremden Naturgüter in die Hände zu geben, habe ich ihn die Naturhistorie unserer Gegend, und aller Produkte derselben nicht aus Büchern, sondern aus der Natur selbst, durch den Gebrauch seiner Sinne lernen lassen. Er weiß noch nicht, wie der Ihrige vermuthlich wissen wird, wo und wie der Kaffee, der Zucker, der Thee, die Gewürznelken, u. s. w. wachsen und bereitet werden: aber wie die Erdtoffeln gepflanzt, der Kohl behackt werden müssen, das weiß er Ihnen schon, troz dem besten Landwirthe! Von der Welthistorie versteht er kein Wort: aber die tägliche Geschichte unsers eigenen Hauses, unsers Gartens, unserer Ställe, allenfalls auch die hervorstechendsten Be-

ge-

gebenheiten aus der täglichen Universalgeschichte des Dorfs, weiß er jedem Fremden haarklein, und mit allen Nebenumständen zu erzählen. Was die Wappenlehre für e n Ding sey, ob sie mit Löffeln, oder mit Gabeln gegessen werde, darum hat er sich noch nie bekümmert: aber fragen Sie ihn einmal, was für ein Schild vor der Dorfschenke hänge, oder was für ein Zeichen auf dem Zollbrete haußen vor dem Dorfe angebracht sey: und wir wollen hören, ob er ein Ignorant sey! Gedichte zu deklamiren, hat er noch nie versucht: denn die Wahrheit zu sagen, er hat noch keine gehört — einige unschuldige Landlieder ausgenommen, die ich das Gesinde gelehrt habe, und die er zuweilen bey der Arbeit singen hört — und lesen kann ja der arme Schelm noch keine: aber sein poetisches Gefühl ist demohngeachtet nicht müßig gewesen, so oft er an einem schönen Morgen, oder an einem schönen Abend, an meiner oder seiner guten Mutter Hand hinaus aufs freye Feld gieng, die reinste Landluft einathmete, des lieben Gottes offnen Himmel über sich, die anmuthvollste Gegend vor und um sich sahe, und durch einen Druck der Hand oder durch ein herzliches Schmäzchen aufmerksam gemacht wurde auf die Eindrücke, die das alles auf das Herz seiner Eltern machte, und dann nach und nach

anfing, etwas ähnliches dabey zu empfinden. Und ich möchte nicht darauf schwören, daß er nicht ein Paarmal unter solchen Umständen einige Minuten lang wohl gar schon ein wirklicher Dichter gewesen sey, ohne daß er daran dachte, und ohne daß ihm ein Wort aus dem Munde ging.

Pansophus.

Eine aparte Art von Dichtern, die Poesien brüten, ohne es zu wissen, und ohne sie an den Tag zu bringen!

Gutmann.

Es würde um die Welt eben nicht schlimmer stehen, wenn diese Art von Dichtern allgemeiner, und die Zahl der gewöhnlichen nur auf die Wenigen eingeschränkt würde, welche von der Natur recht eigentlich dazu berufen sind, laut zu dichten. Doch dieß bey Seite gesezt. Sie sehen, hoffe ich, nun wohl ein, daß ich das kleine Seelchen meines Jungen eben nicht habe brach liegen lassen, ohngeachtet er noch nichts aus Büchern gelernt hat. Der ganze Unterschied zwischen seiner und Ihres Sohns Unterweisung besteht also wohl nur darinn, daß jener fast lauter Sachen, dieser fast lauter Wörter gelernt hat, und daß man jenen nur auf solche Dinge aufmerksam werden ließ, die ihn jedesmal vor der Nase lagen,

gen, dahingegen dieser, dem väterlichen Boden und der gegenwärtigen Zeit entrückt, fast immer in fernen Ländern und in längst vergangenen Zeiten mit seinen Gedanken herum schweifen muste. Der Meinige blieb immer in dem Mittelpunkte seiner Existenz, die Seele des Ihrigen hingegen ward in der äussersten Peripherie herum geschwenkt. Wer von beyden mag es nun wohl besser gehabt haben?

Pansophus.

Wenn Ihr Söhnlein dazu bestimmt ist, unter Bauern aufzuwachsen und unter Bauern künftig zu leben: so habe ich wider Ihre Art zu unterrichten nichts, gar nichts, Herr Gutmann. Aber wie? wenn Sie ihn nun produziren sollten, so wie ich den Meinigen vorführen muß, so oft ich honette Gesellschaft bey mir habe? und nun die Frage wäre: was der junge Herr dann schon für Progressen gemacht habe? Wie da?

Gutmann.

Da kommen Sie mir eben auf den rechten Fleck, wo ich Sie schon lange erwartet habe! Grade dieses, daß mein Junge gar nicht produzirbar seyn möchte, gar nichts an sich hätte, gar nichts wüste, womit er in Gesellschaft brilliren, Aufmerksamkeit erwecken, und unverständiges Lob erwerben könnte, ist eine von

den Hauptursachen gewesen, warum ich bis jezt ihn aus Büchern noch ganz und gar nichts gelehrt habe. Ich will, daß er der unbedeutendste Bube sey, und daß selbst das Auge des ausgelerntesten Schmeichlers nichts an ihm finde, welches er belobpreisen könne. Denn das ist ja eben die allgemeine Pest, welche unter den Kindern der gesitteten Stände, Dank sey der unaussprechlichen Thorheit ihrer Eltern! so weit und breit um sich gegriffen hat, und eine so erbärmliche Verwüstung unter den ursprünglichen Menschenkräften anrichtet, daß alles aufs Glänzen abgezweckt, alles nur deswegen gelehrt und geübt wird, damit es begaft, belobt und bewundert werden möge. Wenn ich ja zuweilen gezwungen bin, all' dem thörichten Wesen beyzuwohnen, ohne ihm steuren zu dürfen; wenn ich hier ein Aefchen und dort eins auftreten und seine Künste machen sehe, und dann ein Bravo! ein Allerliebst! nach dem andern von unweisen Lippen ertönen höre, und nun mit diesen meinen Augen sehen muß, wie die verwahrloseten lobsiechen Seelen dieser jungen Affen von unermeßlichen Prätensionen und von Eitelkeit aufschwellen, wie der Wassersüchtige von verdorbenen Säften; o so möchte ich weinen über das gewisse Verderben dieser Unmündigen, und das Wehe! ausrufen über diejenigen, welche durch ihr thörichtes

tes Lobpreisen den Keim des wahren Menschenwerths und der Zufriedenheit ihres ganzen künftigen Lebens so unbarmherzig in ihnen ersticken! Wahre Tugend, welche Einfalt zum Gepräge hat, wahre Verdienste, welche allemal mit Bescheidenheit gestempelt sind, wahre Ruhe und Zufriedenheit, welche nur ein Herz erfüllen können, das von Ehrsucht und Eitelkeit unangefochten geblieben ist, sind für solche zum Glänzen abgerichtete Kinder auf immer dahin! Es ist ihnen forthin bey allem, was sie reden, bey allem, was sie vornehmen, lediglich darum zu thun, der Leute Augen und Ohren auf sich zu ziehen, und gelobt zu werden. Die Mittel, wodurch diese Absicht jedesmal erreicht werden kann, sind ihnen gleichgültig. Kann es durch gute Handlungen geschehen, wohl! so sind sie für den Augenblick Engel: durch schlimme? — Teufel! In Gesellschaft mit Empfindsamen weinen sie über den Tod einer Mücke, und wollen sich nicht trösten lassen; mit Leuten von härterer Komplexion hingegen sehen sie am folgenden Tage einer Parforcejagd mit innigstem Vergnügen zu. Sind sie unter Frommen, so beseufzen sie den herrschenden Leichtsinn unserer Zeiten; unter Spöttern? — flugs sind sie selbst die entschlossensten Ungläubigen, die der Erdboden trägt! Keines im Ernst, keines auf

immer; sondern alles nur für den Augenblick, alles, um nur der Gesellschaft zu gefallen, in der sie sich eben befinden! — Und ein so verächtliches Chamäleon sollt' ich aus meinem Jungen machen lassen? O ich wollte lieber, daß ihn Gott mit Blindheit und Taubheit schlüge, damit das Gift der verderblichen Schmeicheley auf keinerley Weise einen Eingang in seine Seele finden könnte! — Wenn ich künftig nicht umhin kann, ihn in die Gesellschaft solcher Kinderverderber zu bringen: so soll er ein Schild auf der Brust tragen, worauf mit grossen Buchstaben geschrieben steht: **Wer mich lobt, ist mein und meiner Eltern Feind!**

Pansophus.

Also soll man die Kinder wohl immer tadeln, um sie furchtsam, niedergeschlagen, und menschenscheu zu machen?

Gutmann.

Daß doch die Gelehrten immer von einem äussersten Ende auf das andere hinüberspringen! Giebt's dann gar nichts in der Mitte für sie? Und muß man nothwendig tadeln, wenn man nicht loben will? Nothwendig schelten, wenn man nicht schmeicheln soll? — Mein Grundsaz, von dem ich wünschte, daß er von allen befolget würde, ist: von Kindern, oder

oder über Kinder in ihrer Gegenwart zu andern Leuten weder Gutes noch Böses zu reden. Nur in sehr seltnen Fällen erlaube ich mir, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Kinder müssen nicht, als Personen von Wichtigkeit, behandelt werden, welche die ganze Welt intereßiren; sie müssen vielmehr wissen und fühlen, daß sie unbedeutende Anhängsel der Alten sind. Dazu hat die Natur sie bestimmt, und als solche wurden sie von unsern weisern Vorfahren angesehn und behandelt. Thun sie Gutes, so muß das wie eine Sache betrachtet werden, die sich von selbst versteht, die man nicht anders erwarten konnte, die gar nichts Ausserordentliches an sich hat; thun sie Böses, so muß man sie nicht durch Beschämung vor Andern bestrafen wollen. Denn beydes, Lob und Tadel, in Gegenwart Anderer ertheilt, facht Ehrgeiz an, und ich bin und bleibe der Meynung, daß der Ehrgeiz eine der gefährlichsten Leidenschaften sey, welche in jungen Gemüthern angeblasen werden können; so wenig man dieses auch bisher erkannt hat, oder zugeben will.

Pansophus.

Ein Paradoxon über das andere! — Wie ich sehe, stimmen wir nicht einmal in den ersten, von aller Welt eingestandenen Principiis

i herein. Was ist für mich dabey zu thun? Contra prima principia negantem non est disputandum. — Doch unsere heutige Unterredung könnte mir vielleicht Stoff zu einer gelehrten Dissertatiuncula geben. Werde Sie also ferner geduldig anhören; ist mir lange kein so seltsames Zeug vorgekommen. Hi! hi! hi! — Aber daß ich das Wichtigste nicht vergesse — giebt es etwa schon Mehrere, die diese Paradoxa adoptiren? Hätte Ihre Sekte vielleicht schon einen Namen, oder rechnet sich wohl irgend ein Gelehrter dazu, der schon einige Celebrität hat, und nach dem man sie benennen könnte?

Gutmann.

Kann seyn, kann auch nicht seyn; ich für mein Theil bekümmere mich nie darum, mit welchem Ehrentitel oder Schimpfnamen eine Wahrheit von den Gelehrten belegt wird; wenn's nur wirklich Wahrheit ist, so gilt mirs einerley, ob Hans oder Peter sie zuerst erkannt hat.

Pansophus.

Das macht, daß Sie meine Logik noch nicht gelesen haben, welche, geliebt es Gott! die nächste Jubilatemesse ans Tageslicht treten wird. Darin habe ich in capite de arte disputandi (dem wichtigsten Kapitel in der ganzen

zen Vernunftlehre) gleichsam ad oculum demonstriret, wie viel darauf ankomme, wenn man eine thesis refutiren will, daß man sie irgend einem berüchtigten Namen unterzuschieben wisse, welcher verderblicher Irrlehren halber schon im bösen Geruch steht. Ich muß es selbst gestehn, eine feine Bemerkung! Nicht so, Herr Gutmann? (Reibt sich die Hände, und lächelt mit vieler Selbstgefälligkeit.)

Gutmann.

Eine sehr feine; die aber in der Ausübung, leider! nicht neu ist.

Pansophus.

Nun, nun, es wird sich schon irgend ein Name in — anus finden, wenn ich nur erst Zeit habe, darüber zu meditiren. Wir wollen mittlerweile immer fortfahren, damit ich noch mehr aus Ihnen herauslocke, welches in meiner obgedachten Dissertation figuriren könne. Mir fällt gleich noch eine wichtige Objektion ein.

Haben Sie bey Ihrem Vorsatze, das liebe Söhnchen vor seinem sechsten Jahre gar nicht lesen zu lehren, dann auch wohl bedacht, daß es heutiges Tages, durch die Bemühung gelehrter Kinderfreunde, so viele vortrefliche Werke in Prosa und in Versen giebt, deren Lesung

den

den Verstand und das Herz, auch der jüngsten Kinder, ganz ungemein ausbilden kann?

Gutmann.

So viele? Was ich doch für ein grosser Ignorant in der Litteraturgeschichte unserer Zeiten seyn muß! Denken Sie nur, es ist grade mit eine von den Ursachen gewesen, welche mich bewogen haben, das Lesenlehren noch etwas hinauszuschieben, weil ich mir einbildete, daß wir noch ganz und gar kein Buch hätten, welches von einem Kinde vor dem sechsten Jahre ganz verstanden werden könnte. Und da dachte ich so bey mir selbst, wozu soll denn der Junge etwas lesen lernen, was er doch noch nicht versteht, wenn ers auch noch so fertig lesen könnte!

Pansophus.

Ey, ey, das würde für einen Litterator eine unverzeihliche Unwissenheit gewesen seyn! Lesen Sie dann die Meßkatalogos und die gelehrten Zeitungen nicht? Da würden Sie solche allerliebste Kinderbücher bey Hunderten angezeigt gefunden haben!

Gutmann.

Ja, wenn Sie mir sonst keine nennen können, als die in den Meßverzeichnissen stehn, und in den gelehrten Zeitungen gepriesen werden!

Die

Die kenne ich alle, und habe sie, glaube ich, auch so ziemlich alle gelesen, oder wenigstens durchgeblättert.

Pansophus.

Nun, was sagen Sie dann?

Gutmann.

Was ich vorher sagte, — daß ich unter allen diesen auch nicht ein einziges gefunden habe, welches von einem Kinde von vier, fünf, bis sechs Jahren ganz verstanden werden könnte. Hie und da fand ich freylich wohl eine Periode, eine Stelle, ein ganzes kleines Stückchen, welches zu den Fähigkeiten junger Kinderseelen herabgestimmt zu seyn schien: aber ein kompletes Büchelchen von dieser Beschaffenheit? das soll erst noch geschrieben werden! Ich glaube nicht, daß von der überschwenglichen Menge neuer Kinderbücher, wenn sie in Rücksicht auf das erste kindische Alter geläutert werden sollten, mehr als ein Paar dürftige Bogen übrig bleiben würden. Und um derentwillen hätte ich meinen Jungen, mit Gefahr, ihn dadurch verhunzt zu sehen, lesen lehren sollen? Da ich das Wenige, welches für ihn lesbar war, doch erst aus zwanzig und mehr Büchern zusammen suchen muste, konnte ich nicht auch die kleinere Mühe übernehmen, es ihm selbst vorzulesen? Oder glauben Sie et-

etwa, daß ein Kind weniger Nutzen davon habe, wenn ein geübter Leser ihm mit vernehmlicher Stimme und mit richtiger Deklamation etwas vorlieset, als wenn es eben dasselbe halb buchstabirend, stotternd, ohne richtige Absätze, und ohne Abwechselung der Stimme, selbst lesen muß?

Pansophus.

Darüber könnte nun wohl noch pro et contra gestritten werden. Aber posito, — sed non concesso! daß das Vorlesen eben denselben Nutzen gewähre: so würde es doch aus andern Gründen noch immer höchst nöthig bleiben, die Kinder, so bald sie reden können, zum Lesen anzuführen. Denn, wie wollte man, ohne dieses Hülfsmittel, sie in der lateinischen, französischen, und bald nachher in der griechischen, englischen, italienischen, hebräischen, arabischen, chaldäischen —

Gutmann. (in eben dem Ton)

— persischen, arabischen, koptischen, sirischen, aethiopischen, armenischen, otahitischen —

Pansophus.

— und andern höchstnöthigen Sprachen unterrichten? Wie ihnen die Anfangsgründe aller Humaniorum beybringen, welche ein Kind doch nie zu frühzeitig lernen kann, weil sie es

sind,

sind, die den Menschen erst eigentlich zum Menschen machen, wie schon der blosse Name beweiset? —

Gutmann.

Der, wie die mehresten Namen, ein grosser Lügner ist! — So viel Sprache mein Junge nöthig hatte, hat er ohne Bücher gelernt, und von Ihren sogenannten Humanioren sollte er, wie ich Ihnen schon gesagt habe, mit Fleiß nichts wissen.

Pansophus.

Ohnstreitig, weil Sie Ihr vielgedachtes Söhnlein nicht dazu bestimmt haben, ein Litteratus zu werden?

Gutmann.

Bestimmt? — Ich habe meinen Buben weder zum Schuster, noch zum Polyhistor bestimmt; das mag er selbst thun, wenn er erst in dem Alter ist, daß er mit einiger Kenntniß der Sache urtheilen und wählen kann. Aber wenn ich auch zum voraus wüste, daß er sich künftig dem Studiren widmen würde, so würde ich um deswillen in meinem Unterweisungsplane doch nichts geändert haben. Auch alsdann hätte er mir bis hieher eben so unwissend bleiben sollen.

Pansophus.

Das macht, Sie wissen nur nicht, wie viel heu-

heutiges Tages dazu erfodert werde, ein Gelehrter zu heissen; sonst würden Sie die Nothwendigkeit erkennen, den Anfang des Studirens schon in der Wiege zu machen; in der Wiege, Herr Gutmann, ich versichere Sie!

Gutmann.

Ich habe mir etwas davon sagen lassen; aber wie ich nun immer so meine besondern Grillen habe, so ist es mir denn auch wohl zuweilen vorgekommen, als wenn's eben kein so beneidenswürdiges Glück sey, ein Gelehrter zu heissen, und kein so grosses Unglück, in hundert Dingen durchaus unwissend zu bleiben. Kann seyn, daß ich irre —

Pansophus.

Gröblich! gröblich, Herr Gutmann! Kein grösser Glück auf Erden, als ein tüchtiger Gelehrter zu seyn, der über alles reden, alles erklären, auf alle Fragen Antwort geben kann! Und wenn das auch nicht wäre, wie würde ein Candidatus in den Examinibus rigorosis fortkommen, wenn er nicht in allen Sätteln gerecht, in omni scibili bewandert wäre?

Gutmann.

Was das betrift, so habe ich das gute Vertrauen zu dem immer mehr aufwachenden Menschenverstande meiner Zeitgenossen, daß

binnen

binnen zehn Jahren die verständigen Prüfer junger Leute nur nach solchen Kenntnissen und Fertigkeiten fragen werden, welche zu der jedesmaligen eigentlichen Bestimmung des Kandidaten gehören; nicht aber nach solchen, welche ganz und gar keine Beziehung darauf haben. Und dann wird es keine Schande mehr seyn, in den mehresten Dingen, welche zur Gelehrsamkeit gerechnet werden, seine gänzliche Unwissenheit zu bekennen.

Pansophus.

Gott bewahre! Das wäre ja offenbarlich die alte Barbarey zurück geführt. Nein, Herr Gutmann, nein! das erwarten Sie nicht; wenigstens so lange nicht, als ich und einige Wenige von meines Gleichen noch im Leben sind, und die Hände mit im Spiel behalten. — Ein klein wenig Geduld, das muß ich mir doch geschwind notiren, daß so etwas auf dem Tapete sey, um es bey der nächsten öffentlichen Gelegenheit grauiter zu rügen. (Er läuft zum Schreibtische.) — So! — So! — Und nun soll mir mein Christelchen noch einmal so scharf studiren, damit, nach meinem etwanigen Ableben, die Ehre der ächten Gelehrsamkeit eine neue Stütze an ihm haben möge. Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß wir in so gefährlichen Zeiten leben, in welchen man der

schändlichen Barbarey wieder Thür und Thor eröfnen will! O tempora! o mores! (An die Kammerthür laufend) Christelchen! Christelchen! Sage doch dem Herrn Informator, ich liesse ihn bitten, dir nach dem Abendessen täglich noch zwey Stunden mehr zu geben! Est periculum in mora, maximum, atrocissimum! —

Gutmann.

Wie bedaure ich, daß ich unschuldiger Weise Ursache werden muß, daß das arme Kind an Leib und Seele nun noch mehr ausgemergelt werden wird. — Aber um Gottes Willen, Herr Professor, wollen Sie denn vor dem unausbleiblichen Elende, worein Sie Ihren unglücklichen Sohn durch eine so übertriebene Anstrengung ganz zuverläßig stürzen werden, durchaus die Augen verschliessen? Durchaus jede, aus ihrem Knospen so eben hervorbrechende, junge Naturkraft unbarmherziger Weise in ihm tödten? Sagt Ihr väterliches Herz Ihnen dann gar nichts, wenn Sie ihn so blaß und abgezehrt, wie eine halbe Leiche, herumschleichen sehen, ohne Leben, ohne Munterkeit, ohne Freud und Jugendkraft? Nichts, wenn Sie bedenken, daß er wie ein zartes Bäumchen im Treibhause, nach den ersten, ihm abgezwungenen kümmerlichen Früchten, in dem Frühlinge seines Lebens dahin welken, und jämmerlich verdorren werde,

ohne

ohne irgend eine natürliche, kraft- und saftvolle Sommerfrucht getragen zu haben? Nichts, wenn Sie sich um einige Jahre hinaus in die Zukunft denken, im Geiste schon vor sein künftiges unausbleibliches Siegbette, oder bey sein frühzeitiges Grab hintreten, und sich nun selber sagen müssen, daß Sie, Sie, Sie! der Mörder eines Geschöpfes waren, welches die göttliche Vorsehung durch Sie ins Leben sezte, damit es durch Sie beglückt werden möchte? O ein kalter Schauder fährt mir durch Mark und Bein, so oft ich mich in Ihre Stelle setze!

Pansophus. (lächelnd, und den Kopf wiegend)

Hat keine Noth, keine Noth, Herr Gutmann! Man stirbt nicht gleich, wenn man ein wenig blaß aussieht. Multum tulit fecitque puer! — sagt Horaz. Lebe ich doch auch noch, und habe viel studirt, viel studirt von Jugend auf!

Gutmann.

Man hört's, ohne daß Sie es sagen!

Pansophus. (mit vieler Selbstgefälligkeit)

Ich meyne ja. — Und dann so müssen Sie erwägen, daß ich ihn drey fremde Sprachen, und wohl zwölf Künste und Wissenschaften zu gleicher Zeit lehren lasse, damit ihm das Lernen nicht durch Einförmigkeit zum Ekel werde. Variatio

delectat. Bedenken Sie nur, drey Sprachen, und wohl zwölf schöne Künste und Disciplinen! O wer dabey nicht munter bleiben wollte. —

Gutmann. (für sich)

Wer dabey nicht allen Menschensinn verlieren wollte, der müste wohl keinen zu verlieren haben!

Pansophus.

Und dann — was das Wichtigste ist — so hat ein christlicher Vater ja wohl hohe Ursache, sich recht herzlich zu freuen, wenn seine Kinder nicht zu viguröß werden; wenn ihr Fleisch fein gekreuziget wird, damit es nicht gelüste wider den Geist! — Denn was ist doch äusserliche Schönheit gegen innerliche Gelehrsamkeit, Gesundheit des Leibes gegen Stärke der Seele, welche einzig und allein durch frühzeitiges und vieles Lernen erworben wird?

Gutmann.

Das ist es eben, worinn Sie so augenscheinlich irren, Herr Professor! Das frühe und viele Lernen kann die Seele eines Kindes wohl aufblähen, aber macht sie wahrlich nicht gesund und stark, befördert wahrlich nicht ihr natürliches Wachsthum. Einen Schmeerbauch haben, oder aufgeschwollen seyn, wird, so viel ich weiß, eben für kein Zeichen einer vollkommenen Gesundheit gehalten: und der Geschwulst einer aufgedunseten jungen Seele sollte von ihrer

rer Gesundheit zeugen? Leib und Seele stehen ja überdem in so genauer Verbindung. —

Pansophus.

Apropos von Leib und Seele! Welchem systemati sind dann der Herr Gutmann eigentlich zugethan? Dem Aristotelischen, oder dem Cartesianischen, oder dem —

Gutmann.

Ich wollte, daß alle der Plunder am Galgen wäre, wenn allen Menschen der Kopf dadurch so verdreht wird, wie ich an gewissen Leuten sehen muß!

Pansophus.

Ars non habet osorem, nisi ignarum! — Sie wollten also sagen? —

Gutmann.

Ich wollte sagen, daß man eher den Mond mit den Zähnen herunterziehen, als gewissen Leuten Menschenverstand in die Köpfe bringen könnte.

Pansophus.

Da haben Sie völlig recht. Aurea sententia! Notetur, notetur phrasis! (Läuft wieder zum Schreibtisch.) Non semper occurrit. (Schreibt) daß man — eher den Mond — mit den Zähnen herunter ziehen — als gewissen Leuten — den Menschenverstand — aus dem Kopfe bringen könnte. — Schön gesagt,

Herr Gutmann! Und so wahr! Das habe ich mit den verwünschten Leibnizianern erfahren. Schon zehnmal habe ich wider sie disputirt, sie refutirt, sie ad absurdum gebracht, und doch soll das abscheuliche systema harmoniae praestabilitae, wie mich glaubwürdige Leute versichern wollen, noch immer seine Anhänger haben. Ja, ja; eher den Mond mit den Zähnen — Aber wo blieben wir dann? — Ja so, Sie wollten eben ein neues Paradoxon über die Vereinigung des Leibes und der Seele vorbringen. Wie lautet es doch?

Gutmann. (unwillig)

Meine Zeit ist verflossen. —

Pansophus. (Ihm beym Schooß fassend)

Nicht doch, Herr Gutmann! Sie kommen mir so nicht davon. Ich muß erst alles aus Ihnen heraus haben, was in Ihrem sonderbaren Kopfe steckt. Er wird mir reichen Stoff zu zwey, zu drey Disputationen geben. Ihren Namen werd ich verschweigen; darauf können Sie sich sicher verlassen. Nun also, lieber, goldner Herr Gutmann! Heraus damit; immer heraus!

Gutmann.

Es sey; aber erst versprechen Sie mir auf Professorparole, daß Sie mich nicht mehr unterbrechen wollen.

Pansophus.

Auf mein Wort, Herr Gutmann; auf mein Wort!

Gutmann.

Und das Sie nicht böse werden wollen, wenn ich so frisch von der Leber weg rede, ohne zu bedenken, daß ich ein unwissender Laie bin, und daß Sie ein hochgelahrter Professor sind?

Pansophus.

O ganz und gar nicht; ganz und gar nicht; je närrischer, je besser! Das figurirt um so mehr in einer gelehrten Streitschrift.

Gutmann.

Nun so hören Sie dann das Närrischste, was Ihnen jemals vorgekommen seyn mag: der Herr Professor Pansophus ist ein Mörder seines eigenen Sohns, und zwar einer der grausamsten, weil er nicht bloß den Leib, sondern auch die besten Seelenkräfte desselben mordet. Sein unglücklicher Sohn wird durch unnatürliche Anstrengung erschöpft, entweder frühzeitig ins Grab beissen müssen, welches noch das Beste für ihn wäre; oder ein mißvergnügtes, sieches, ihm selbst und andern zur Last fallendes Leben führen. Sein Körper wird im Kurzen gänzlich ausgemergelt, sein Herz gegen jedes reine, unschuldige Vergnügen unempfindlich, jede seiner Seelenkräfte durchaus geschwächt seyn.

Denn so, wie sein Gedächtniß mit unfruchtbarer Wörterkenntniß vollgepfropft wird, so wird auch im gleichen Maasse sein Herz immer leerer an guten Empfindungen, sein Gefühl gegen schöne Natur, gegen Freundschaft und Menschenliebe überhaupt immer stumpfer, sein Geschmack an häuslicher Familienglückseligkeit immer schwächer, sein natürlicher Menschenverstand immer eingeschränkter, seine Eitelkeit hingegen, seine Ruhmsucht, und mit ihr, sein inneres Elend immer unermeßlicher werden. Der einzige Vortheil, der ihm von seiner frühzeitigen Gelehrsamkeit übrig bleiben wird, wird am Ende bloß darin bestehen, daß er über sein trauriges Verhängniß sich in sechs oder sieben Sprachen beklagen und seinem unweisen Vater in eben so vielen Mundarten fluchen kann.

Nicht wahr, Herr Professor, das war einmal recht närrisches Zeug? — Ich bin Ihr Diener. (geht ab.)

Pansophus. (ihm nachrufend)

I, furcifer, i ad graecum Π! — Der Unverschämte! — Nun soll ihm, und seinem leidigen Menschenverstande zum Trotze! mir mein Christel Morgen am Tage auch noch das Hebräische anfangen. Will doch sehen, wer mir's wehren soll!

7. Ein

7.

Ein Paar lehrreiche Anekdoten von Kindern.

Diese kleinen Anekdoten sind nicht erdichtet; ich habe sie mit der Treue eines Geschichtschreibers, und mit dem Wunsche aufgesezt, daß beobachtende Kinderfreunde Kleinigkeiten dieser Art, aus denen man grossen Nutzen ziehen könnte, nicht möchten entwischen lassen.

I.

Man hatte einem sechsjährigen Kinde, der heutigen, freylich sehr unvernünftigen Mode nach, Verschiedenes aus der Mythologie erzählt. Es muste Einiges davon in meiner Gegenwart wiederholen. Ist denn das auch wahr, mein lieber Junker? fragte ich, nachdem das Kind auserzählt hatte.

„O nein! war seine Antwort; das haben die alten Wälder nur so geglaubt!„

Die alten Wälder?

„I ja; nicht wahr, Hr. S.*?„

So hieß sein Hofmeister, ein übrigens geschickter Mann, der mit mir zugleich ein Paar

grosse Augen machte. Wir sahen einander etliche Augenblicke lang voll Verwunderung an, biß ich endlich merkte, worin der Irrthum lag. Heide nämlich wird in Obersachsen für Wald gebraucht. Indem nun das Kind, das an diesen Sprachgebrauch gewöhnt war, von alten Heiden hörte, verstand es alte Wälder, und weil man es viel mit Fabeln beschäftiget hatte, so war es für seinen jungen Verstand vermuthlich nicht auffallend gewesen, daß Bäume, oder Wälder etwas glauben können. Es würde sich aber mit diesem Mißverständnisse, ohne jemandes Bemerkung, wer weiß wie lange, herumgetragen haben, wenn es bey der Wiedererzählung nicht zufälliger Weise, statt Heiden, Wälder gesagt hätte.

* * *

Diese Anekdote mag zuförderst lehren, wie sehr wir uns oft betrügen, wenn wir glauben, daß die Kinder unsern Unterricht verstanden haben, wenn sie das Gehörte mit unsern Worten wiederholen können.

Dann ist sie zweytens ein lebendiger Kommentar über die pädagogische Regel: daß man zu jungen Kindern mehr durchs Auge, als durch die Ohren reden müsse.

Und endlich mag sie vornemlich auch dazu genuzt werden, die Grösse der Thorheit derjenigen

nigen anschaulich zu machen, welche junge Kinderseelen mit allerley unzeitigen Kenntnissen aus Büchern überschütten, wozu sie noch keine Fassungskraft und noch keine Sprachfertigkeit haben. Man kann an diesem Beyspiele sehen, welch ungereimtes, verwirrtes und widersinniges Zeug dadurch nothwendig mit in die Kinderseele kommen müsse.

* *
*

2.

Ich hatte mein dreyjähriges Kind gewöhnt, nach Tische, statt des gewöhnlichen, gesegnete Mahlzeit! zu seinen Eltern zu sagen: ich danke dir, lieber Vater, ich danke dir, liebe Mutter, daß ihr mir was zu essen gegeben habt. Beym Gebeth vor und nach der Mahlzeit, welches ich jedesmal selbst und zwar laut und ohne bestimmte Formulare, zu verrichten pflege, hatte man es blos angehalten, still zu seyn, ohne zu verlangen, daß es darauf merken oder gar nachbeten sollte. Aber so wie das Beyspiel der Erwachsenen bey Kindern überhaupt alles thut: so fing auch Lottchen nach und nach von selbst an, so oft sie allein speisen sollte, die Hände zu falten und die Lippen zu bewegen, als wenn sie ihr Gebeth verrichtete. Da ich dieses bemerkte, fragte ich sie, was sie machte; und da entstand

fol-

folgendes Gespräch unter uns, welches ich wörtlich nachgeschrieben habe:

Ich.

Was hast du denn jezt gemacht, liebe Lotte?

Lotte.

Habe gebetet.

Ich.

Was sagtest du denn?

Lotte.

Ich danke dir, lieber Vater, daß du mir zu essen hast gegeben.

Ich.

Zu wem sagtest du denn das?

Lotte.

I, zu dir, Vater.

Ich.

Wenn du betest, liebes Mädchen, so must du nicht zu mir, sondern zum lieben Gott sprechen.

Lotte.

Der hat mir ja aber nichts zu essen gegeben.

Ich.

Ja wohl, mein liebes Kind; Gott giebt mir das Essen und ich gebe dir nur etwas davon ab.

Lotte.

So must du zu Gott beten und ich zu dir.

Ich war über diese unerwartete Antwort nicht wenig betroffen. Ich half mir indeß auf folgende Weise aus der Verlegenheit, und es würde ungemein lehrreich für mich seyn, von andern Erziehern zu erfahren, wie sie, an meiner Stelle, sich dabey würden genommen haben.

Ich.

Wenn ich dir durch unsern Wilhelm (der Name des Bedienten) einen Zwieback schicke, nicht wahr, so dankest du ihm, daß er ihn dir gebracht hat?

Lotte.

Ja.

Ich.

Aber du dankest doch auch mir, daß ich ihn dir geschickt habe; nicht, gute Lotte?

Lotte.

O ja, das thue ich.

Ich.

Nun siehst du, ich bin des lieben Gottes sein Wilhelm; alles, was ich dir gebe, das schenkt er dir, ich bringe es nur. Du must also beyden danken, mir, daß ichs dir gebracht habe, noch vielmehr aber Gott, daß ers dir geschenkt hat. Denn er läst eigentlich alles wachsen u. s. w.

* * *

Ein kleines Beyspiel, wie richtig der kindische Verstand gemeiniglich zu schliessen pflegt,

so-

sobald er die Prämissen nur recht versteht; und wie sehr man daher auf seiner Hut seyn müsse, daß uns kein Ausdruck entwische, bey dem sie etwas anders, als wir, zu denken pflegen. Man kann für Kinder nie zu bestimmt reden. — Wenn ihre Urtheile oft ungewöhnlich ungereimt klingen, so forsche man nur nach, und es wird sich fast immer finden, daß sie bey den Vordersätzen ganz etwas Anders dachten, als die Worte, deren sie sich bedienten, in unserer Sprache bedeuten, und daß sie also consequenter redeten, als es das Ansehen hatte.

Einer meiner jetzigen Zöglinge von sechs Jahren fragte mich anfangs, so oft er eine für ihn anziehende Erzählung von mir gehört hatte, fast jedesmal: ist das auch recht geschehen? Da das Recht oder Unrecht in den erzählten Begebenheiten gemeiniglich handgreiflich war, so befremdete mich diese Frage in dem Munde eines sonst gar nicht dummen Kindes, und ich gerieth daher sogleich auf die Vermuthung, daß er mit dieser Frage etwas Anders meynen müsse. Ein Paar Gegenfragen und seine Antworten darauf überzeugten mich, daß meine Vermuthung gegründet gewesen sey. Ist das auch recht geschehen hieß in seiner Sprache: ist das auch wirklich so geschehen, oder ist es nur eine Erdichtung?

Wohl

Wohl dem Erzieher, dessen scharfer Beobachtungsgeist dem jedesmaligen Gange der Kinderseelen nachzuspüren und sie auf der That zu ertappen weiß, wenn sie Ideen mit Worten verbinden, welche in der Sprache der Erwachsenen ganz etwas Anders sagen wollen! Er wird oft das Vergnügen haben, in den abgeschmacktesten Reden der Kinder guten, richtigen Sinn zu finden und wird ihre Begriffe entwickeln helfen; indeß ein Unverständiger, der solche Ausdrücke nicht nach dem kleinen, gar sehr abweichenden Wörterbuche des Kindes übersezt, sondern nach dem Seinigen versteht, über dummes Zeug! schreien, und die junge Seele dadurch irre machen oder vom ferneren Forschen auf lange Zeit zurückschrecken würde.

* * *

3.

Eine Mutter hatte, wie aus dem Erfolge zu erhellen scheint, ihrem Kinde auf die Frage, wo denn der liebe Gott sey? zur Antwort gegeben: da oben im Himmel!

Einige Tage darauf spielt das Kind auf dem Hofe. Zufälliger Weise richtet es seine Augen in die Höhe und erblickt oben auf dem Dache einen Schorsteinfegerburschen, der von einem Schorstein zum Andern geht. Hurtig kömmt es ins Haus gerannt und schreit:

Mut-

Mutter, Mutter, der liebe Gott! Da oben ist er auf dem Hause! — Die Mutter blickt hinauf und sieht den Schorsteinfeger.

* * *

Ein Fingerzeig auf die Pflicht des Erziehers, wie in allen Dingen, so auch vornemlich beym Religionsunterrichte, immer wahr zu seyn, und so bestimmt, als möglich zu reden!

Inhalt.

1. Beschreibung einiger neuen pädagogischen Kinderspiele zur Erlernung fremder Sprachen, zur angenehmen Unterhaltung der Kinder und zur Uebung ihrer Seelenkräfte S. 1
2. Ueber den Gebrauch der Aesopischen Fabeln bey der Erziehung — 53
3. Ueber den Ehrtrieb — 73
   a. Ob es rathsam sey, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bey der Erziehung zu machen? — — 77
   b. Ueber eben diese Frage, erster Brief des Hrn. Prof. Feder an J. H. C. 89
   c. Antwort auf diesen Brief — 102
   d. Hrn. Prof. Feders zweiter Brief 142
   e. Antwort darauf — 151
4. Täglich vorkommende Fehler wider die gute Erziehung — — 163
5. Das Grab Emanuels von D. * v. Brückner 205
6. Ueber das schädliche Frühwissen und Vielwissen der Kinder — — 225
7. Ein Paar lehrreiche Anekdoten von Kindern 309
8. Ueber die deutsche Rechtschreib. v. Klopstock 317

Ueber

die deutsche Rechtschreibung

von

Klopstock.

Ich habe im ersten Theile dieser meiner Erziehungsschriften und in einem zu Altona herausgekommenen besondern Buche eine neue Methode beschrieben, die Kinder auf eine leichte und angenehme Weise Lesen zu lehren. Da ich mit dieser Arbeit fertig war, und mit Herrn Klopstock darüber redete, fand ich zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß ich mit ihm an einem und eben demselben Fleck zusammengetroffen sey, ohngeachtet wir in ganz verschiedener Absicht ausgegangen waren. Er war seinen Weg gegangen als Litterator und Patriot, dem die Vervolkomnung unserer Muttersprache am Herzen lag; ich, als Erzieher, der blos für Kinder das erste Schulgeschäft, das Lesenlernen, erleichtern wolte.

Der Punct aber, worin wir so unvermuthet zusammentrafen, war die Bemühung, das Unbestimte, das Ueberflüssige,

und das offenbare Fehlerhafte der deutschen Rechtschreibung aufzusuchen, um dem Ersteren Festigkeit zu geben, das Andere abzuschneiden, und das Dritte, wo möglich, zu verbessern.

Freilich hatte ich während dieser Arbeit oft dem Wunsche nachgehengt, daß ein Mann von Klopstocks Gewichte für die ganze deutsche Litteratur thun mögte, was ich selbst blos für die Kinderstuben zu unternehmen wagte. Aber ich hatte nicht das Herz, diesen Wunsch laut werden zu lassen; weil ich mich vor dem Gekreische der Vorurtheile für meine neue Lesemethode fürchtete, wenn sie bey der Bekanntmachung dieser Methode von dem Polster des verjährten Herkommens, worauf sie so sanft zu schlummern pflegen, von mehreren Seiten her zugleich sollten aufgescheucht werden. Und siehe! was ich nicht zu hoffen wagte, war schon erfült, erfült durch einen Mann von Klopstocks Gewicht, und was noch mehr ist, — durch Klopstock selbst.

Die Freude, welche diese unverhofte Entdeckung mir machte, kann man sich denken.

Aber der ganze Plan lag, wer weiß wie lange! noch immer nur als bloßer Riß in dem Kopfe des Erfinders und es kostete Mühe ihn heraus zu bringen. Es gelang mir, und ich bin stolz darauf bey dieser jüngsten Geburt des Klopstockschen Geistes auch nur Hebammenstelle vertreten zu haben; so wichtig scheint sie mir für uns und für die Ausländer zu seyn!

Für uns: denn wird dieser Plan (wie ich zu hoffen Ursache habe) in Ansehung seiner wesentlichen Theile algemein gebilliget und künftig algemein befolget: wie viel Zeit haben wir gewonnen für unsere junge Nachkommenschaft in Betracht der Erlernung des Lesens und der Rechtschreibung! Wie viel entbehrliche Mühseligkeit von diesem bißher so beschwerlichen Schulgeschäfte abgewälzt! — Und dann, welche Ehre für unsere Nazion, die einzige zu seyn, welche eine genau

bestimmte und eine mit der zur Regel angenommenen Aussprache genau übereinkommende Rechtschreibung zu haben! Wir waren diesem Vorzuge schon vorher näher, als irgend ein anderes uns begrenzendes Volk; es kam nur darauf an, die letzten Schritte darnach zu thun: und diese sind nun gethan, dafern wir unsern Vorgänger nicht allein am Ziele wollen stehen lassen. Und könten wir das wollen?

Aber auch den Ausländern, die unsere Sprache lernen wollen, ist ein erheblicher Dienst geleistet worden. Sie finden in unserer Schreibung nun nichts Schwankendes mehr, nichts Ueberflüßiges, nichts Verwirrendes, nichts Widersinniges. Wie viel leichter wird ihnen dadurch die Erlernung unserer Sprache aus Büchern werden und wie viel grösser ihre Hochachtung gegen eine Nazion, welche nicht bloß im Denken, sondern auch in den Zeichen ihrer Gedanken, mit sich selbst übereinstimmend zu

seyn,

seyn, beflissen ist! Wer wolte sich nicht gern in die Zeiten hinträumen, da die Ausländer glauben werden, einen unsers Volks nicht treffender beschreiben zu können, als wenn sie von ihm sagen: „Der ist einer von denen, welche so schreiben, wie sie reden und so reden, wie sie denken!„ Und wie fern mag diese Zeit noch seyn? In Ansehung des Erstern ist sie da, so bald der Inhalt des nachstehenden Aufsatzes wird bekant geworden, gebilliget und in Ausübung gebracht seyn.

Auch den Kanzeleien kann durch die Einführung dieser Rechtschreibung ein Dienst geschehen. Denn geht sie vor sich, so können sie sich, durch Beibehaltung der alten Schreiberey, noch auf eine dritte Art unterscheiden. Bisher ist es nur durch den oft unrichtigen Gebrauch der Wörter in Rüksicht auf die Bedeutung, welche sie theils an sich selbst, und theils ihrer grammatischen Form nach haben, geschehn.

Ein Paar ausserwesentliche Dinge in diesem Plane (wie z. E. die Figur und Stellung des Dehnungszeichens, die Auswahl zwischen zweyen völlig gleichgültigen Buchstaben, wie dem f und v, wovon nur einer bleiben konte) sind fast wilkürlich angenommen worden, weil ein Entscheidungsgrund von Erheblichkeit weder auf der einen, noch auf der andern Seite da war. Alles Uebrige beruhet auf der einzigen Regel: schreibe nicht mehr, nicht weniger und nicht andere Buchstaben, als die gute Aussprache hören läßt. Wird diese Regel anerkant (und ich sehe nicht, aus welchem Grunde man sich dessen weigern könte;) so ist nur noch die Frage übrig: ob man noch Bedenklichkeiten habe, diejenige Aussprache, welche in dem Klopstockschen Plane für die gute erklärt wird, dafür gelten zu lassen, und zur Grundlage der Rechtschreibung anzunehmen? Aber auch hierüber hat ja ganz Deutschland sich schon längst durch die

alge-

algemeine Schreibart erklärt, welche biß hieher für Rechtschreibung gegolten hat.

Für Leute also, welche diese beiden Grundsätze anerkennen und welche übrigens zusammenhängend zu denken und zu handeln gewohnt sind, kann es gar nicht mehr die Frage seyn, ob die gewöhnliche Schreiberey der hier bekant zu machenden Rechtschreibung, oder ob diese jener weichen solle? Von solchen steht daher auch zu erwarten, daß sie keinen Anstand nehmen werden, die Einführung einer erheblichen Verbesserung, die sie zu billigen sich nicht enthalten können, durch ihr vorgehendes Beispiel befördern zu helfen.

Was aber diejenigen betrift (fals sich deren auch bey dieser Gelegenheit einige hervorthun solten) welche neue Vorschläge aus keiner andern Ursache, als weil sie neu sind, zu belächeln oder zu beschelten pflegen und welche in Ermangelung eigener Materialien zu einem Denkmale ihres

Werths, sich dadurch, so Gott will! ein Säulchen zu erkritzeln meinen, wenn sie an dem Werke eines Andern, hier ein wilkürlich hingeworfenes Sandkörnchen, dort ein Stückchen entbehrlichen Gesimses loszuschaben vermögen: so wird man sich nicht wundern sie auch bey dieser Gelegenheit nach ihrer Weise handeln zu sehen und sich dadurch nicht aufhalten lassen, nach der Seinigen zu handeln.

Ich getraue mir übrigens zu hoffen, daß Partheigeist und Neid keinen echten Deutschen überreden werden, einen auf die Ehre unserer Nazion abzweckenden Vorschlag bloß deswegen zu verwerfen, weil ein Anderer, als er selbst, ihn zuerst zu thun, den Einfall hatte.

Der Herausgeber.

VI.

Ueber di deűtsche Rechtschreibung.

> Germanī primī, a renovatīs artibus ausi
> Mansuræ propriâ tantum signare figurâ
> Vocis quemque sonum, semotis pluribus umbris.

Deűtschland geste̮t, durch di algemeine Rechtschreibung, gewissen Gegenden di richtige Ausspracḫe zu.

In einigen Gegenden hö̮rt man auch o^a, u^a, i^e, chch, scht, dis an der unrechten Stelle, sg,

A und

(geste̮t) Ich habe dis Zeichen gewält, den To̮n der Denung anzudeűten. Man ist durch das Französische (und Gri̮chische) scho̮n an eine Bezeichnung unter dem Bu̮chstaben gewo̮nt. Dis kan dazu beitragen den Eindruk des Ungewo̮nlichen zu schwechen.

und waſ ſonſt noch fon dår Art ſein mag; allein Nimand ſchreibt daſ. Anderſwo hört man eſ zwar nicht mer; aber man hört da auch weder eu, (eigentlich eů) noch ȯ, noch ů, noch g. Gleichwol ſchreibt ganz Deutſchland diſe Buchſtaben. Wider in andern Gegenden hört man di lezten, one di erſten.

Diſ ſind alſo di Gegenden, welchen Deůtſchland, durch di algemeine Rechtſchreibung, di richtige Auſſprache zugeſtet.

(Ich wårde diſe in Folgendem gewönlich ſchlechtweg di Auſſprache, und waſ dafon abweicht, Auſſprecherei nennen.)

Wir můſſen di Auſſprache noch etwaſ nåher beſtimmen, in ſo fern ſi nåmlich geſchriben wården kan. Deñ daſ Feinere, wozu wir keine Zeichen haben, gehört nicht hirhår.

Auch d und t, b und p, di man in dånen Gegenden, in welchen eů, ȯ, ů, und g der Sprache zu fålen ſcheinen, faſt immer ferwerelt, leſt ſi da hören, wo di algemeine Rechtſchreibung ſi ſezt; aber nur im Anfange der Silbe.

Hirhår

Hirhär gehören auch di d und b mit dem Häkchen, dem Zeichen des weggeworfnen e. Den si fangen nun di folgende Silbe an. Man spricht Im Bad' erkeltet aus, als ob man geschriben hette: Im Ba-derkeltet; und: Lib' erhört, als ob es geschriben were: Li-berhört.

Am Ende der Silbe, das ist, unmittelbar nach dem Selbstlaute, oder auch nach dazwischen stehenden Mitlauten, wärden gewönlich nur t und p gehört, wi man auch schreibe. Das Bad, und är bat; sile sind, und är sint gleichen sich föllig. Ausnamen sind: Wid in Widder, Krab in Krabbe, und solchen; ferner schid in ferschidnen, blib in geblibnen, und solchen. Di fon der lezten Art machen eine zimliche Zal aus. Desto besser für den Wolklang.

Noch ein Wort fom Unterschide des d und t. Man schreibt besser Deûtsche, als Teûtsche, (es fält nur noch, daß man der Ausspracherei gemäs gar Teitsche schreibe,) weil es in den Gegenden der guten Aussprache so lautet. Ausser däm wird dis auch, wenn es nun anders noch Bestätigung bedarf, zwar nicht durch di

algemeine, aber doch durch di merstimmige Rechtschreibung bestätigt. Unser Geschreibe, zu Otfrids und solchen Zeiten, das überhaupt, und auch hir schwankt, oder gar di Rechtschreibung der Auslender wird hir den doch wol nicht mit in Betrachtung kommen sollen?

Auch das g wird gewönlich nur im Anfange der Silbe (anderwerz lautet es da j oder k) recht ausgesprochen. Den man spricht am Ende der Silbe Sig wi Sich aus; (anderwerz wi Sik) ferner Gesang, wi Gesank, (so auch in andern Gegenden.) Was das g betrift, darf an der Rechtschreibung nichz geendert wärden. Den was sol man wälen? Etwa das ch der guten, aber hir auch, und nur auf andere Art, fälenden Aussprache? Ich wünschte, daß uns di Beibehaltung des End-g ein Wink würde, seine durchgengige rechte Aussprache (si ist zwischen j und ch) entweder wider härzustellen, oder damit anzufangen. Den Gesang, klingt ja besser, als Gesank, und selig besser, als selich. In der Endung ung, und in Wörtern wi sing hört man das End-g richtig.

Dis

Dis g könte unser Schibolet wärden, mit dem Unterschide fon dem englischen th, daß unsers angenämer klenge.

Das schlissende h sah froh (oder auch das nach dem Mitlaute Rhein) kan nicht ausgesprochen wärden. H ist schon for dem Selbstlaute ein leiser Hauch; und hinter im ferschwindet är. Also sa, fro.

Das ff spricht man in Wörtern, di nicht zusamen gesezt sind, nach einem Doppellaute oder Mitlaute, nicht aus, wen gleich ein Selbstlaut folget. Lau-fen, nicht lauf-fen. Dürfen, nicht dürf-fen; aber auffallen.

Das p in pf wird, wen dis di Silbe anfengt, oder si, nach einem andern Mitlaute, endet, jezt nicht mer ausgesprochen. Also solte man auch nicht mer Pfender, Pfründe, sondern Fender, Fründe; nicht stumpf sondern stumf schreiben, damit di Leüte nicht immer wider aufgefodert würden, dise feraltete Herte zu bearbeiten.

Das ss zwischen zwei Selbstlauten wird ausgesprochen. Flissen, beflissen. Dis können

gleichwol

gleichwol in gewiſſen Gegenden ſo gar di Grammattiker nicht fon Fliſen unterſcheiden. Ich hoffe diſen wenigſtenſ begreiflich zu machen, daß eſ auſſprechbar iſt, wen ſi eſ auch nicht auſſprechen können. (Ich weiſ nicht, ob ſi etwa ſ ſchon ſo ſtark auſſprechen, daß ſſ Herte ſein würde.)

Unſre lange Silbe hat dreierlei Töne, den ofnen, den gedenten, und den abgebrochnen.

Wir wollen ſi mit allen Selbſtlauten hören:

Ofner Ton	gedenter	abgebrochner
Ein Selbſtlaut (endet di Silbe)	Ein (Mitlaut)	Ein (Mitlaut)
Ka - ne	Kan	kan
Le - re	ler	Weſt
Ae - re	Bär	(ä kan in nicht haben)
Rö - re	ſchön	gön - te
Fli - ſen	Fliſ - ſen	befliſ - ſen
Drü - ſen	ſüſ	müſ - ſen
Tro - ne	Tron	kon - te
Spu - ren	Ur	mur - ten

Wir haben auch halbe Denungen. Hirfon weiter unten.

Unsre Grammattiker faren noch im̃er fort fon einander abzuschreiben, (mich deücht ich hab' es noch for einem par Jaren wo gefunden) daß dijenigen Lengen, dåren Modifikazion im Abbrechen des Tons bestet, Kůrzen sind. Si gehen dabei gar so weit, daß si den Selbstlaut derselben kurz nennen. Gleichwol hatten nur di Grichen auch kurze Selbstlaute; und wir haben lauter zweizeitige. Jener Saz fon einer Kůrze, di keine Kůrze ist, scheint zuerst aus einer grichischen Grammattik dadurch in eine deůtsche gekom̃en zu sein, daß Jemand gemeint hat, wir hetten, wi di Grichen, auch kurze Selbstlaute. Und so ist den̄ on Untersuchung des Dings bis auf unsere Zeiten damit fortgefaren worden.

Es hatte unsern Grammattikern freilich Niemand gesagt, daß es bei der deůtschen Lenge hauptsechlich auf den Ton ankeme, und daß diser Ton drei Modifikazionen hette; gleichwol hetten si sich den̄ doch darůber erklåren sollen, was si eigentlich damit meinten, daß si di angefůrte, åben so ware Lenge, als es di mit dem ofnen und dem gedenten Tone sind, zur Kůrze machten.

In stand, sprach, schlug, schnit, schmidete, schwam und solchen, hören wir weder das Lispeln des s noch das Zischen des sch; (Ich meine kein eigentliches Lispeln, oder Zischen) wir hören einen Mittelklang zwischen beiden. Es were, mich deücht, so übel nicht, wen wir ein eigenes Zeichen zu disem Mittelklange hetten. Da wir aber keins haben; so ferlont sichs, denk ich, der Mühe nicht, entweder in schtand, schprach, oder in snit u. s. w. zu ferendern.

Man kan nicht wissen, ob di Aussprecherei den Ton der Denung da überal auch, und nur da hören lasse, wo es di Aussprache tut. Den̄ zu dem Gewirre der bishärigen Tonbezeichnung gehört auch das mit, daß der gedente Ton oft unbezeichnet bleibt. Durchgengige Bezeichnung würd' uns in den Stand sezen, di Stim̄en über disen Ton zu sammeln. Seine öftere Widerkumft gehört zum Wolklange einer Sprache.

Ich habe, nach langem Herumhören, gefunden, daß eu fon äu (oder, wi man schreiben solte eū äu; hirfon hernach) Leute fon läute nicht unterschiden sey. Wär mir in disem Punkte, oder in andern nachuntersuchen wil, mus nicht

nicht fragen: Wi man dis oder jenes aussprechе? sondern är mus zuhören, wi man es ausspricht, wen man nichz dafon weis, daß darauf acht gegäben wird. Genung fon Bestimmung der Aussprache. Hirmit wil ich gleichwol nicht sagen, daß nicht noch in Folgendem dis und jenes dafon forkommen wärde.

1.) „Der Zwek der Rechtschreibung ist: „Das Gehörte der guten Aussprache nach der „Regel der Sparsamkeit zu schreiben.„

Den Zwek, denk ich, wollen wir Alle; ob aber auch di Mittel . . . wird sich zeigen.

2.) „Kein Laut darf mer als Ein Zeichen; „und kein Zeichen mer als Einen Laut haben.„

Wen der Laut f auch durch v und ph angedeütet wird, so hat är drei Zeichen; wen der Laut m auch durch das Zeichen n, so hat jener zwei Zeichen, und dises zwei Laute; und wen e auch durch ä und umgekert, so bezeichnen beide doppelt, und beide sind zweilautig.

Weren unsre überzäligen Buchstaben nur dis, und könte man si also, einen für den andern, nach Beliben brauchen; so mögt es damit zur Not noch gen: aber si haben ire angewisnen Stellen, und di mus man, on alle Ursach der

Anweisung, grösstenteils blos durch Hülfe des Gedechtnisses kennen. Ich glaube dahär, daß wir es lange genung damit ausgehalten haben. Auch solten wir aufhören di Buchstaben merlautig zu brauchen. Wir müssen weder ferschwenden, noch geizen.

a) Also nur k und z, und nicht auch c, oder gar das wi z auszusprechende t. Blikken, Zizero, Proporzion, nicht Blicken, Cicero, Proportion.

e) Nur t und nicht auch dt und th. Brot Rat; nicht Brodt, Rath. Ausser wo d etwan einmal for t gehört wird.

ä) Nur i und nicht auch y. Sei, nicht sey.

ö) Nur s, und nicht zugleich auch s. Was nicht was. Wozu brauchen wir Endbuchstaben, da wir di Wörter schon durch den gelasnen Zwischenraum fon einander trennen? Und wen wir gleichwol welche brauchen; warum haben wir denn nur disen Einen? Uberdis ferlirt auch das Auge äben keinen schönen Buchstaben an dem s. Es endet zwar auch di Silben; aber es ist auch hir

fon

fon keinem Nuzen. Deñ wär spricht Mis-laut und Miſ-laut ferschiden auſ? Dazu kömt, daß man, wen diſ s bleiben ſol, auch mis-ſen, wis-ſen u. ſ. w. ſchreiben muſ.

Wir ſolten zu unſern Eſch, daſ ſer weitleüftig ſ-c-h geſchriben wird, und überdiſ daſ c beibehelt, ein andreſ Zeichen haben. So lange aber daſ fält, ſchreibt man, alſ Auſname Flüschen u. ſ. w. auch Lispeln, damit daſ ſp nicht, wi in Spil, Li-ſpeln auſgeſprochen wärde.

i) Nicht ph, und nur entweder f oder v. Ph wird man leicht aufgäben; aber unter f und v wird man nicht wälen können. Und gleichwol iſt di Abſchaffung deſ Einen beina notwendig. Deñ wi müſam erlernt man nicht, ob ein Wort f oder v haben müſſe, weil gar kein Grund da iſt, daſ Eine oder daſ Andre zu ſezen. Zu wiſſen, wo f oder v hingehöre, iſt allein fil ſchwerer, alſ di ganze Rechtſchreibung, di ich forſchlage. Man denke ſich in di Zeit zurük, da man eſ gelernt hat, oder an di Stelle eineſ Auſlenderſ, där eſ lernen wil. Ich finde hir

keinen andern Auswäg, als das Jedem frei stehe, entweder f oder v allein zu brauchen. Eine solche Ungleichheit der Rechtschreibung ist fil besser, als eine műsame, und auf nichz gegrűndete Gleichheit.

(Es ferstet sich von selbst, daß di Namen so wol hir, als sonst űberal ausgenomen wärden.)

ů) Nicht manchmal auch å für e, und umgekert. **Beche nicht Bäche; Råben nicht Reben.**

(Hirfon hernach, wo fon der Ableitung etwas zu sagen sein wird.)

o) Nicht zuweilen auch n für m. **Samft, nicht sanft.**

u) In ei klingt e, wi a mit wenig geöfnetem Munde, oder wi ein halbes a. Hir hette also a mer als Ein Zeichen, nämlich auch e; und e mer als Einen Laut. Gleichwol, denk ich, behelt man hir das e. Deñ sonst mögten sich File einbilden, daß si das ganze folle a műsten hören lassen. Ueberdis ist di Abweichung fon der Regel genau bestimt. Deñ nur in dem Doppellaute ei (und eů) klingt das e wi ein

halbes

halbes a. Aber wir müssen auch nicht mer Hain u. s. w. schreiben, weil Hain und Hein äben denselben Klang haben.

Da wir einmal e zur Bezeichnung des halben a, for i, brauchen; so können wir es auch for ů. Also Leůte, wi es ausgesprochen wird, und dahär auch geschriben wärden mus. Den eu kan kein Doppellaut sein. Das u, wi ser man auch damit eile, wird doch besonders gehört Le-ute. (Man wird äben so wenig ge-übt: geůbt läsen, als man jezt be-urteilt: beurteilt list.) Aus gleicher Ursach müste man auch nicht läute sondern läůte schreiben. Da aber läů fon leů nicht unterschiden, und äů also überflüssig ist; so get uns auch seine Schreibung weiter nichz an. Man glaubt fileicht, daß man nun durch das Schreiben nicht zeigen könne, daß äu fon au z. E. Gesträuch fon Strauch abstamme. Es gehört zwar nicht mit zur Rechtschreibung, Abstammung anzuzeigen; gleichwol wird si es in unserm Falle doppelt. Strauch, Gestreůch. Das folle a wird in e, oder das halbe, und u in ů ferwandelt. Eůch, feůcht

klingt zwar wi Geſtreüch; aber hir iſt ja nicht di Rede fon der Abſtammung. Eſ iſt mit Geſtreüch und eüch wi mit dem abgeleiteten Röte, und den Stammwörtern öde, ſchön.

3 „Mer Laute, di oft fereint widerkommen, „dürfen Ein Zeichen, oder man darf Schreib„ferkürzungen haben.

Wir haben x, für kſ; (oft wird auch chſ ſo ausgeſprochen) z, für tſ; und tz, für ttſ. Wen wir noch Eine machen wolten; ſo würd' ich ſer für daſ en ſein, womit unſre Wörter ſo oft ſchliſſen.

Ich ſehe nicht, warum man z nicht überal, und alſo auch hinwerz, ſtez, nichz u. ſ. w. ſchreiben ſol. Wen man fortfärt eſ hir und da wegzulaſſen; (und warum in diſem Falle z. E. nicht in tſu?) ſo erſchwert man di Sache, weil nun Auſnamen gelernt wärden müſſen.

Daſ x brauchen wir beina gar nicht. Wir ſolten eſ liber abſchaffen, alſ eſ nicht überal ſezen, wo eſ hingehört, alſ Wexel drexeln u. ſ. w.

Q müssen wir entweder als überflüssig wegwerfen; oder es, durch Weglassung des u, zu einer Schreibferkürzung machen. Qelle, nicht Quelle.

Das tz für tts behalten wir nicht bei, weil dise Herte nicht mer ausgesprochen wird. Man kan nicht einwerfen, daß, wen man z. E. nicht settsen, sondern setsen schreibe, set-sen oder gar se-tsen würde ausgesprochen wärden. Denn es kömt Nimanden ein dis zu tun, weil di Aussprache wi set-sen (fileicht bis auf ein par Wörter, di man durch das Tonzeichen unterscheiden müste) durch di ganze Sprache get. Ueberdis hört man das, one Not, zu Hülfe gerufne tz z. E. in set-tsen fon Nimanden, so daß das z des tz in Grunde nicht Schreibferkürzung, sondern Schreibferlengerung ist. Man hatte

(fileicht) Wen dis Wort so geschriben wird, sagt man, so get ja ein Stambuchstaben, där noch dazu ein Mitlaut ist, ferloren. Als wen dis nicht auch sonst geschehe? Unser jeziges eilf (man solte elf schreiben) his emals einlif.

schon emalf for, daf ß abzuschaffen; aber man bildete sich ein, daß an seine Stelle zz gesetzst wärden müste. Ich kan bei diser guten Gelägenheit nicht unterlassen, di, welche zu unsrer Zeit solche Forschläge tun würden, zu bitten sich in di Sache der neuen Rechtschreibung liber gar nicht zu mischen.

4 „Fon den drei ferschidnen Tönen unsrer „langen Silbe wird nur der Ton der Denung „(auch der halben) bezeichnet.„

Sa in sa-hen kan Nimand anderf ausprechen, alf ef lautet; ef hat also kein Zeichen nötig: und so bald man san (sahn) oder san (sann) bezeichnet; so ferstet sichf fon selbst, daß daf unbezeichnete nicht den Ton def bezeichneten habe. Ef braucht also nur Ein Ton daf Zeichen. Am besten bekömt ef der gedente. Den diser kömt nicht so oft, alf der abgebrochne for. Ueberdif sind auch noch drei Felle, in welchen ef nicht nötig ist in zu bezeichnen.

Der erste Fal: Wen in Doppellaute haben. Den dise können überhaupt, in Ansehung def Tonf, nicht anderf ausgesprochen wärden, alf man si ausspricht.

Der

Der zweite: Wen in å hat. Es hat in aber alzeit, wen ein Mitlaut di Silbe schlist, zu dår es gehört. Deñ der abgebrochne Ton kan hir nicht ausgesprochen wården.

Der dritte: Wen in eine Silbe hat, auf dåren Selbstlaut unmittelbar g folgt. (Di richtige Aussprache des g wird hir forausgesezt.) Deñ nun mus di Silbe di Denung bekoñen.

Es war forhår auch fon der **halben** Denung di Rede.

Dise hat di Silbe mit g (es ferstet sich di lange) durchgengig. Deñ der Ton der Denung schalt mit dem Mitlaute aus; und das gut ausgesprochne g hat zu disem Ausschallen nur wenig Haltung. Man spreche **getragnen, gebognen, gedignen** aus, und höre, was ich meine. (**B** s und **D** nähern sich diser samften Aussprache, in solchen wi **erhabne, gewisne, Adler.** Ich merke hir noch an, daß das gut ausgesprochne g nicht nur an sich selbst angenåm klingt; sondern daß es auch fon dem Wolklange, dån di Denung hat, bestendig begleitet wird.

Auch

Auch einige zweizeitige Wörter und Silben haben den Ton der Denung, aber nur der erwänten halben, da nämlich, wo si kurz gebraucht wärden. Eilten im zu. Ging är hinab. Deñ so bald si lang sind, bekommen si di folle Denung.

Man sit, daß so wol di ganze, als di halbe Denung nur da bezeichnet wärden, wo es nötig ist. Deñ wozu auch da Bezeichnung, wo di Denung nicht unausgesprochen bleiben kan?

Wir haben bishär so wol den abgebrochnen, als den gedenten Ton bezeichnet, und disen so gar auch da noch, wo är in äben dem Worte zum ofnen Tone geworden war. Dise Bezeichnung ist also oft teils unnötig, teils unnötig und falsch zugleich. **Unnötig** in Ansehung des abgebrochnen Tons. Deñ nachdäm san bezeichnet ist, so darf nun das **a** in san nicht wi in san, und überdis kan es nicht wi in sa ausgesprochen wärden. **Unnötig und falsch zugleich** in Ansehung des nun ofnen Tons eines Wortes, das forhär den gedenten hatte. Deñ der ofne braucht überhaupt keine Bezeichnung; und der nun nicht mer gedente durfte nicht, als ein solcher, bezeichnet wärden.

Stroh

Stroh klingt in Strohmes nicht mer, wi es in Strohm klang. Wozu also das **bleibende Zeichen**? Etwa, daß man lerne, das umgeendete Wort sei noch dasselbe?

Wir bezeichnen jezt den gedenten Ton so:

a bald durch h und bald durch noch Ein a. **Strahl, Saal.**

e wider h oder ee. **hehl, scheel.**

i bald durch h und bald durch ein hinzugeseztes e. **ihn, fiel.**

o wi a, und e. **hohl, Schoos.**

u nur durch h. So auch ä, ö, und ü.

Und da mus man den nun grösstenteils blos **auswendig lernen**, den Gründe gibt es hir nicht:

Ob h, oder e, oder der widerholte Selbstlaut, oder ob **keine Bezeichnung** (nur i hat si alzeit) oder ob **eine an di unrechte Stelle** (auch dise hat i alzeit) zu sezen sei?

Ich merke noch an, daß wir so gar di unferenderliche Kürze, obgleich ir Hauptunterschid fon der Lenge darin bestet, daß si tonlos ist, mit dem Tone der Denung schreiben. **Die Sache.**

Den

Den abgebrochnen Ton bezeichnen wir durch Ferdoplung des Mitlautes, dår di Silbe endet. **Nimm**, ob es gleich **nåmen**, und nicht **nemmen** heist; **Schrifft** u. s. w. Auch hir wird **oft nicht** bezeichnet. **Genom-men** ist es **nicht**; **genomm-men** were es erst. (Man hette **nimstt** nicht **nimmst** schreiben sollen. Deñ di Ferdoplung des Endbuchstabens bezeichnet ja den abgebrochnen Ton.)

Allein di Ferdoplung sol auch **Bezeichnung der Ableitung** sein, als **Tritt**, damit man nicht **Tri-tes** umende.

Aber wår tut deñ das, wen år auch noch so unbekant mit der Aussprache, und mit den Regeln der Ableitung ist? Wozu also Zurechtweisung in einer Sache, in dår selbst der Unwissende nicht irt? Und dåm, dår **Ris-se** nicht anders, als **Ri-se** forbringen kan, würd' es ja doch zu nichz helfen, wen man in durch di Schreibung **Riß** auch noch so gern zurecht wise.

5. „Man nimt di **waren** Ableitungsregeln „bei der Rechtschreibung zu Hülfe.„

Hir ist nicht fon dår Kentnis der Ableitung, di der Sprachuntersucher haben mus, und durch di

år

är z. E. weiſ, daß friſch fon dem alten Fera (Sele, Läben) härkomme, oder daß öde in Einöde nichz anderſ ſei, alſ unſer jezigeſ heit oder keit: ſondern eſ iſt nur fon däm Wenigen diſer Kentniſ di Rede, daſ man bei der Rechtſchreibung nicht wol entbären kan. Und diſ beſtet fon ungefär in Folgendem:

A wird zu ä, und zu dem mit ä na ferwanten e. Sal, Säle, Saz, Seze; Fach, Fecher; Bach, Beche. Doch ich ſol doch wol nicht ein kleineſ Wörterbuch fon nicht geſchribnen, aber auſgeſprochnen Ferenderungen deſ Stam-a in e härſezen?

Ich brauchte kaum fortzufaren; aber ich wil gleichwol di Regel, in Abſicht auf e, (nur hir iſt eſ nötig) erweiſen.

Ae, und der abgebrochne Ton können nicht zugleich auſgeſprochen wärden.

Alſo iſt eſ miſſerſtandne Ableitung, wen man Silben, di mit einem Mitlaute enden, (nur diſe kommen hir in Betrachtung) und di den abgebrochnen Ton haben, mit ä ſchreibt. Den hir muſ entweder ä, oder der abgebrochne Ton

wegfal-

wegfallen. Es gibt kein Drittes. Man spreche ä in Länder aus, und di Silbe bekömt den gedenten Ton: zu dem abgebrochnen hingegen past das e Lender. (Es endert bei der Sache nichz, daß es auch zu dem gedenten past.)

Es ist übrigens freilich fil leichter nur immer ä fon a abzuleiten; aber was ligt deñ an der Leichtigkeit eines Wäges, där das Zil ferfält.

E wird zu i, und zu dem mit i na ferwanten ü. Gelten, gilt, gültig.

O nur zu ö. Röt, röter.

U nur zu ü. Buch, Bücher.

Wär der Ableitung unkundig, meint, daß a nur zu ä wärden könne, glaubt dis wol blos deswägen, weil är ä zur Helfte wi a geschriben sit. Aer lest das Auge in Sachen des Ors urteilen. Oder helt man gar etwa noch dafür, daß ä ein Doppellaut sei, und dahär der Selbstlaut e seine Stelle nicht einnämen dürfe?

Wen man sich nach diser falschen Ableitungsregel richtet; so fürt man di gerade zu irre, welche di Aussprache aus Büchern lernen müssen.

Es

Es ist mir gar nicht unbekant, daß, nach der waren Ableitungsregel, der Konjunktif fon nam neme; und dår des nimt nåme geschriben wården mus; dis lezte, weil es nåmen his. Aber was tut den das? Den alles, was hir fersen wird, wen es anders etwas wird, das fersit ja di Aussprache. Und mit dår mag ich wol Unrecht haben.

Doch es ist kein Unrecht da. Der Saz ist: Es sol Unterschid zwischen den beiden Konjunktifen sein. Allein disen Unterschid macht ja di Aussprache, obgleich auf andere Art, als es di wollen, di åben darin irren, daß si nur å fon a abstammen lassen. Hir macht si in so; und dort wider so: aber si macht in.

nimt - - - nåme

nam - - - neme

Hir also durch å und e; aber freilich in Widerspruche mit der missferstandnen Ableitung. Den dise ferlangt

nimt - - - neme

nam - - - nåme

Si macht in ferner in

trift - - - treffe

traf - - - trefe

durch den abgebrochnen und den ofnen Ton.

Ferner in

ſpricht - - - ſpreche

ſprach - - - ſpreche

durch den abgebrochnen, und den gedenten Ton.

Aber wen ſi deñ nun auch etwan einmal nicht unterſchide; waſ wer eſ deñ? Und wen ich diſ nun gar nur in Bezihung auf zwei oder drei der Zeitwörter mit dem Umlaute ſagte, di im Konjunktife der jezigen und der forigen Zeit e haben. Ich mag eſ kaum noch anfüren, daß man ſelbſt hir daſ nicht Unterſchidne fermeiden kan. Deñ man bildet um

nicht nur:

warf - - - werfe,

ſondern auch:

wurf - - - würfe.

Da man übrigenſ, deſ Unterſcheidenſ wägen, ſo gleich bei der Hand iſt, daſ werfe fon warf in ein nicht auſgeſprochneſ wärfe zu ferwandeln; ſo ſe ich nicht ein, warum man nicht fil-

mer

mer da beispringt, wo wirkliche Not ist, und also nicht dem ganzen grossen Here fon Wörtern, di z. E. är eilte, und, daß är doch eilte, nicht unterscheiden, durch irgend eine, wi sichs ferstet, auch nicht ausgesprochne Schreibung zu Hülfe kömt.

Ich habe bishär nur fon der Ableitung geredet, in so fern si bei der Umendung und Umbildung der Wörter (bis auf gültig) forkömt. Aber si stimt auch sonst mit der Aussprache überein, ob man ir gleich, wägen Ferdorrung so filer alter Wurzeln, nicht imer auf di Spur komen kan. Ich merke hir in Forbeigen an, daß di gewönlicher abgeleiteten å, ö, und ü manchmal auch Stambuchstaben, wi di andern Selbstlaute, sind. Ich wil doch etwas fon der Sache berüren. Man schreibt z. E. der Aussprache, und der Ableitung gemäs: här, Aerde. Unser jeziges ur his emals auch ar; und dises ar ist di Wurzel beider angefürter Wörter. Ferner nicht nur: Lasten wägen; sondern auch: wägen diser Ursach. Beide Wörter stammen fon dem alten Wag (Bewägung) ab. Auch der Wäg ist dises Ursprungs.

 Wohär

Wohär mögen wol dijenigen, di Leben, schweben, Reben u. s. w. schreiben, ob si gleich Läben, schwäben, Räben aussprechen, ir geschribnes e ableiten? Fon a dürfen si nach der zwar falschen, aber fon inen doch angenomnen Regel nicht. Wohär also? Oder sol hir das e, welches si schreiben, fileicht Stambuchstaben sein, (di hinzugekomnen en ferbiten dis nicht) so wi es ä auch sein kan? Also haben si auf Einmal mit der Ableitung nichz mer zu tun, durch di si gleichwol hir Alles ausmachen wolten? Doch gut; es mag den̄ Stambuchstaben sein. Aber warum sind si den̄ so nachgäbend, und ferwandeln es mit uns Andern beim Aussprechen in ä? Auf einen Stambuchstaben solte man, deücht mich, doch wol ein wenig fester halten.

Man erinre sich, daß ich bishär fon der Ableitung teils in Absicht auf Umendung und Umbildung, und teils auch one dise Bezihung geredet habe.

Dort war es offenbar, daß z. E. aus Bach, fand, nicht Bäche, fände wärden konte, sondern daß Beche, fende daraus wärden muste;

und

und zwar weil di Silbe den abgebrochnen Ton hat. Hir ist es, deücht mich, äben so offenbar, daß, so bald man nicht mit Gewisheit ableiten kan, (und wi selten kan man das; wenigstens wen es dabei auch auf di Selbstlaute ankömt) daß dan di Aussprache allein entscheidet. Dis get so weit, daß der Unterschid der Aussprache eine an sich selbst scheinbare Ableitung ferdechtig macht.

Und wen follends nicht fon abgeleiteten, sondern fon Stammwörtern di Rede ist; so wird doch wol Nimand der Aussprache di Entscheidung abstreiten wollen?

So weit fon der Ableitung, in so fern si bei der Rechtschreibung nicht wol entbärt wärden kan. Das nicht so leichte Uebrige diser Kentnis hat mit der Rechtschreibung nur in där Rüksicht noch zuweilen etwas zu tun, daß man danach etwan einmal di Schreibung eines Wortes endern kan, als ereügen fon Auge, stat ereignen; wen wir anders di Bedeütungen des ser alten Wortes eigen genung keñen, um zu wissen, daß ereignen nicht gut dafon abgeleitet wärde. Ueberhaupt aber hat es auf di Rechtschreibung keine

Einflüsse, daß z. E. fergessen, **Geist** fon dem noch jezt gebrauchten niderdeütschen **gissen**, (fermuten, denken) oder **Wemut** fon dem alten **wimen** (weinen) abstammen, oder daß man auf dem Namen **Celten**, mich deücht, mit zimlicher Warscheinlichkeit sit, daß sich dise Nazionen, so wi auch nicht wenig andre getan haben, forzugsweise **Menschen** nanten. Zu Ludewigs des Frommen Zeiten hiß dises Wort **Helithos**, bedeütete aber keine Nazion mer, sondern nur Menschen in edlem Ferstande. In unserm Worte **Helden** hat di Bedeütung noch mer fon irem Umfange ferloren.

Doch genung hirfon. Wär übrigens mit der Zurechtstellung der **ǻ** und **e**, ungeachtet meiner Gründe dafür, nicht zufriden ist, där seze sich deñ hin, und lǻse for, und spreche dabei aus, wi är es geschriben findet; aber är höre, und bemerke dan auch, wi im, und Andern di Sprache nun klinge.

Ich mus gesten, daß ich nicht begreife, warum man **schreibt**, was man **nicht lǻsen darf**;

und

und warum man nicht schreibt, was man läsen mus.

Das Schreiben hat hir nun so einen Hader mit dem Sprechen, als jene Reichsstat mit irer Nachbarin, di imer einen hinschikt, där sich, di Tür in der Hand, ir fermeintes Recht forbehelt; aber sich dan auch imer wider, unferrichteter Sache, auf dem Staube macht. Ich dechte den doch, daß wir dise altfätrischen Hendel endlich einmal schlichteten.

Allein, sagt man, wen nun, selbst in den Gegenden der guten Aussprache, der Eine fon dem Andern, in Ansehung des e oder å, wol zuweilen abwiche; würde da nicht Ungleichheit des Schreibens entsten? Als wen ein wenig Ungleichheit diser Art nicht fil besser were, als eine Gleichheit, di auch das für ausgemacht erklärt, was es nicht ist.

Und ist sich den unsre jezige Rechtschreibung etwan überal gleich? Ueberhaupt scheint mir durchgengig gleiche Rechtschreibung nicht möglich zu sein. Man stelle sich di filen Abweichungen in allen andern Punkten der Sprachen for, (ich

meine nicht di festgesezten Ausnamen) und halte si gegen dise seltnen Abweichungen in Ansehung zweier so naserwanter Buchstaben, als es e und å sind; und man wird sich ferwundern, daß man den Einwurf hat machen können.

Nun noch ein Wort fon den Mitlauten b, p; und d, t, aber nur in so fern, als si bei der Umendung und Umbildung in Betrachtung komen. Wir behalten, der Ableitung wägen, b und d am Ende der Silbe bei, ob si gleich p und t lauten. Trab, Trabes; Kind, Kindes; fand, fanden. Deñ di Ferwerlung ist hir der Aussprache nicht nachteilig, weil b und d am Ende der Silbe nicht anders, als p und t können ausgesprochen wärden. (Es ferlont sich nicht der Mühe mit seid, sind, ob u. s. w. fon dänen nichz abstamt, Ausname zu machen.) Ueberdis ist es gut, fon dem Eingefürten so fil zu behalten, als nur immer mit dem Zwekke der Rechtschreibung bestehen kan.

6 „Di

6 „Di grossen Buchstaben sind nur für das „Auge. (Ausgenommen Einer zum Unterschide fon einer. Deñ das lezt der Sprechende hören.) „Da si dem Ore wenigstens nichz ferderben; so „darf man si, wi mir es forkömt, beibehalten.

7 „Auch di Ferdoplungen in daß, denn und „hatt (hatte) dürfen beibehalten wärden.„

Um das Buch, den Leüten, und hat überal desto schneller zu unterscheiden.

Bei wen (wenn) ist keine Ferdoplung nötig. Deñ so bald es das Fürwort ist, wird wän geschriben.

Di grossen Buchstaben, und di angefürten Ferdoplungen sind beide nur fürs Auge. Es ist zimlich sonderbar, auch das Ungehörte schreiben zu wollen. Deñ man sit nicht, warum ferlangt wird, daß der Schreibende deütlicher sein sol, als der Redende. Ueberdis haben wir ja noch genung Gehörtes übrig, das nicht geschriben wird. Z. E. den gedenten Ton, dessen Bezeichnung wir so oft fälen lassen. Ferner sind å und á in manchen Wörtern ferschiden; aber

wir haben nur Ein Zeichen. Und wen ich nun follendſ noch mit Grunde behaupten könte, daß wir wenigſtenſ daſ Wäſentlichſte der Deklamazion (deñ gibt eſ wol waſ Gehörtereſ, alſ ſi?) oder wofern ich ſo ſagen darf, ire Grundtöne andeüten ſolten. Unterdeſ kümmert unſ daſ Alleſ nicht; aber, auch fürſ Auge zu ſchreiben, daran ligt eſ unſ. Mit den groſſen Buchſtaben ſind wir hir nach und nach biſ zum Regelmäſſigen gekommen; ſi haben ire beſtimten Stellen: allein alleſ Andre iſt bloſ zufellig, und berut noch dazu auf Fälern. Wir unterſcheiden z. E. Vilen Dingen, und: Beüme filen, durch daſ überflüſſige v oder f. Aeben ſo iſt eſ mit: Di **wahren** Seze, und ſi **waren** da. Daſ Denungſzeichen h, daſ man in **wahr** gehört hatte, wird in **wahren**, wo keine Denung mer iſt, fälerlerhaft fortgebraucht. Ueberdiſ ſind diſe und änliche Unterſchide manchmal da, und **manchmal auch wider nicht da**. Alſo weit ſind wir in der Sache äben nicht gekomen.

Si liſſe ſich, mich deücht, nicht nur ferbeſſern; ſondern ſie bekeme auch fon ungefär den

ir

ir nötigen Umfang; wen wir, ausser den Benennungen, auch di Zeitwörter bezeichneten; aber dise gleichwol blos da, wo es di Deütlichkeit zu erfordern schine. Wen man also z. E. di Ferwerlung des Beiwortes **waren** mit dem Zeitworte **waren** befürchtete; so bezeichnete man das lezte: aber wen mit der Benennung **Waren**; so bezeichnete man nicht, weil es **Waren** schon durch den grossen Buchstaben ist. Doch ich komme zum Forigen zurük, und behaupte, daß man fon dem Schreibenden nicht mer Deütlichkeit, als fon dem Redenden fodern könne; und dis besonders auch deswägen, weil man si bei Sachen fodert, in **welchen es so gar schwer ist zu irren**, wi fil blinder Lerm auch fon Ferwerlung, und Zweideütigkeit, und wi es weiter heist, gemacht zu wärden klägt.

8 „B, w, d, g (wen dis auf den Selbst„laut der Silbe folgt) und s gehen, so bald si „ir e ferliren, zur folgenden Silbe über. Diser „Wolklang wird durch ein Häkchen (') bezeich„net.„

Gestad'

Gestad' erhob sta - der Löw' erwacht Lö - wer. Dem Rand' entsank Ran - dent zum Sig' empor Si - gem (Sing in, nicht sin - gin.) Im Kreis' umhär Krei - sum.

Wen di angefürten Mitlaute doppelt sind; so wird der Eine mit dem e weggeworfen, und das Häkchen wird nicht gesezt. Denn sonst könte man in Ansehung des gedenten Tons irre wärden. Also für: O lisse es, o lis es, nicht lis' es. Man würde li - ses läsen wollen, und däm widerspreche doch das zu denende i.

Di andern Mitlaute gen nicht über, brauchen dahär auch keine Bezeichnung. Das weggeworfne e hat si nicht nötig. Den wozu etwas bezeichnen, das nicht gehört wird? Jene würden, wen si übergingen, manchmal sogar Uebelklang ferursachen. Rüst' in, Rü - stin u. s. w.

Nur daß zuweilen di Aussprache den Uebergang notwendig macht. Als donr in; sondr in. In dem lezten sind es gar zwei Mitlaute, di übergen son - drin. Man bezeichnet hir gleichwol

wol nicht. Deñ man kan nicht anders, als auf di angezeigte Art aussprechen.

Wen di nicht übergehenden Mitlaute doppelt sind; so wird Einer mit dem e weggeworfen, und auch kein Häkchen gesezt. **Ich bit es** klingt föllig, wi **ich bitt' es.**

9 „Wir schreiben di auslendischen Wörter, „wie wir si aussprechen.„

Unsre jezige Rechtschreibung ist, bis auf di Bezeichnung des Tons, gegen di französische und englische, fortreflich. Deñ dise haben wirklich, (der Ausdruk ist nicht übertriben) eine gewisse Barbarei. Aber äben deswägen, **weil wir schon so weit sind,** (wir schreiben schon izt nicht wenig Wörter nach dänen Regeln, fon welchen ich bishär geredet, und di ich teils aus disem Eingefürten genommen habe) **weil wir schon so weit sind, so solten wir follenden.**

Es ist sonderbar genung, daß Mut dazu gehört, dise Follendung forzuschlagen. Es wird mich indes ni reuen in gehabt zu haben, wi di Sache auch ausfalle.

Ich

Ich darf fom Forigen nichz widerholen; aber auf daſ, waſ für dän schon darin lag, där genau sa, darf ich, um Andrer willen, aufmerksam machen, darauf nämlich, daß di Rechtschreibung, dären Annämung ich wünsche, ser leicht ist. Denn si ist, ausser iren Gründen, in Folgendem ganz enthalten:

Buchstaben	
überflüssige	y; c, dt, th, daſ End-ſ, ph, f oder v. Auch di Doppellaute ai und äü (äu)
grosse	bleiben.
Selbstlaute	
ä, e.	keinſ von beiden zweilautig zu brauchen.
Mitlaute	
d, b.	auch, wen si am Ende der Silbe t, p klingen. Kind; Stab.
h.	nicht am Ende der Silbe. sä.
pf	nur f im Anfange der Silbe, und wen eſ si nach einem Mitlaute endet. Fender, stumf.

n	ni für m. Samft, nicht sanft.
g	überal, wo es di jezige Rechtschreibung sezt.
ferdoppelte	nur, wo si ausgesprochen wärden, ausser daß denn, und hatt.
ss	wird zwischen Selbstlauten, wi di andern ausgesprochen. grosse.
Schreibferkürzungen.	überal zu brauchen, wo si hingehören.
tz	überflüssig.
q	one u. Qelle.
Das Tonzeichen.	hat nur der Ton der Denung (auch der halben) und nur da, wo man in mit dem abgebrochnen ferwexeln könte.
Das Häkchen (')	bekommen nur b, w, d, g, und s.

Wozu man sich entschlissen wird? Man kan nur fon dreien Eins wälen. Man bleibt entweder genau beim Eingefürten, so ser es auch oft fon sich selbst abget; oder man beobachtet alle

Regeln

Regeln ganz, welche das Eingefürte hat; oder man ferwirft einige derselben, und ersezt si durch bessere.

Ich würde noch ein Firtes hinzusezen, und sagen, daß man es nach und nach mit disem und jenem einer besseren Rechtschreibung fersuchen könte; wen wir nicht in Zeiten läbten, di es mit den Forurteilen kurz und gut abtun.

Wär das erste wält, ist einer von den Gemechlichen und Endrungsscheüen, di nichz untersuchen mögen, und kein höheres Gesez, als di Mode, kennen. So einer ist deñ nun blos damit bescheftigt, daß är herumblettre, und zusehe, ob etwan ein neües h und so was aufgekommen, oder wider ferschwunden sei, damit är es ja schreibe, oder weglasse. Den är würde sichs kaum ferzein, wen är auch nur Einen Buchstaben, dår geschriben wird, nicht mit machte.

Hirbei stöst im denn freilich manchmal etwas fon ser sonderbarer Art auf, als: schmäucheln fon Schmauch; (fon schmigen; sich schmigen und bigen) aber är lest es ja auch gleich wider faren, so bald es abkömt.

Wär

Wär di zweite Wal trift, ist ein Man, där mit sich selbst einſ ist. Aer hat nicht nur Regeln; år wendet ſi auch an. Fon im ist zu fermuten, daß, ſo bald år di Unrichtigkeit fon einigen ſeiner Regeln, oder den Umwäg ſit, dån man nach inen nämen muſ, år ſi ferwerfen wärde. Jezt muſ år, unter andern, noch ſo ſchreiben: Flieh'n, lächel'n, wander'n. Plahn, (oder Plaan u. ſ. w.) kahm; bequehm, wehm, wehrth; ſchohn, Throhn; nuhr, Natuhr, Cultuhr; ferner binn, hinn; hellleuchtend, gewonnnen, gewintt; geſtrittten, ſtritſtt. In Chuhrfürſtt ſind beide Bezeichnungen beiſammen. Wil man di lezte nicht gelten laſſen; ſo frag' ich: Ob man deñ liber Chuhrfürrſt (wi Schrifft, und ſolche) ſchreiben mögte? Deñ Einſ fon beiden muſ ſein, damit nicht Chuhrführſt ausgeſprochen wärde.

In Anſehung deſ Dritten hab' ich nur noch Folgendeſ zu ſagen. Helt man di Wegwerfung deſ End - ſ, und di Beibehaltung der groſſen Buchſtaben; der Ferdoplungen daß, denn, hatt; und deſ ei; (daſ regelmäſſiger ai geſchri-

ben würde, und folglich auch aů stat eů) oder di Schreibung der auslendischen Wörter nach unsrer Aussprache, helt man dis für weniger wåsentlich, als das Uebrige; oder zit man auch ein anderes Tonzeichen for: so wård' ich, on Anstand zu nåmen, der Merheit der Stimmen folgen. Aber bei dem Uebrigen kan ich nur überwigenden Gegengründen weichen. Und dise müssen in dem Zwekke, welchen di Rechtschreibung allein haben kan, ligen, nämlich: „Das Gehörte der guten „Aussprache nach der Regel der Sparsamkeit zu schreiben.„

XXXX (1+2)
III. 83
IX. 84
XII. 87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung einiger Erziehungsschriften Nebst Aufsätzen von Klopstock, Feder und Brückner

Bd.: 2

Leipzig 1778

Paed.th. 743-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762412-9
VD18 80382487-001